

AUF DER SUCHE NACH WELT: EVA RECHEL-MERTENS' PROUST-ÜBERSETZUNG
IM SUHRKAMP VERLAG (1953-2002)

by

Nora Bruegmann

Dissertation

Submitted to the Faculty of the
Graduate School of Vanderbilt University
in partial fulfillment of the requirements
for the degree of

DOCTOR OF PHILOSOPHY

in

German

December, 2015

Approved:

Professor Meike Werner

Professor Barbara Hahn

Professor James McFarland

Professor Helmut Walser Smith

Copyright © 2015 by Nora Bruegmann
All Rights Reserved

DANK

Für die langjährige finanzielle Unterstützung meiner Arbeit geht mein Dank an die Vanderbilt University in Nashville, Tennessee, insbesondere an die Vanderbilt Graduate School und das Department for Germanic and Slavic Languages.

Ganz besonders danke ich Meike Werner für die intensive Betreuung, die ausführlichen Diskussionen und Unterstützung in jeder Phase der Arbeit. Barbara Hahn, James McFarland und Helmut Walser Smith danke ich für die zahlreichen Gespräche über meine Arbeit sowie die Anregungen, die ich in ihren Seminaren erhalten habe.

An die Vanderbilt Graduate School geht mein Dank für den Summer Research Award (2012), an das Deutsche Literaturarchiv Marbach für ein Suhrkamp-Reisestipendium (2012) und ein weiteres Reisestipendium (2013) sowie die Unterstützung meiner Forschung vor Ort: Jan Bürger half mit zahlreichen nützlichen Hinweisen und Anregungen weiter, Petra Weiß und Sabine Borchert ermöglichten mir Einsicht in noch nicht erfasste Archivalien; Hildegard Dieke, Heidrun Fink und Thomas Kemme gaben mir im Handschriften Lesesaal die bestellten Archivalien auch bei starkem Andrang mit stets gleicher Freundlichkeit heraus.

Für die Erlaubnis, aus Eva Rechel-Mertens' Briefen und Manuskripten zu zitieren, danke ich Prof. Dr. Rudolf Prinz zur Lippe. Weitere Zitiergenehmigungen erhielt ich vom Suhrkamp Verlag (Peter Suhrkamp, Siegfried Unseld, Walter Boehlich, Friedrich Podszus und Wolfgang Hirsch), von Walter Gsottschneider (Ernst Robert Curtius), Dr. Irene Selle (Rudolf Schottlaender) und dem Klett-Cotta-Verlag (Hans Paeschke und Joachim Moras). Auch für diese Zitiergenehmigungen bin ich dankbar.

Schließlich danke ich meinen Freunden und meiner Familie, insbesondere Ingo Kieslich, für ihr Interesse an meiner Arbeit und die vielen Gespräche darüber.

Ohne die vielfältige Unterstützung, die ich so von allen Seiten erhielt, wäre meine Arbeit nicht möglich gewesen.

INHALTSVERZEICHNIS

KAPITEL I

EINLEITUNG:

EDITION UND ÜBERSETZUNG ALS FORTSCHREIBUNG DER <i>RECHERCHE</i>	1
THESEN, METHODEN UND AUFBAU	7
ZITATE, ORTHOGRAPHIE UND ABKÜRZUNGEN	13

KAPITEL II

ÜBERSETZUNG UND EUROPABEWUSSTSEIN	15
IN GANZ EUROPA ZU HAUSE: EINE KINDHEIT AUF REISEN	16
EUROPÄISCHE IDENTITÄT AUF DER PROBE: KRIEGSERFAHRUNGEN	17
DIE ENERGIE DES KRIEGES IM FRIEDEN?	
STREIT UM KRIEGSBÜCHER UND LITERATURKRITIK	24
GEGEN DIE AKTUALISIERUNG EINES HISTORISCHEN LEBENSLAUF:	
EINE SCHARFE KRITIK	37
AUF DER SUCHE NACH DER RICHTIGEN SCHREIBFORM:	
VON MARBURG NACH HEIDELBERG	39
UMGANGSSPRACHE ALS ÜBERSETZUNGSPROBLEM	54
JAHRE DES SCHWEIGENS	56
WIEDER SCHREIBEN:	
ZWISCHEN KATHOLIZISMUS UND EXISTENTIALISMUS	58
HISTORISIEREND UND SCHRIFTSPRACHLICH:	
EVA RECHEL-MERTENS' PROUST-ÜBERSETZUNG	61
ZUSAMMENARBEIT MIT SUHRKAMP	72
ÜBERSETZUNG ALS RECHEL-MERTENS' SCHREIBFORM	87

KAPITEL III

PERSPEKTIVEN AUF PROUST:

RECHEL-MERTENS' ÜBERSETZUNG IN DER KRITIK	97
PETER SUHRKAMP: „MEIN WEG ZU PROUST“	97
AUF DER SUCHE NACH WELT:	
EVA RECHEL-MERTENS' PROUST-ÜBERSETZUNG IM FEUILLETON	107
RECHEL-MERTENS' VERLAGSINTERNE KRITIKER	128

Rudolf Schottlaender	129
Walter Boehlich	134
Wolfgang Hirsch	153
ZWISCHEN REGIONALISMUS UND EUROPÄISIERUNG: RECHEL- MERTENS IN AUSEINANDERSETZUNG MIT IHREN KRITIKERN	154
Die Register der <i>Recherche</i>	171
Aktualisierende vs. historisierende Übersetzungsweise	176
Regionale Ausdrücke	178
Übersetzen oder nicht übersetzen?	181
Nationalsozialistisch kontaminierte Sprache?	187
 KAPITEL IV	
DIE IDEALE STANDARD AUSGABE: SIEGFRIED UNSELD ÜBER RECHEL-MERTENS' ÜBERSETZUNG	196
 ÜBERSETZUNG ALS FORM DER INTERPRETATION: KELLERS REVISION VON RECHEL-MERTENS' ARBEIT	201
EIN KOMPROMISS: REVISION ZWISCHEN RECHEL-MERTENS UND IHREN KRITIKERN	212
Erhalt des französischen Kolorits	212
Varianten gesprochener Sprache	213
Der Vorwurf der „Blässe“	215
Sprache um die Jahrhundertwende	221
Übersetzung von „Race“ auf historisch gerechtfertigter Grundlage	222
 KAPITEL V	
SCHLUSS	235
 QUELLEN	
ÜBERSETZUNGEN UND AUSGABEN	241

Vollständige Übersetzungen und Ausgaben	241
Unvollständige und Teilausgaben	242
UNVERÖFFENTLICHTE QUELLEN	242
VERÖFFENTLICHUNGEN ZUM KONTEXT	246
Anonym	260

KAPITEL I

EINLEITUNG:

EDITION UND ÜBERSETZUNG ALS FORTSCHREIBUNG DER *RECHERCHE*

À la Recherche du Temps Perdu, der französische Klassiker der Moderne, ist nicht nur das Lebenswerk Marcel Prousts. Er war es, der das Werk zunächst unbewusst als solches in Tagebuchnotizen und Briefen entwickelte und ab 1908 bewusst in Romanform niederschrieb,¹ ausgehend einerseits von seinen Kindheitserinnerungen, und andererseits von seinen Erfahrungen in den exklusiven Pariser Salons der Jahrhundertwende. Doch es gab Mitwirkende – Herausgeber, Verlage, Übersetzer und Proust-Exegeten, – die ihre Zeit diesem Werk, das vom Autor teilweise nur in Form von Bruchstücken hinterlassen worden war, widmeten. Erst durch sie wurde es als solches etabliert.

Proust nahm die Arbeit an dem Roman mit dem Titel *À la Recherche du Temps Perdu* auf, nachdem er sich in Trauer um den Tod der Eltern, besonders der Mutter, und in fragilem gesundheitlichem Zustand vom gesellschaftlichen Leben weitestgehend zurückgezogen hatte.² Zurückgreifend auf Tagebuchnotizen und Briefe schrieb er unentwegt. Immer wieder überarbeitete er sein Manuskript an den verschiedensten Stellen; Prousts Schreibbewegung verlief also nicht linear, sondern springend.³ Erst im November 1912, nach gescheiterten Verhandlungen mit anderen Verlegern,⁴ wagte es Proust, sich mit einer Version des ersten

¹ Ronald Hayman, *Marcel Proust*, übers. Max Looser (Frankfurt/M.: Insel, 2000), 340.

² Ebd., 432.

³ Ebd., 449.

⁴ Ebd., 447.

Bandes, *Du Côté de chez Swann*, an den erst 1911 gegründeten Verlag Gallimard zu wenden.⁵

Gallimard hatte bis dahin Romane von Paul Claudel, André Gide, Charles-Louis Philippe, Saint-John Perse und Joseph Conrad veröffentlicht. André Gide, der neben Gaston Gallimard eine zentrale Stellung in der Leitung des Verlagshauses innehatte, lehnte Prousts Manuskript zunächst ab.⁶ Schließlich nahm der Verlag Grasset, der sich als Verlag von Paul Reboux' und Charles Mullers Pastiches, *À la Manière de ...*, einen Namen gemacht und Werke von den Brüdern Goncourt sowie Alphonse de Châteaubriant verlegt hatte, *Du Côté de chez Swann* in sein Programm auf. Allerdings musste Proust die Veröffentlichungskosten selbst tragen.⁷

Mit dem zweiten Band, *À l'Ombre des Jeunes Filles en Fleurs*, gelang Proust schließlich der Durchbruch. Gallimard hatte *Du Côté de chez Swann* 1916 von Grasset in sein Programm übernommen, nachdem Gide seine erste Entscheidung als Fehler und Resultat einer nachlässigen Lektüre bezeichnet hatte.⁸ *À l'Ombre des Jeunes Filles en Fleurs*, der ebenfalls bei Gallimard erschienene zweite Band, wurde 1919 mit dem Prix Goncourt ausgezeichnet.⁹ Von nun an wechselte Proust den Verleger nicht mehr. Bis zu seinem Tod 1922 erschienen, abgesehen von dem zweiten und dem ersten Band, *Le Côté des Guermantes* in zwei Teilbänden, und *Sodom et Gomorrhe I* und *II*. Dabei soll Proust die Geduld und die finanziellen Mittel der Setzer und des Verlegers sehr strapaziert haben, indem er die Ränder der zur abschließenden Kontrolle vorgelegten Druckfahnen lückenlos mit Änderungs- und Ergänzungswünschen beschrieb, ebenso wie den Platz zwischen den Zeilen.¹⁰ Die eigentlich zu korrigierenden Druckfehler blieben

⁵ Hayman, 451.

⁶ Ebd., 453.

⁷ Ebd., 460.

⁸ Ebd., 524.

⁹ Ebd., 568.

¹⁰ Walter Benjamin, „Zum Bilde Prousts,“ in *Walter Benjamin: Gesammelte Schriften*, hrsg. Hermann Schweppenhäuser und Rolf Tiedemann (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1991), II.I: 312.

indessen stehen.¹¹ Auf Prousts Sterbebett sollen sich ungeordnete beschriebene und überschriebene Blätter gehäuft haben, als ob der Autor mitten in der Arbeit an einem Projekt unterbrochen worden wäre, das nicht abzuschließen oder in den Griff zu bekommen war.¹²

Aus den übrigen Manuskripten stellte Prousts Bruder Robert mit Hilfe des Dichters Jacques Rivière, des Schriftstellers Jean Paulhan und anderen Mitarbeitern der *Nouvelle Revue Française* die Bände *La Prisonnière*, *Albertine Disparue* und *Le Temps Retrouvé* zusammen.¹³ Dabei waren immer wieder Kompromisse mit dem Verleger Gallimard zu schließen, der das Ziel verfolgte, gut lesbare, fertige Romane vorzulegen.¹⁴ Robert Proust dagegen hätte die Manuskripte am liebsten unverändert in Druck gegeben und das Risiko unfertig wirkender Bände auf sich genommen. Schon die Auswahl der Manuskripte und Titel erzwangen jedoch immer wieder Entscheidungen.¹⁵ Streitpunkte zwischen dem Verlag und Robert Proust wurden darüber hinaus z.B. die Bandaufteilung und etwaige Lektürehilfen am unteren Seitenrand.¹⁶ Die posthum zusammengestellten Romanbände erschienen zwischen 1923 und 1927.¹⁷

Ab 1954 wurde Prousts Werk in Frankreich neu und erstmals kritisch ediert, d.h. die editorischen Entscheidungen wurden nun in einem Vorwort und einem editorischen Kommentar begründet, so auch die Titeländerung von *Albertine Disparue* zu *La Fugitive: La Fugitive* entspräche Prousts ursprünglich vorgesehenen Titel.¹⁸ Nur, weil ein Roman gleichen Titels erschienen war, hatte sich der Autor zur Titeländerung entschlossen und im Oktober 1922 bedauernd an seinen Verleger geschrieben: „Wie Sie sehr richtig gesehen haben, geht ohne den

¹¹ Benjamin, Proust, 312.

¹² Ebd., 324.

¹³ Nathalie Mauriac Dyer, Vorwort zu *Robert Proust et la Nouvelle Revue Française: Les Années Perdues de la Recherche*, hrsg. Nathalie Mauriac Dyer (Paris: Gallimard, 1999), 15.

¹⁴ Ebd., 16.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Ebd., 19.

¹⁸ André Ferré, editorische Notiz zu *À la Recherche du Temps Perdu* von Marcel Proust, hrsg. Pierre Clarac und André Ferré (Paris: Gallimard, 1954), I: XXXV.

Titel *Die Flüchtige* die Symmetrie [zu dem Titel des vorangehenden Bandes, *Die Gefangene*,] verloren.“¹⁹ Da Proust *La Fugitive* vorgezogen hätte, so der Herausgeber, greife man in der neuen Ausgabe auf diesen Titel zurück.²⁰ In der von Jean-Yves Tadié verantworteten Ausgabe aus den achtziger Jahren erschien der Band wieder unter dem Titel *Albertine Disparue*, den Proust zuletzt, wenn auch unter Bedauern, autorisiert hatte.²¹ Im Gegensatz zu den Herausgebern der Ausgabe von 1954 wurde in der aus den achtziger Jahren nicht Prousts Wunschtitel, sondern der zuletzt von Proust vergebene zum Maßstab. Die Übersetzungen von Rechel-Mertens und Keller orientieren sich mit *Die Entflohene*²² bzw. *Die Flüchtige*²³ an Prousts Wunschtitel.

Schon die Geschichte der Edition in Frankreich verdeutlicht, dass allein in der *Recherche* viele Mitwirkende Spuren hinterlassen haben. Die Suche nach der verlorenen Zeit gestaltete sich zu einem Gruppenprojekt. Durch Verleger, Lektoren und Herausgeber wurde das Werk mitgeprägt. Fast scheint es, als ob die Mitwirkenden Prousts eigenes Schreiben, Neuschreiben und Überschreiben in der Edition seiner Werke fortsetzten. Welche Maßstäbe sie dabei zugrundelegten, hing nicht nur von dem einzelnen Mitwirkenden, dessen Ausdrucksweise, Präferenzen, Einstellungen, Verfasstheit ab, sondern auch von dem gesellschaftlichen Kontext, in dem er sich bewegte. Der gesellschaftliche Kontext beeinflusste nicht nur die Mitwirkenden, sondern auch die Wirkung, die der Text in seiner jeweiligen Darbietung entfalten konnte. Welcher Leserschaft sollte Prousts Werk präsentiert werden? Eine Frage, die sich im Rahmen von Prousts Editions-geschichte immer wieder stellte, war zum Beispiel, wie eng sich die Edition

¹⁹ Zitiert in Ferré, editorische Notiz, XXXV: „Comme vous l’avez très bien vu, le titre *La Fugitive* disparaissant, la symétrie se trouve bousculée.“

²⁰ Ebd.

²¹ Jean-Yves Tadié, editorische Notiz zu *À la Recherche du Temps Perdu* von Marcel Proust, hrsg. Jean-Yves Tadié (Paris, Gallimard: 1987), I: CLXXIII.

²² Marcel Proust, „Die Entflohene,“ in *Auf der Suche nach der Verlorenen Zeit*, übers. Eva Rechel-Mertens, Bd. VI, 1953-1957 (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1957).

²³ Marcel Proust, „Die Flüchtige,“ in *Auf der Suche nach der Verlorenen Zeit*, übers. Eva Rechel-Mertens, rev. Luzius Keller und Sibylla Laemmle, Bd. VI, 1994-2002 (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2001).

an die unfertigen Manuskripte halten solle, und was Treue zum Original bedeutet, wenn Passagen zweimal geschrieben wurden und der Status der Manuskripte nicht zweifelsfrei zu klären ist.

Die Geschichte der Übersetzung von Prousts Werken, so ließe sich argumentieren, ist in diesem Sinne eine Fortsetzung des Neu- und Überschreibens. Im Gegensatz zur Editions-geschichte, die als eine erste Etappe in diesem Prozess gelten kann, tritt mit der Übersetzung ein weiterer Aspekt hinzu: Die der Zielsprache. Der Übersetzer Vincent von Wroblewsky, dem die deutschsprachige Ausgabe der Werke von Sartre zu verdanken ist, fasste die Besonderheit von Übersetzungen so zusammen:

Jede Übersetzung ist also „in Situation,“ und das in wenigstens drei Bedeutungen: sie ist zunächst situiert im Verhältnis zur Subjektivität des Autors, seiner ihm eigenen Sprache („parole“), die selbst abhängt von der Sprache, derer er sich gemeinsam mit einer Sprachgemeinschaft bedient („langue“). Saussures Begriffe der „parole“ und der „langue“ verweisen uns auf eine doppelte historische Beziehung, auf eine Dialektik von Synchronie und Diachronie. Sie ist zweitens situiert durch die Subjektivität des Übersetzers, die ihrerseits von dessen Situation abhängt. Und drittens sind die Regeln der Produktion und Rezeption der Übersetzung situiert, sie sind historisch datiert und sozial anerkannt.²⁴

Die Geschichte von Prousts Edition in Frankreich verdeutlicht, dass auch eine Ausgabe situiert ist. Auf die Übersetzung trifft dies jedoch in einem gesteigerten Grad zu, was sich bereits aus der unterschiedlichen Funktion von Text und Übersetzung ergibt. Die Texte des Herausgebers haben eine rahmende Funktion; mit einem Vor- oder Nachwort, Kommentaren und Anmerkungen, ja,

²⁴ Vincent von Wroblewsky, „Sartre Übersetzen“ in *Halbe Sachen – Wolfenbüttler Übersetzer-gespräche IV-VI; Erlanger Übersetzerwerkstatt I-II*. Wolfenbütteler Akademie-Texte, hrsg. Olaf Kutzmutz und Adrian La Salvia (Wolfenbüttel: Bundesakademie für kulturelle Bildung Wolfenbüttel, 2006), 24: 275.

im Satz und der optischen Aufbereitung im Buch setzt der Herausgeber den dargebotenen Text in Szene. Die Übersetzung hat keine rahmende Funktion; vielmehr ist sie ein geschichteter Text, in dem die Sprache des Übersetzers die des Autors überblendet. Sie trägt seine Handschrift, lässt die des Autors jedoch durchscheinen, insofern sie ihre Besonderheiten, die in die „langue“ eingebundene „parole“ des Autors zu übertragen sucht.

Da die Übersetzung also nicht nur eine rahmende Funktion hat, sondern einen eigenen Textkörper darstellt, wirkt sich selbstverständlich die dem Übersetzer eigene Sprache, „parole“, die sich etwa in einem bevorzugten Sprachregister oder oft verwendeten Ausdrücken äußert, wesentlich stärker aus als in einer Textausgabe. Gleiches gilt für die Sprache, der sich der Übersetzer gemeinsam mit einer Sprachgemeinschaft bedient. Eine besondere Herausforderung bedeutet dies zum Beispiel, wenn die Sprache des Originals in ein kulturell oder historisch bedingtes Spannungsverhältnis zur Zielsprache gerät. Flüche und Kraftausdrücke zum Beispiel unterscheiden sich in ihrer Verwendung und Wirkung kulturell sehr stark. In der Übersetzung älterer Texte können Formulierungen zum Problem werden, die politisch nicht mehr akzeptabel sind. Das Bewusstsein für die Wechselwirkung von sprachlicher und gesellschaftlicher Realität hat seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts stark zugenommen und beeinflusst den aktuellen Sprachgebrauch. Stammt der zu übersetzende Text wie im Fall Prousts aus einer Epoche, in der ein solches Problembewusstsein noch nicht in dieser Weise entwickelt war, muss der Übersetzer entscheiden, inwieweit er die „langue“ des Originals an den aktuell üblichen Sprachgebrauch seiner Leserschaft angleicht. Anders gelagert kehrt hier die Frage wieder, die sich auch schon den Herausgebern des Proustischen Werks gestellt hat, nämlich inwieweit und mit welchen Mitteln der Leserschaft das Original nahegebracht werden soll.

THESEN, METHODEN UND AUFBAU

Die Geschichte der deutschsprachigen Proust-Übersetzung bietet ein eindrückliches Beispiel für die dreifache Situation von Übersetzungen. Sie erstreckt sich von 1926 bis 2001, und verläuft, so ließe sich argumentieren, fast parallel mit der Geschichte des 20. Jahrhunderts. Der Historiker Eric Hobsbawm, der eine Geschichte, wenn nicht die einschlägige Geschichte des 20. Jahrhunderts verfasste, bezeichnete dieses schon im Titel seines Buchs *Das Zeitalter der Extreme*, oder das „kurze 20. Jahrhundert,“ das er mit dem Beginn des Ersten Weltkrieges 1914 einsetzten und dem Zusammenbruch der Sowjetunion enden ließ.²⁵ Zwei Weltkriege, Faschismus, Nationalsozialismus, die Katastrophe des Holocaust sind der historische Kontext der Proust-Übersetzung. Einige Zeitgenossen hatten Deutschland in vier Staatsformen erlebt. Die Proust-Übersetzer, Verleger, Verlagsmitarbeiter und Kritiker bewegten sich in den resultierenden politischen Spannungen sehr unterschiedlich, was sich auf ihr Selbstverständnis und ihre Übersetzungspraxis, ihre Verlags- oder journalistische Tätigkeit auswirkte.

Das Ziel der nachfolgenden Arbeit ist, die deutschsprachigen Übersetzungen der *Recherche* in ihrer dreifachen Situation zu verstehen, insbesondere die erste vollständige Übersetzung, die Eva Rechel-Mertens (1895 - 1981) von 1953-1957²⁶ im Auftrag des Suhrkamp Verlags vorlegte. Die Geschichte der deutschsprachigen Proust-Übersetzung nahm ihren Anfang allerdings bereits 1926, als Rudolf Schottlaender für den Berliner Verlag Die Schmiede, einem Verlag mit avantgardistischem und linksintellektuellem Programm, den ersten Band unter dem Titel *Der Weg zu Swann* vorlegte.²⁷ 1927 und 1930 folgten zwei weitere Bände in der

²⁵ Eric Hobsbawm, *Das Zeitalter der Extreme: Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, übers. Yvonne Badal (München: Hanser, 1995), 7.

²⁶ Marcel Proust, *Auf der Suche nach der Verlorenen Zeit*, übers. Eva Rechel-Mertens, 7 Bde. (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1953-1957).

²⁷ Marcel Proust, *Der Weg zu Swann*, übers. Rudolf Schottlaender (Berlin: Die Schmiede, 1926).

Übersetzung von Walter Benjamin und Franz Hessel: *Im Schatten der Jungen Mädchen*²⁸ und *Die Herzogin von Guermantes*.²⁹ Letzterer erschien im Münchner PiperVerlag, an den der Verlag Die Schmiede, dessen finanzielle Mittel erschöpft waren, die Übersetzungsrechte verkauft hatte.³⁰ Schon zu diesem Zeitpunkt war das breitere öffentliche Interesse an Proust jedoch im Sande verlaufen. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten hätte die Übersetzung auch bei weiterem Interesse nicht fortgeführt werden dürfen, doch waren die bereits übersetzten Bände noch bis 1939 antiquarisch erhältlich.³¹

Eva Rechel-Mertens' Übersetzung wurde von 1957 bis 1967 unter dem Lektorat Walter Boehlich (1921-2006) immer wieder neu aufgelegt und in verschiedenen Ausgaben herausgegeben, 1967 schließlich in einer dreibändigen Dünndruckausgabe, die als die „definitive“ bezeichnet wurde.³² Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass Boehlich sich dem Suhrkamp Verlag durch eine scharfe Kritik an Rechel-Mertens' Übersetzung empfohlen hatte. Diese Kritik – auf sie wird im vierten Kapitel näher eingegangen - wies Boehlich als gründlichen und streitbaren Leser aus, mit dem an Texten zu arbeiten eine Herausforderung darstellte, die sich lohnte. Von ihm lektorierte Texte brauchten die Öffentlichkeit nicht zu scheuen. Die definitive Proust-Ausgabe von 1967 erfuhr trotzdem eine weitere Revision; von 1994 bis 2002 erschien die von Luzius Keller herausgegebene Frankfurter Ausgabe.³³ 2002³⁴ und 2004³⁵ veröffentlichte der Verlag Liebeskind zwei Teilbände in der Übersetzung von Michael Kleeberg;

²⁸ Marcel Proust, *Im Schatten der Jungen Mädchen*, übers. Walter Benjamin und Franz Hessel (Berlin: Die Schmiede, 1927).

²⁹ Marcel Proust, *Die Herzogin von Guermantes*, übers. Walter Benjamin und Franz Hessel (München: Piper, 1930).

³⁰ Nathalie Mälzer, *Proust oder Ähnlich: ProustÜbersetzen in Deutschland* (Berlin: Das Arsenal, 1996), 65/66.

³¹ Hans Dieter Schäfer, *Das gespaltene Bewußtsein: Vom Dritten Reich bis zu den Langen Fünfziger Jahren* (Göttingen: Wallstein, 2009), 341.

³² Marcel Proust, *Auf der Suche nach der Verlorenen Zeit*, übers. Eva Rechel-Mertens, 3 Bde. (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1967).

³³ Marcel Proust, *Auf der Suche nach der Verlorenen Zeit*, übers. Eva Rechel-Mertens, rev. Luzius Keller, 7 Bde. (Frankfurt/M.: 1994-2002).

³⁴ Marcel Proust, *Combray*, übers. Michael Kleeberg (München: Liebeskind, 2002).

³⁵ Marcel Proust, *Eine Liebe Swanns*, übers. Michael Kleeberg (München: Liebeskind, 2004).

der Reclam Verlag plant eine neue Gesamtausgabe, von der bislang die Bände *Auf dem Weg zu Swann* (2013),³⁶ *Im Schatten Junger Mädchenblüte* (2014)³⁷ und *Der Weg nach Guermantes* (2014)³⁸ in der Übersetzung von Bernd-Jürgen Fischer erschienen sind.

Über verschiedene Aspekte der deutschsprachigen Proust-Übersetzung liegen bereits wissenschaftliche Arbeiten vor. Barbara Kleiner, die als Literaturübersetzerin tätig ist, promovierte 1980 mit einer Studie über Walter Benjamin und Proust: *Sprache und Entfremdung: Die Proust-Übersetzungen Walter Benjamins innerhalb seiner Sprach- und Übersetzungstheorie*.³⁹ In dieser Dissertation weist Kleiner zunächst ein sprach- und erfahrungstheoretisches Interesse nach, das Benjamin und Proust miteinander verbindet. Die Übersetzung der *Recherche*, so Kleiner, war für Benjamin die ideale Gelegenheit, seine Theorien praktisch zu erproben. Kleiner kommt auf der Grundlage ihrer Untersuchungen zu dem Schluss, dass Benjamins Übersetzung der von Rechel-Mertens vorzuziehen sei, eine Schlussfolgerung, die auf der Voraussetzung beruht, dass Benjamins Sicht auf Proust die angemessenste wäre.

Die Geschichte der Proust-Übersetzung verdeutlicht indessen, dass Benjamins Sicht eine unter vielen ist; kein Proust-Übersetzer ist bislang seinem Ansatz gefolgt und trotzdem haben auch Schottlaender und Rechel-Mertens eine Leserschaft gefunden, bei der das von der *Recherche* angekommen ist, was diese Übersetzer vermitteln konnten. Verschiedene Proust-Lektüren lässt Nathalie Mälzer in ihrer Magisterarbeit *Proust oder Ähnlich: Proust Übersetzen in Deutschland* gelten, die 1996 in Buchform erschien. Ebenfalls auf detaillierte Übersetzungsvergleiche gestützt, arbeitet Mälzer die Leistungen der verschiedenen Übersetzungen heraus. Die Ergebnisse interpretiert sie im Zusammenhang mit den Vorhaben und

³⁶ Marcel Proust, *Auf dem Weg zu Swann*, übers. Bernd-Jürgen Fischer (Ditzingen: Reclam, 2013).

³⁷ Marcel Proust, *Im Schatten Junger Mädchenblüte*, übers. Bernd-Jürgen Fischer (Ditzingen: Reclam, 2014).

³⁸ Marcel Proust, *Der Weg nach Guermantes*, übers. Bernd-Jürgen Fischer (Ditzingen: Reclam, 2014).

³⁹ Barbara Kleiner, *Sprache und Entfremdung: Die Proust-Übersetzungen Walter Benjamins innerhalb seiner Sprach- und Übersetzungstheorie* (Bonn: Bouvier, 1980).

Möglichkeiten der Übersetzer, sofern sich diese in veröffentlichten Quellen darüber geäußert haben.

Seit 2009 ist das Archiv des Suhrkamp-Verlags im Deutschen Literaturarchiv Marbach zugänglich. Dort ist auch die Proust betreffende Verlagskorrespondenz aufbewahrt. Auf der Grundlage der Verlagskorrespondenz zwischen Rechel-Mertens und dem Suhrkamp Verlag, dem ebenfalls im Deutschen Literaturarchiv zugänglichen Nachlass der Übersetzerin, ihrer, Boehlichs und Ernst Robert Curtius' Korrespondenz mit dem *Merkur: Zeitschrift für Europäisches Denken* lassen sich die Hintergründe und Zusammenhänge insbesondere für die Übersetzung von Rechel-Mertens' Übersetzung umfassend aufarbeiten. Rechel-Mertens und Boehlich hatten beide bei Curtius studiert, der von den Zwanziger Jahren an einer der einflussreichsten Romanisten und Kritiker der zeitgenössischen französischsprachigen Literatur war. Curtius hat außerdem, so wird in der nachfolgenden Arbeit gezeigt, bis etwa zum Abschluss der Frankfurter Ausgabe die Parameter der Diskussion um die richtige Proust-Lektüre und –Übertragung gesetzt.

In der Verlagskorrespondenz und in Rechel-Mertens' Nachlass sind zudem in Form von Rezensionen, Manuskripten für Radiovorträge und Zuschriften zahlreiche Reaktionen auf die erste vollständig übersetzte *Recherche* überliefert, die weitreichende Schlussfolgerungen über die Rezeptionsbedingungen in den fünfziger Jahren zulassen; sie verdeutlichen, welche Aspekte das leidenschaftliche Interesse des damaligen Lesepublikums auf sich zogen, welche übergangen wurden und welche Hoffnungen und Wünsche sich mit dem Erscheinen einer deutschsprachigen Proust-Übersetzung verbanden. Im Vergleich zu den bereits vorliegenden Arbeiten verschiebt sich in der vorliegenden der Fokus von der Qualität der einzelnen Übersetzungen hin zu der Frage, warum die jeweiligen Übersetzer sich für bestimmte Übersetzungsmöglichkeiten

entschieden haben, warum sie darin vom Verlag, Lektoren und Leserschaft Unterstützung oder Kritik erfuhren.

In der Frage nach dem Kontext und den Motiven liegt bereits die Begründung für die Beschränkung auf Prousts Hauptwerk und den Fokus auf Eva Rechel-Mertens' Übersetzung. Das besonders intensive Interesse an Prousts Hauptwerk provozierte immer wieder Kontroversen um die richtige Lektüre und Übersetzung. Rechel-Mertens musste sich sowohl zu Einwänden des ersten Proust-Übersetzers verhalten wie zu denen von Walter Boehlich, so dass sie immer wieder zu prinzipiellen übersetzungstheoretischen Fragen Stellung nehmen musste. Schottlaender und Boehlich hingegen offenbarten in ihren Anmerkungen ihr Übersetzungsverständnis. In den verlagsinternen Auseinandersetzungen, die in der Verlagskorrespondenz überliefert sind, werden die verschiedenen Perspektiven auf Proust fassbar, die sich in die Übersetzung einschrieben, und mit ihnen der biographische und historische Horizont der Mitwirkenden. Die Bedeutung des Kontexts oder die dreifache Situation von Übersetzungen lassen sich aufgrund der überlieferten Auseinandersetzungen am Beispiel der Übersetzung von Eva Rechel-Mertens im Detail nachvollziehen.

Die verschiedenen Perspektiven auf Proust spiegeln sich in der Kapitelaufteilung wider: Das folgende Kapitel widmet sich Eva Rechel-Mertens als erster Übersetzerin die eine vollständige Übersetzung der *Recherche* vorlegte. Rechel-Mertens wurde schon als Kind in Fremdsprachen unterrichtet und in ihrem Wunsch, eine akademische Laufbahn zu verfolgen, von ihren Eltern unterstützt. Sie studierte bei Ernst Robert Curtius in Marburg und Heidelberg Romanistik, Anglistik und Germanistik. Unter Curtius' Betreuung promovierte sie 1925 mit einer über *Balzac und die Bildende Kunst*. Rechel-Mertens betonte immer wieder explizit ihr europäisches Selbstverständnis, das sich in ihrer Übersetzungsweise in einer Beibehaltung

französischsprachiger Einsprengel, einer Orientierung an Schriftsprachlichkeit und dem Ziel möglichst dauerhafter Lesbarkeit auswirkte. Spezifisch deutschsprachige Idiomatik hingegen vermied sie ebenso wie zeitspezifische Ausdrucksweisen und Modesprache. Dankbar vom Lesepublikum der Nachkriegszeit aufgenommen, so zeigt das dritte Kapitel, kam Rechel-Mertens' Übersetzung dem Bedürfnis entgegen, sich ebenfalls als Europäer zu verstehen und in Prousts Roman zwar einer vom Untergang gezeichneten, aber doch noch funktionierenden Gesellschaft zu begegnen. Die elegante Welt des Adels, wie fassadenhaft sie auch sein mochte, übte dabei eine besondere Faszination aus. Kapitel vier eröffnet eine weitere Perspektive auf Rechel-Mertens' Arbeit: Aus einer Außenseiterposition heraus sahen Schottlaender und Boehlich Rechel-Mertens' Übersetzung vollkommen anders als die Kritiker im Feuilleton, distanzierend in der Wirkung, ja, farblos, und plädierten für eine Übersetzungsweise, die sich mehr am geläufigen, aktuellen Sprachgebrauch des deutschsprachigen Lesepublikums orientierte, die in der Übersetzung von Prousts Humor und den Passagen sexuellen Inhalts mehr Plastizität in den Text brachte, kurz: sie bemühten sich um eine Übersetzung, die Prousts Roman stärker in den deutschen Kontext integrierte, zu dem sich Rechel-Mertens in ihrer Übersetzungsweise tatsächlich distanziert verhielt.

Das fünfte Kapitel widmet sich Siegfried Unselds (1924-2002) und Luzius' Kellers (1938) Position und stützt sich in Kellers Fall auf veröffentlichte Quellen. Keller, so zeigen Beispiele für seine Revisionspraxis, suchte einen Kompromiss zwischen Rechel-Mertens und ihren verlagsinternen Kritikern. Wie Rechel-Mertens strebte er offensichtlich den Erhalt des französischen Kolorits an, ließ etwa Verse und Zitate französisch stehen, die jedoch ebenfalls in Übersetzung abgedruckt wurden. Variationen der mündlichen Sprache hat er stärker berücksichtigt, griff aber immer wieder auf Ausdrücke zurück, die heute nicht mehr geläufig

sind. In der Übersetzung von Ausdrücken, die heute politisch nicht mehr akzeptabel sind, übersetzte Keller auf historisch gerechtfertigter Grundlage.

ZITATE, ORTHOGRAPHIE UND ABKÜRZUNGEN

Die Orthographie in den Zitaten folgt den Rechtschreibregeln, die zum Zeitpunkt der Niederschrift durch den Autoren galten. Da Boehlich bewusst – ß durch Doppel –s ersetzt hat, erscheint diese Schreibweise in den Zitaten ebenso. Die in anderen Texten von ihm oft verwendete Kleinschreibung tritt in seiner Korrespondenz mit Rechel-Mertens oder dem *Mercur* nicht auf. Die Großschreibung stellt in den hier zitierten Texten also keine Veränderung von Boehlichs Schreibweise dar. Tippfehler werden grundsätzlich stillschweigend korrigiert. Für Zitate von Proust dient Kellers Ausgabe, sofern nicht Spezifika der jeweiligen Übersetzung im Zentrum stehen. Der französischsprachige Originaltext erscheint dann in der Fußnote. Französischsprachige Zitate, die nicht von Proust stammen, erscheinen im Textkörper ebenfalls in deutscher Sprache und werden französisch in der Fußnote wiedergegeben, sofern die deutschsprachige Übersetzung nicht von einem autorisierten Übersetzer stammt. Rezensionen zu Rechel-Mertens' Proust-Übersetzung stammen überwiegend aus dem Nachlass der Übersetzerin, die die Quellangaben nicht immer vollständig auf den Zeitungsausschnitten verzeichnet hat. Sofern sich einzelne fehlende Quellangaben nicht anderweitig rekonstruieren ließen, musste auf sie verzichtet werden.

Das Deutsche Literaturarchiv Marbach wird grundsätzlich zu „DLA“ abgekürzt.

KAPITEL II

ÜBERSETZUNG UND EUROPABEWUSSTSEIN

Kennzeichnend für den Lebensweg von Eva Rechel-Mertens ist ihr Bedürfnis, sich schreibend auszudrücken und zu reussieren. Sie erfuhr immer wieder Unterstützung, zunächst von ihrem Vater, dann von Ernst Robert Curtius, der ihrer langjährigen Zusammenarbeit mit dem *Mercur: Zeitschrift für Europäisches Denken* den Weg ebnete. Schon vor ihrer Begegnung mit Curtius definierte sich Rechel-Mertens als Europäerin und konnte Deutschland nur im europäischen Kontext denken. Diese Haltung lag auch ihrem Selbstverständnis als Übersetzerin zu Grunde und schlug sich in ihrer Proust-Übersetzung nieder. Nachdem ihr europäisches Selbstbild im Ersten und im Zweiten Weltkrieg schweren Prüfungen unterworfen war, entsprachen ihre mit fremdsprachlichen Einsprengseln durchsetzten Übertragungen, die nicht auf die Annäherung an das zeitgenössische, deutschsprachige Lesepublikum setzten, dem Zeitgeschmack der fünfziger Jahre. Was in Kriegszeiten eher ein Hemmnis gewesen war, wurde in der Bundesrepublik die Ursache ihres Erfolgs.

Doch schon als Schülerin und Studentin konnte Rechel-Mertens Erfolge vorweisen. Bis Oktober 1938 veröffentlichte sie Kurzgeschichten, Essays und Literaturkritiken, hielt akademische Vorträge und promovierte 1925 mit einer Dissertation über *Balzac und die Bildende Kunst*, die „mit Auszeichnung“⁴⁰ bewertet worden war. Trotzdem bot allein die Übersetzung eine Form des Schreibens, mit der sie relativ unabhängig von ihren Unterstützern erfolgreich wurde. Viele Maßstäbe und Überzeugungen, die sie bei Curtius kennen gelernt hatte, behielt sie allerdings in ihrer Tätigkeit als Übersetzerin bei. Eine zentrale Motivation sowohl bei

⁴⁰ Ernst Robert Curtius, Gutachten über Eva Rechel-Mertens Dissertationsschrift, *Balzac und die Bildende Kunst*. Marburg/Lahn, den 21. November 1922. Archiv der Philipps Universität, Marburg/Lahn.

Curtius als auch bei Rechel-Mertens war bei allen Arbeiten, im Sinn einer europäischen Verständigung zu wirken. Rechel-Mertens' Selbstverständnis als Übersetzerin und ihre Perspektive auf Proust erklären sich aus den schon im Elternhaus gemachten Erfahrungen, aus ihrem Erlebnis des Ersten Weltkriegs, ihrem Studium bei Curtius und Eduard Wechsler und schließlich ihrer Arbeit für und im Suhrkamp Verlag.

IN GANZ EUROPA ZU HAUSE: EINE KINDHEIT AUF REISEN

Aus einer Familie von höheren Beamten und Offizieren stammend wurde Rechel-Mertens als jüngste von drei Töchtern als Eva Jenny Martha Mertens am 7. Mai 1895 in Perleberg bei Berlin geboren. Ihre Schulzeit verbrachte sie in Frankfurt an der Oder, wohin ihr Vater, ein Oberstudienrat, versetzt worden war. In allen drei Lebensläufen, die überliefert sind, erwähnt sie ihren Vater mit großer Dankbarkeit. Der Vater „widmete sich dem Bildungsgang seiner Töchter mit besonderem Interesse, sorgte für eine erstklassige Schulbildung und überwachte, regelte und förderte ihre Neigung zum Lesen und Lernen. Ihm verdanke ich eine frühe und umfassende Bekanntschaft mit der Weltliteratur,“⁴¹ erklärt Rechel-Mertens und weist ihm damit die entscheidende Weichenstellung in ihrem Lebenslauf zu.

Wie Claudia Huerkamp in ihrer Studie über die Voraussetzungen und Bedingungen der ersten Studentinnen in Deutschland herausgearbeitet hat, war das Interesse des Vaters und seine Unterstützung eine meistens gegebene Voraussetzung bei den ersten Generationen von Studentinnen.⁴² Die wenigsten haben sich in einer Art Rebellion gegen ihre Väter und Familien

⁴¹ Eva Rechel-Mertens, Lebensbeschreibung vom 27. Juli 1945. DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Kasten 234, Mappe 4.

⁴² Claudia Huerkamp, *Bildungsbürgerinnen: Frauen im Studium und in Akademischen Berufen 1900-1945* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1996), 14-20.

durchgesetzt in ihrem Wunsch, ein Studium zu aufzunehmen.⁴³ Rechel-Mertens' Ausbildung und berufliche Entwicklung deckt sich vollkommen mit diesem Befund. Nicht nur durfte sie ihrem Wunsch gemäß das örtliche Oberlyzeum besuchen, das einen Schwerpunkt auf moderne Sprachen gelegt hatte, sondern erhielt auf weitläufigen Reisen mit der Familie die Gelegenheit, ihre Sprachkenntnisse zu erproben und fremde Länder aus erster Hand kennen zu lernen. Sie ging also nicht nur im übertragenen Sinn lesend und lernend auf Reisen. Schon als Kind und Heranwachsende war sie in Skandinavien, besonders in Schweden, außerdem „unzählige Male in Frankreich, öfter in Italien, in Österreich, in der Schweiz, kurz vor dem letzten Kriege auch noch einmal in England.“⁴⁴ Die Förderung der Eltern beschränkte sich nicht nur auf die Anregung von Lektüre und Lernen. Auf den Reisen wurden Rechel-Mertens und ihre Schwestern mit vielfältigen Eindrücken konfrontiert und konnten sich so ein eigenes Bild von den bereisten Ländern machen. Auch Rechel-Mertens' Schwestern behielten ihre Lust am Lernen. Die älteste bildete als Oberstudienrätin in Heidelberg Referandare aus und die zweitälteste leitete ein Mädchenstift in Greifswald.⁴⁵

EUROPÄISCHE IDENTITÄT AUF DER PROBE: KRIEGSERFAHRUNGEN

Der Vater unterstützte Rechel-Mertens auch in dem Wunsch, ein humanistisches Abitur abzulegen. Nachdem sie Ostern 1914 das Examen am örtlichen Oberlyzeum bestanden hatte und damit bereits zum Hochschulstudium berechtigt war, unterrichtete sie der Vater zu Hause in Griechisch und Latein, um sie auf den Besuch der Augustaschule in Berlin vorzubereiten. Dort legte Rechel-Mertens im September 1918 das Abitur ab. Die Augustaschule hatte 1909 überhaupt erst als eine der ersten Mädchenschulen eine ordentliche Gymnasialklasse für Mädchen

⁴³ Huerkamp, 14-20.

⁴⁴ Eva Rechel-Mertens, Lebensbeschreibung.

⁴⁵ Rudolf zur Lippe (Eva Rechel-Mertens' Erbe), im Gespräch mit Nora Brüggemann, Mai 2015.

eingrichtet. Die ersten Abiturientinnen beendeten 1915 ihre schulische Laufbahn.⁴⁶ Rechel-Mertens gehörte also noch zu den ersten Jahrgängen von staatlich geprüften Abiturientinnen.

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass sie ausgerechnet kriegsbedingt eine ganz außergewöhnliche berufliche Chance erhielt: Durch nichts weiter qualifiziert als ein Lehrerinnenexamen, das sie 1915 ablegt hatte, begann sie mit gerade 20 Jahren unter der Anleitung ihres Vaters Griechisch und Latein an einem Gymnasium zu unterrichten. Sie, eine junge Frau ohne Studium oder Ausbildung als Studienrätin, vertrat einen Kollegen, der zum Heeresdienst eingezogen worden war. Daneben ging sie „in allerlei durch den Krieg gebotenen sozialen Aufgaben auf – Krankenpflege, Hilfe für die Soldatenfrauen und – kinder, Krippen und Kinderhorte.“⁴⁷ Die Beschreibungen, der Ausdruck, dass sie in den sozialen Aufgaben aufgegangen sei, erwecken den Eindruck, als ob Rechel-Mertens diese Jahre emsiger und nützlicher Tätigkeit, die teilweise durch die Abwesenheit der Männer möglich wurde, durchaus genossen habe.

Obwohl die kriegsbedingte Vertretung des Kollegen eine ungewöhnliche Chance bedeutete, weckte der Krieg selbst bei Rechel-Mertens keinerlei Enthusiasmus. So stellt sie es jedenfalls in ihrer Lebensbeschreibung vom 27. Juli 1945 dar, deren Anlass und Adressat nicht überliefert sind: „Mitten in diesen Freuden und Pflichten überraschte mich der Weltkrieg von 1914, den ich entgegen meiner meisten jugendlichen Bekannten im Innersten als großes Unglück empfand. [...] mein tieferes Erlebnis aber war das eines Risses in meinem sich damals gerade europäisch sich abrundenden Weltbild.“⁴⁸ Rechel-Mertens, die schon als Schülerin das sich auf moderne Sprachen spezialisierende Oberlyzeum besucht und große Teile Westeuropas bereist

⁴⁶ Regina Dieterle, hrsg., *Theodor Fontane und Martha Fontane: Ein Familienbriefnetz* (Berlin: de Gruyter, 2002), 12.

⁴⁷ Rechel-Mertens, Lebensbeschreibung.

⁴⁸ Rechel-Mertens, Lebensbeschreibung.

hatte, beschreibt ihre Reaktion auf den Krieg als eine zutiefst verstörende. Die sich nun bekämpfenden Länder, deren Kulturen ohne die Einflüsse aus den Nachbarländern gar nicht denkbar waren, empfand sie als miteinander verknüpfte Teile einer europäischen Einheit. Sie selbst, so schreibt Rechel-Mertens, las „weiter französische und englische Autoren und empfand Groll und Schmerz bei dem Gedanken, dass blutig verteidigte Grenzen mich von den geistigen Mächten trennten, denen ich mich verbunden fühlte.“⁴⁹ Es mag sein, dass Rechel-Mertens bei dem Adressaten der Lebensbeschreibung, die kurz nach der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges verfasst wurde, ganz besonders ihre Distanz zu allem betonen wollte, was nach nationalem Chauvinismus oder gar nationalsozialistischer Ideologie hätte aussehen können. Rückblickend, zu einem Zeitpunkt, als die deutsche Politik um Integration in den Kreis europäischer Nationen bemüht war, stellte sich vielleicht auch Rechel-Mertens’ selbst ihr Lebenslauf als besonders europäisch dar.

Ihre Entscheidung, noch in den letzten Wochen des Krieges ein Studium der „neueren Sprachen“⁵⁰ aufzunehmen, streicht Rechel-Mertens jedenfalls besonders heraus. Noch im Oktober 1918 schrieb sie sich mit den Fächern Romanistik, Anglistik und Germanistik – in ihrem 1922 zur Promotion eingereichten Lebenslauf nennt sie „neuere Sprachen, Germanistik und Kunstgeschichte“⁵¹ als ihre Fächer – an der damaligen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin ein, der heutigen Humboldt Universität. Ihre Fächerkombination verdeutlicht Rechel-Mertens’ fortbestehendes Interesse an den Kulturen der Länder, die im Oktober 1918 für die meisten Deutschen Feinde waren.

⁴⁹ Rechel-Mertens, Lebensbeschreibung.

⁵⁰ Eva Rechel-Mertens, Lebenslauf o.D., 1922 eingereicht zur Promotion. Archiv der Philipps Universität, Marburg/Lahn.

⁵¹ Rechel-Mertens, Lebenslauf o.D., 1922.

Nicht nur Rechel-Mertens selbst sah sich als Europäerin. Als Hüterin europäischer Kunst erscheint eine Figur mit dem Namen „Dr. Eva Mertens“ in einer kleinen, von Helga Lothes verfassten Geschichte mit dem Titel *Bereitschaftsdienst: Fräulein Doktor*.⁵² Das Vorbild für die Hauptfigur scheint Rechel-Mertens gewesen zu sein, mit der Lothes wohl bekannt war. Ihre Figur der Dr. Mertens entspricht jedenfalls der Selbstdarstellung, die Rechel-Mertens in ihren Lebensläufen entwirft. Eine Bekanntschaft zwischen Lothes und Rechel-Mertens legt auch das Organ nahe, in dem die Geschichte veröffentlicht wurde: Sie erschien in der *Oderzeitung*, die in Frankfurt an der Oder herausgegeben wurde, d.h. in der Stadt, in der Rechel-Mertens ihre Schulzeit verbracht hatte. Sie hat den Zeitungsausschnitt mit der Geschichte aufgehoben – er findet sich in ihrem Nachlass bei ihren eigenen Geschichten – und handschriftlich mit dem Datum „26.10.“⁵³ versehen, ohne das Jahr zu nennen.

Dass die Geschichte von Rechel-Mertens selbst stammt, ist trotzdem unwahrscheinlich. Obwohl sie unter vielen Pseudonymen veröffentlichte, findet sich „Helga Lothes“ nicht darunter. Auch wiederholen sich die von Rechel-Mertens verwendeten Pseudonyme, während „Helga Lothes“ nur einmal auftritt. Auch hat Rechel-Mertens in der *Oderzeitung* keine Essays oder Kurzgeschichten veröffentlicht, während in den anderen Zeitungen, vornehmlich dem *Hannoverschen Kurier*, der *Schlesischen Zeitung* und der *Frankfurter Zeitung* jeweils mehrere Beiträge von Rechel-Mertens erschienen. Während sich zu den Zeitungsausschnitten mit den eigenen Geschichten meistens die Manuskripte im Nachlass finden, ist das bei der Geschichte „Bereitschaftsdienst“ nicht der Fall. Schlussendlich spielt die Geschichte im Zweiten Weltkrieg, einem Zeitpunkt, zu dem Rechel-Mertens keine Arbeiten mehr veröffentlichte.

⁵² Helga Lothes, „Bereitschaftsdienst: Fräulein Doktor,“ *Oderzeitung*, 26. Oktober o.J. H: Rechel-Mertens. Geschlossener Bestand der Mediendokumentation, Teilnachlass. Mediennummer: 000003568.

⁵³ Ebd.

Trotz der Ähnlichkeit von Lothes' Figur Dr. Mertens und der Person Eva Rechel-Mertens handelt es sich bei der Geschichte um einen fiktionalen Text. Dr. Mertens ist im Gegensatz zu Eva Rechel-Mertens hauptsächlich Kunsthistorikerin – Rechel-Mertens hat zwar Kurse in Kunstgeschichte belegt und sich stark für dieses Gebiet interessiert, legte aber nur in Romanistik, Anglistik und Germanistik Prüfungen ab. Zudem spielt die Geschichte während des Zweiten Weltkriegs in dem damaligen Kaiser-Friedrich-Museum, heute das Bode Museum, in dem die Figur Dr. Mertens, die im Verlauf der Geschichte nur noch beim Vornamen „Eva“⁵⁴ genannt wird, tätig ist, bzw. gerade Bereitschaftsdienst hat. Dass Rechel-Mertens jemals in einem Museum gearbeitet hätte, ist nicht überliefert. Vielmehr lebte sie ab 1924 in Heidelberg, mit Ausnahme von zwei Jahren in Bonn, wohin sie Curtius gefolgt und vom Herbst 1929 bis Weihnachten 1930 als seine Assistentin gearbeitet hatte. Die Rolle, die Lothes dem Fräulein Doktor zuschreibt, deckt sich aber mit der, in der Rechel-Mertens sich selbst sah, nämlich als Bewahrerin und Vertreterin von hauptsächlich westeuropäischer Kultur.

Die Geschichte setzt um 9 Uhr abends mit dem Bereitschaftsdienst des Fräulein Doktor ein. Sie und ihre Kolleginnen halten das Licht ausgeschaltet und „die Luftschutzwache des Museums ist an ihre Plätze gegangen.“⁵⁵ Dr. Mertens steigt die Treppen zu den Ausstellungsräumen hinauf, doch „Die Wände sind leer.“⁵⁶ Spätestens an dieser Stelle wird klar, dass die Geschichte im Zweiten Weltkrieg spielt, auch wenn dieser nicht explizit genannt wird. Lothes nennt einige der Bilder, die sonst in dem Museum zu sehen waren bei ihren Titeln, die auf dramatische, erhebende, in jedem Fall aber eindruckliche Ereignisse und Leidenschaften schließen lassen. Dr. Mertens wendet den Blick von den leeren Wänden aus dem Fenster und

⁵⁴ Lothes.

⁵⁵ Ebd.

⁵⁶ Ebd.

gleich in dieser Geste dem Bildnis einer jungen Florentinerin, die, ebenfalls am Fenster stehend, genau den gleichen sternensäten Himmel betrachtet.

Die Konstellation der gleichartigen Gesten, die sich zwar in vollkommen verschiedenen Situationen und Zusammenhängen, aber unter dem immer gleichen Himmel wiederholen, gibt Anlass zu einer Betrachtung über das, was auch in chaotischen Zeiten bleibt: „Ein Nichts ist die Zeit zwischen dem 15. und dem 20. Jahrhundert für die Sterne. Menschenleid und Freude, Haß und Sehnsucht ist zu ihnen emporgeschrien, geschluchzt, gejubelt und geflüstert – und wie oft wird es noch getan werden [...]“⁵⁷ Die menschlichen Emotionen sind über die Jahrhunderte hinweg gleich geblieben, und die Kunst, die diese musterhaft zur Darstellung bringt, wird, so legt es die Geschichte nahe, überdauern. Lothes endet mit dem hoffnungsvollen Ausblick auf kultiviertere Zeiten: „Simonetta Vespucci und Giuliano de Medici stehen festverpackt im Keller, damit sie in einer ruhigeren Welt die Menschen wieder erfreuen können. – Rücksichtsvoll hat Eva sie nebeneinandergestellt.“⁵⁸ Dass die Kulturschätze in Sicherheit gebracht sind und später einmal wieder unbehelligt ihre Wirkung entfalten werden, hat etwas Tröstliches.

Den Versuch, in antiker und Renaissancekunst Trost zu finden, unternahm auch Curtius, der am 6. Dezember 1943 an Rudolf Alexander Schröder schrieb:

Mehr als Sie sich wohl denken können hat es mich bewegt, daß Sie die große Güte hatten, mir Ihre *Ilias* zu schenken. Man ist heute empfänglicher als je für alles was den Fortbestand sittlich-menschlicher Verbindungen bezeugt, die aus der Teilnahme an einer gemeinsamen Geisteswelt kommen. [...] Ihre *Odysee* und ihr Horaz – die *Georgica* nicht zu vergessen – gehören seit Jahren und Jahrzehnten zu meinem wertvollsten

⁵⁷ Lothes.

⁵⁸ Ebd.

Lebensbesitz. Denn sie sind Bekräftigung und Bereicherung der deutschen
Bildungstradition, der ich mich verbunden fühle und die jetzt so bedroht ist.⁵⁹

Curtius war dem Freund und Übersetzer dankbar, dass er ihm seine neuesten Arbeiten geschickt hatte. In einem schwer beschädigten Wohnhaus – darüber schreibt er an Rechel-Mertens – und durch den Krieg im Studium insbesondere zeitgenössischer französischer oder anderer europäischer Literatur, im Austausch mit Freunden aus dem Ausland behindert, wenn nicht isoliert, gab ihm die Literatur, die als die gemeinsame Grundlage der europäischen Kultur gelten kann, Auftrieb. Im Studium von Horaz, so schien es Curtius, könnte die Isolation überwunden werden. Das Bewusstsein für den Traditionsbruch, dessen Kulminationspunkt aus heutiger Sicht der Holocaust ist, hatte sich bei Curtius 1943 wie bei vielen noch nicht eingestellt.

Diesen Eindruck erweckt auch Lothes' Geschichte über den Bereitschaftsdienst des Fräulein Doktor im Kunstmuseum. „Jetzt sieht sie [Dr. Mertens] nach anderen Dingen [als den Gemälden]: Wassereimer und Feuerpatschen sind am Platz. [...] Morgen früh um 5 wird sie abgelöst. Dann werden wieder andere dafür sorgen, daß den alten Florentinern und Ägyptern, den Holländern, Griechen und Franzosen nichts geschieht.“⁶⁰ Lothes nennt am Ende ihrer Geschichte die für antike und Renaissancekunst bekannte Zentren wie Florenz und Länder, in denen, wie sich argumentieren ließe, die Wurzeln der europäischen Kultur liegen. Warum die Deutschen, Engländer und Skandinavier nicht mit aufgezählt werden, geht aus der Geschichte nicht direkt hervor. Möglicherweise betrachtet Lothes die antike Kunst und die Renaissancekunst der von ihr aufgeführten Länder für grundlegender als die der nicht genannten Länder, deren

⁵⁹ Ernst Robert Curtius an Rudolf Alexander Schröder. Bonn, den 6. Dezember 1943. DLA, A: Rychner. Briefe von Ernst Robert Curtius an Rudolf Alexander Schröder. Bonn, 1935-1956. Zugangsnummer: HS.2004.0008, Mediennummer: HS001789313.

⁶⁰ Ebd.

Künstler sich im Verlauf der Geschichte schließlich auch immer wieder gegen die Kunstrichtungen der mediterranen Länder abzugrenzen versuchten.

Eine zentrale Rolle spielt bei Lothes die Figur Eva Mertens, die gemeinsam mit anderen die Kunstschatze pflegt und bewacht. Lothes' Figur deckt sich also mit Rechel-Mertens' Selbstdarstellung als Europäerin von Kindheit an.

DIE ENERGIE DES KRIEGES IM FRIEDEN?

STREIT UM KRIEGSBÜCHER UND LITERATURKRITIK

Als Studentin in Berlin erlebte Rechel-Mertens die Revolution im Anschluss an das Ende des Ersten Weltkriegs. Die Unruhen wurden zum Anlass für Rechel-Mertens, über einen Wechsel des Studienortes nachzudenken. Erste Einblicke in ihr Fach hatten den Wunsch geweckt, bei Eduard Wechsler an der Philipps Universität in Marburg an der Lahn zu studieren. Dort schrieb sie sich im Frühjahr 1919 ein. Wechsler folgte 1920 jedoch einem Ruf nach Berlin und seine Stelle wurde durch Ernst Robert Curtius, dessen Aufsehen erregendes *Die Literarische Wegbereiter des Neuen Frankreich* (1919) Rechel-Mertens bekannt war, neu besetzt.

In den *Wegbereitern* hatte Curtius sich mit den damals zeitgenössischen Autoren André Gide, Romain Rolland, Paul Claudel, André Suarès, Charles Péguy u.a. beschäftigt.⁶¹ Gleich zu Beginn seiner Einleitung formulierte Curtius, warum er sich auf dieses ungewöhnliche Gebiet vorwagte:

Das vorliegende Buch – erwachsen aus Vorlesungen, die im Sommer 1914 an der Universität Bonn gehalten wurden – möchte die ungeprüft übernommenen Vorstellungen von französischer Geistesart berichtigen, die bei uns umlaufen; es möchte den jungen

⁶¹ Curtius an Schröder, 6. Dezember 1943.

Deutschen ein Bild von dem neuen geistigen Frankreich geben, wie seine Wegbereiter es erschauen.⁶²

Aus dem Elsass stammend (*1886 in Thann), unternahm Curtius den Versuch, auf philologisch gesicherter Grundlage mit Vorurteilen gegenüber dem zeitgenössischen Frankreich aufzuräumen. Von solchen ungeprüften Vorurteilen distanzierte er sich mit dem Versprechen, seine Schlüsse auf eine Textgrundlage zurückzuführen, die jedem Interessierten zur kritischen Lektüre offen stehe. Schon in diesen einleitenden Zeilen zum Vorwort deutet sich ein Programm des genauen Hinsehens und Analysierens ab, das dem vorschnellen und engstirnigen Urteilen entgegensteht. Dem Feind und der Siegermacht Frankreich in solch mühsamer Arbeit gerecht werden zu wollen, war 1914 und 1919 selbstverständlich ein hochpolitisches Projekt, ein Umstand, der von der Fachwelt bis hin ins Feuilleton für Aufsehen sorgte.⁶³ Tatsächlich war man mit dem französischen Nachbarn und der französischsprachigen Kultur viel weniger vertraut, als das heute durch stärkeren medialen Austausch, bessere Reisemöglichkeiten und besseren Möglichkeiten eines Auslandsaufenthalts der Fall ist.⁶⁴

Vor dem Hintergrund dieser politischen Situation und des damaligen Kenntnisstandes beschreibt Curtius seine Methode, mit der er den modernen Autoren begegnete, rückblickend als „analytique, descriptive et curieuse.“⁶⁵ Curtius ging davon aus, dass sein Publikum in zeitgenössischer französischsprachiger Literatur weitestgehend unbelesen sei: „Ich schrieb über Ausländer. Sie waren in Deutschland unbekannt. Ich mußte sie meinen Lesern erst vorstellen.“⁶⁶ In einem politisch aufgeheizten Klima rückt Curtius also die Texte in den Mittelpunkt, was zu einer Versachlichung führt.

⁶² Ernst Robert Curtius, *Die Literarischen Wegbereiter des Neuen Frankreich* (Potsdam: G. Kiepenheuer, 1919), 2.

⁶³ Rothe, 60.

⁶⁴ Mälzer, 19.

⁶⁵ Ernst Robert Curtius, *Kritische Essays zur Europäischen Literatur* (Bern: A. Francke, 1950), 9.

⁶⁶ Curtius, *Kritische Essays*, 9.

Curtius' Interessengebiet kam dem von Rechel-Mertens auf ideale Weise entgegen, und nun, nachdem der Krieg vorüber war, konnte sie diesen Interessen ungehindert folgen. Curtius hatte Rechel-Mertens' Begabung schnell bemerkt und beschäftigte sie als studentische Hilfskraft und Assistentin. Die Jahre ihres Studiums erlebte Rechel-Mertens als große Befreiung:

In meiner Studienzeit beglückte mich besonders die noch einmal weit und frei gewordene Atmosphäre nach den Jahren der materiellen und ideellen Verengung durch den Krieg. Den größten Einfluss übte auf mich in dieser Zeit mein akademischer Lehrer, Professor Ernst Robert Curtius aus, in dem sich eine wahrhaft europäische Gesinnung mit einer eingehenden Kenntnis der Antike und tiefer Christlichkeit verband.⁶⁷

Vieles, was Rechel-Mertens schon in ihrem Elternhaus kennen gelernt hatte, d.h. europäische Literatur und Kultur, klassische und moderne Sprachen, konnte sie im Studium bei Curtius weiterführen und vertiefen. Möglicherweise entwickelte Rechel-Mertens in ihrem Studium bei Curtius ein Bild von Europa, für das der christliche, bzw. katholische Glaube zentral ist. Zudem muss die Beschäftigung mit zeitgenössischer französischer Literatur ganz besonders reizvoll für sie gewesen sein, denn sie bot die Möglichkeit, nach der Katastrophe des Ersten Weltkriegs deutsche, französische oder europäische Identitäten neu zu verhandeln. Die Auseinandersetzung mit nationalen Identitäten anhand von Texten versprach eine Versachlichung der Debatten in einer aufgeheizten Atmosphäre, in der Frankreich nicht eben mit Sympathie begegnet wurde. Die von Curtius und Rechel-Mertens diskutierten Themen blieben indessen heikel und selbst die Textgrundlage konnte nicht immer eine sachliche Diskussion garantieren. Ein Streit entzündete sich etwa an der Frage, wie viel Diplomatie bzw. offene Kritik nach dem Krieg in der europäischen Verständigung notwendig oder förderlich bzw. wie Kritik zu gestalten sei.

⁶⁷ Eva Rechel-Mertens, Lebensbeschreibung.

Den Anstoß bildete ein 1925 von Curtius herausgegebener Essayband mit dem Titel *Französischer Geist im Neuen Europa*. In diesen Band waren einige bereits andernorts veröffentlichte Essays über zeitgenössische französische Autoren aufgenommen und einige neue Essays, in denen Curtius die Gestaltung des neuen Europas und die Rolle Frankreichs darin erörterte. Über die neuen Essays schrieb Curtius in seinem Vorwort: „Angeschlossen sind einige Aufsätze kulturpsychologischen Charakters, die in anderer Richtung die Funktion des französischen Geistes in Europa erörtern.“⁶⁸ Curtius ging von der Existenz eines französischen oder deutschen Wesens aus, das sich definieren und, wie sich in der vorliegenden Veröffentlichung zeigt, auf eine bestimmte Rolle in Europa festlegen ließe. Er argumentierte essentialistisch. Die europäischen Nationen und ihr Verhältnis zueinander wurden bei ihm manchmal wie menschliche Charaktere dargestellt und analysiert.

Von besonderer Bedeutung für seine Auseinandersetzung mit Rechel-Mertens ist Curtius' Essay „Zivilisation und Germanismus.“⁶⁹ In diesem Essay betonte Curtius u.a. die Notwendigkeit eines befriedeten Europa. Ein weiterer Krieg würde das gemeinsame kulturelle Erbe Europas endgültig zerstören und der kulturellen Blüte der Zwanziger Jahre ein Ende bereiten. Curtius formulierte das Problem, dass die Männer seiner Generation in der militaristischen wilhelminischen Ära sozialisiert waren und vielfach eine Stellungnahme für dauerhaften Frieden als Schwäche und Gefährdung ihrer Männlichkeit interpretierten. So sprach er am Ende seines Essays die antizipierte Befürchtung aus „Gibt man aber damit nicht unersetzliche Werte eines männlichen heroischen Ethos preis? Ich höre diese Frage [...]“⁷⁰ Mit dem Nachsatz „Ich höre diese Frage“ signalisierte Curtius eine distanzierte Haltung gegenüber

⁶⁸ Ernst Robert Curtius, *Französischer Geist im Neuen Europa* (Berlin: Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1925), 7/8.

⁶⁹ Ernst Robert Curtius, „Zivilisation und Germanismus,“ in *Französischer Geist im Neuen Europa* (Berlin: Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1925), 217-287.

⁷⁰ Curtius, *Zivilisation*, 282.

der verbreiteten Befürchtung, dass eine Positionierung gegen den Krieg unmännlich sei. Er deutete an, dass er selbst diese Befürchtung nicht unbedingt teilte. Dennoch ging er auf sie ein. Anstatt die Befürchtungen selbst zu entkräften, zitierte er allerdings ausführlich einen Gewährsmann, „den sein dichterisches Werk vor jeder Verwechslung mit schwärmerisch sentimental Friedenspredigern schützt“:⁷¹ Henry de Montherlant.

De Montherlant hatte im Alter von zwanzig Jahren selbst am Krieg teilgenommen und in den nachfolgenden Jahren verschiedene Arbeiten verfasst, die den männlichen Heroismus priesen, wie er sich, wenn man de Montherlants Ausführungen folgt, in der Leibesertüchtigung, im Sport, in Stierkampf und Krieg äußerte. So in de Montherlants Romanen *Le Songe/Der Traum* (1922) und *Chant Funèbre pour les Morts de Verdun/Totenklage für die Gefallenen von Verdun* (1925). Nachdem er viele „Vorzüge“ des Krieges aufgezählt hatte, beobachtete jedoch selbst der Kriegsenthusiast de Montherlant, dass die positive Wahrnehmung des Krieges eben nur eine Wahrnehmung sei, die auf eine bestimmte Tradition zurückgehe: „Diese Kenntnis [von den Vorzügen des Krieges] hat ja eine Tradition ermöglicht, in der sich der Militarismus mit der Ehre verschmolz und der Mord mit der größten menschlichen Würde.“⁷² De Montherlant schloss sich der positiven Sicht auf den Krieg an, verstand aber, dass diese Sichtweise in einem bestimmten Kontext stehe. Und dieser Kontext hat sich im Verlauf des Ersten Weltkrieges, den er den „modernen Krieg“⁷³ nannte, geändert. „Die Menschen,“ so meinte de Montherlant, seien „damals härter, die Kriege aber weniger hart“ gewesen.⁷⁴ De Montherlant erklärte seine Aussage nicht weiter. Sicher spielte für seine Beobachtung eine Rolle, dass letztlich schon seit der Renaissance, besonders aber seit der Romantik und im 20. Jahrhundert durch Sigmund Freuds

⁷¹ Curtius, *Zivilisation*, 282.

⁷² Curtius, *Zivilisation*, 285/286.

⁷³ Curtius, *Zivilisation*, 286.

⁷⁴ Ebd., 285.

Arbeiten allgemein ein psychologisches Interesse und Verständnis zugenommen und die Menschen vielleicht als „weicher“ wahrgenommen werden. Aus dem Krieg ist durch die Technisierung nach und nach der Mensch verschwunden, so dass er noch unmenschlicher oder „härter“ geworden ist.

In jedem Fall schien das Kriegsgeschehen viel unüberschaubarer und die Folgen nicht mehr kalkulierbar zu sein. Mit dem Bewusstsein um die veränderten Bedingungen des Krieges, beantwortete de Montherlant die Frage danach, ob „das Gute“⁷⁵ des Krieges das Blutvergießen noch aufwiege mit „Nein“:⁷⁶ „Die grausame Hypertrophie, zu der der moderne Krieg führt, hat wenigstens das glückliche Ergebnis gehabt, daß die Waagschale sich geneigt hat: das Übel, das der Krieg hervorgebracht hat, hat ein solches Übergewicht über das Gute, daß dies Verhältnis die Geister bestürzt und beunruhigt.“⁷⁷ Auch de Montherlant bemerkte, dass ohne Krieg Männlichkeit anders definiert werden müsse und schlug vor, „die Tugenden des Krieges in den Frieden“⁷⁸ zu überführen: „Die Selbstlosigkeit, die Hingabe, das Opfer, das Bewußtsein eines gemeinsamen Ideals [...] die Energie, das raue Leben, den Geruch von Erde und Wind, die Unbefangenheit, die Gefahr, den freien Gebrauch des Leibes: mit einem Wort, die Männlichkeit.“⁷⁹ Wie genau diese „Ideale des Krieges“ in Friedenszeiten umzusetzen seien, geht aus den Texten ebenso wenig hervor wie Curtius' Haltung zu den vorgebrachten Punkten. Sie bleiben unkommentiert, geschweige denn, dass Curtius Stellung zu ihnen bezöge. Dass er sich eines Kommentars oder einer Analyse enthielt, muss nicht zwangsläufig als Zustimmung interpretiert werden. Was die Zitate aber eindrücklich belegen, ist, dass ein Mann, der sich in

⁷⁵ Curtius, *Zivilisation*, 286.

⁷⁶ Ebd.

⁷⁷ Ebd.

⁷⁸ Ebd.

⁷⁹ Curtius, *Zivilisation*, 286/287.

seiner Männlichkeit über den Krieg definierte, sich spätestens nach dem Ersten Weltkrieg für den Frieden aussprach und sich neu definierte.

Die Idee, dass „die Ideale des Krieges“ in den Frieden überführt werden müssten, scheint für Rechel-Mertens eine ganz besondere Faszination gehabt zu haben. Auch sie stellte Henry de Montherlant in einem Artikel mit dem Titel „Neue französische Bücher über den Krieg“⁸⁰ vor. Der Artikel war in der sozial liberalen Zeitschrift *Die Hilfe* unter ihrem Eigennamen Eva Mertens erschienen, - für viele andere Veröffentlichungen legte sie sich ein Pseudonym zu oder zeichnete nur mit dem geschlechtsneutralen „Dr. Mertens.“ Das Erscheinungsjahr des Artikels ist nicht überliefert. Die besprochenen Veröffentlichungen stammen allerdings aus den Jahren von 1922 bis 1925. Neben de Montherlants Romanen handelt es sich um Erinnerungen von Joseph Kessel und Philippe Barrès, die de Montherlant seinerseits in seiner *Totenklage* besprach, und schließlich um die Erinnerungen von Georges Duhamel, die Rechel-Mertens wohl als die besten neuen französischen Bücher über den Krieg betrachtete. Sowohl de Montherlant als auch Duhamel, die Rechel-Mertens vor allem besprach, positionierten sich schließlich gegen den Krieg.

In den Ausführungen zu de Montherlants Romanen strich Rechel-Mertens kommentierend und analysierend de Montherlants „imposante Persönlichkeit,“⁸¹ seinen „Elan“⁸² und sein „lyrisches Pathos“⁸³ heraus. Sie lobte seine „äußerst kultivierte Sprache,“⁸⁴ in der sich der Enthusiasmus für den Krieg ausdrücke. Curtius' Urteil, nach dem de Montherlants Werk ihn

⁸⁰ Eva Rechel-Mertens, „Neue Französische Bücher über den Krieg,“ *Die Hilfe* Nr. 17, vermutl. 1925, 361-363. H: Rechel-Mertens. Geschlossener Bestand der Mediendokumentation, Teilnachlass. Mediennummer 000003568.

⁸¹ Rechel-Mertens, *Krieg*, 361.

⁸² Ebd.

⁸³ Ebd.

⁸⁴ Ebd.

„vor jeder Verwechslung mit schwärmerisch schwächlichen Friedenspredigern schützt“⁸⁵ führte Rechel-Mertens auf diese Weise etwas detaillierter aus. Sie setzte sich in ein Verhältnis zu de Montherlants Überlegungen. Diese fanden durchaus nicht durchweg ihre Zustimmung. Gleich zu Beginn signalisierte sie eine gewisse Distanz, wenn sie beobachtete, dass sich die Montherlants Persönlichkeit aufzwingt, „selbst wenn man seine Stellung zu den Dingen nicht hat, seine Meinungen nicht teilt.“⁸⁶

Inwiefern sie nicht mit de Montherlant einverstanden war, wird recht schnell deutlich: Seine „Haltung des Gefühls“ habe „etwas jugendlich Primitives,“⁸⁷ wie sich in der „Krudität der Schilderungen von entsetzlichen Wunden und grausamen Agonien wie auch von Ausbrüchen elementarer Sinnlichkeit“⁸⁸ zeige. Durch de Montherlants im Ton der Begeisterung vorgetragene Prognose, dass es immer Krieg geben werde, mag sich manch einer beleidigt fühlen, antizipierte Rechel-Mertens: „Der Krieg wird immer bestehen, denn es wird immer Burschen von zwanzig Jahren geben, die ihn aus Liebe wieder hervorholen.“⁸⁹ Solche Räsonnements führte Rechel-Mertens darauf zurück, dass er „noch jung und undiszipliniert in seinem Empfinden und seinem Denken“⁹⁰ sei: Mit mehr Lebenserfahrung würde er den Krieg wohl anders bewerten, ebenso wie die von ihm hochgelobten Bücher über die Kriegserinnerungen von Philippe Barrès’, *La Guerre à Vingt Ans/Mit Zwanzig Jahren im Kriege* (1924).

Wiewohl Rechel-Mertens einräumte, dass die Erinnerungen „Mit unerhörter Verve und Brillanz“⁹¹ geschrieben seien, lösten diese bei ihr weniger Begeisterung aus als bei de Montherlant: „Ein fast auf die Nerven fallender Optimismus herrscht in dem größten Teil des

⁸⁵ Curtius, *Zivilisation*, 282.

⁸⁶ Rechel-Mertens, *Krieg*, 361.

⁸⁷ Ebd.

⁸⁸ Ebd.

⁸⁹ Ebd.

⁹⁰ Rechel-Mertens, *Krieg*, 261,

⁹¹ Ebd., 362.

Buches, dieser patriotische Optimismus, dessen Äußerungen uns noch zu qualvoll vertraut sind, als daß sie bei uns oder auf der Gegenseite noch einmal literarisch genießbar werden könnten.“⁹²

Was sie mit dem literarisch ungenießbaren patriotischen Optimismus meinte, geht aus ihrer Besprechung von Duhamels Erinnerungen hervor. Duhamels Erinnerungen kontrastieren mit denen von Barrès in der Haltung zum Krieg und zur Sprache des Krieges.

Duhamel, der die Feldzüge als Arzt begleitet hatte, setzte „dem Optimismus der jungen Offiziere einen realistischen Pessimismus entgegen, der eine vielleicht wahrere, aber jedenfalls ernstere Sicht gestattet.“⁹³ Seine Schilderungen offenbarten die Absurdität der Kriegspropaganda, als eine seiner Figuren „mit albernen Gemeinplätzen von Vaterlandsliebe und Heldentod die namenlosen Leiden derer beschwichtigen will, die so nahe am Tode stehen.“⁹⁴ Der Kontrast zwischen den Floskeln und den lebensbedrohlichen Verletzungen der Soldaten sowie der Angst ihrer Nächsten entlarvt die erbaulich gedachten Worte als vollkommen inadäquat und bedeutungsleer. Im Vergleich mit Duhamel wirken die Schilderungen von de Montherlants Kriegserinnerungen stellenweise, als ob er sich der propagandistischen Phrasen bedient, ohne sie durchdacht und in sein Idiom übersetzt zu haben.

Umso origineller erscheint seine Idee von einem Frieden, „der die Seelengröße des Krieges hat.“⁹⁵ Doch bei allem Eindruck, den diese Idee auf Rechel-Mertens machte, erklärte auch sie nicht, was sie bedeutet. Stattdessen verwies sie auf Curtius: „Was er sich von diesem Frieden verspricht, hat de Montherlant in einigen wundervollen Seiten dieses Buches gesagt, die an sichtbarer Stelle, in größerem Zusammenhang [eine Fußnote verweist auf Curtius' Essayband *Französischer Geist im Neuen Europa*] zitiert sind und hier nicht wiederholt werden zu

⁹² Rechel-Mertens, Krieg, 362.

⁹³ Ebd.

⁹⁴ Ebd.

⁹⁵ Ebd., 361.

brauchen.“⁹⁶ Ohne auf Umsetzungsmöglichkeiten eingegangen zu sein, sahen Curtius und Rechel-Mertens in de Montherlants Ideen wohl eine Art Rettungsanker, den sie allen denen zuwerfen konnten, die im Frieden männliche Ideale wie Mut, Sportlichkeit und Kameradschaft gefährdet sahen.

Als sich Rechel-Mertens konkreter mit den Umsetzungsmöglichkeiten eines Friedens im Sinne von de Montherlant auseinandersetzte, geriet sie in einen für sie bedrohlichen Konflikt mit Curtius. Aus einem Brief, den sie 1925 an ihren Lehrer schrieb – das Datum ist nicht überliefert – geht hervor, dass sich Rechel-Mertens sehr kritisch, wenn nicht sogar scharf, über einige Gewohnheiten und Sitten von Deutschen und Franzosen geäußert hatte. Sie spricht in ihrem Brief von zwei Artikeln in der *Revue Européenne*, erschienen im April und im Oktober 1925, die ihr offene Briefe erst von André Germain und dann von Curtius eingetragen haben. Die beiden Artikel sind in Berlin und Marbach nicht auffindbar, Rechel-Mertens’ Antwort auf Curtius’ offenen Brief aber nicht:

Der französische Bourgeois kommt nicht glimpflicher davon als Ihre wurstessenden Touristen. Sie scheinen andeuten zu wollen, dass die Lächerlichkeit dieser Touristen auf Goethe und Nietzsche zurückwirken könnte. Herr Curtius, ist das wohl Ihr Ernst? Haben nicht gerade Goethe und Nietzsche, die sich von diesen selben Dingen, diesen selben Menschen absondern, uns den Unterschied zwischen dem großen und dem kleinen Deutschland gelehrt? Wehren wir uns mit ihnen gegen das Vulgäre, ob es sich ‚Bourgeois‘ oder ‚Philister‘ nennt. Wir können es, ohne dass sich d e r Franzose, d e r Deutsche in

⁹⁶ Rechel-Mertens, *Krieg*, 361/362.

seinem Patriotismus beleidigt fühlt, und ohne den Verlust an Sympathie, mit dem Sie mich bedrohen.⁹⁷

Rechel-Mertens verteidigte ihre Kritik, die sich auf bestimmte Phänomene, nicht aber auf Frankreich oder Deutschland insgesamt richtete. Sie würde insofern auch nicht auf Dichter oder Philosophen zurückfallen, über die viele ihre nationale Identität definierten, ebenso wenig wie sie die Deutschen oder Franzosen insgesamt träfe. Rechel-Mertens drang an dieser Stelle zudem auf Differenzierung und ließ durch den gesperrten Satz des Artikels *d e r* auch Kritik an Curtius' gelegentlich sehr verallgemeinernden, essentialistischen Argumentationsweise durchblicken. Sie glaubte, etwa vulgäres Benehmen von Philistern oder Bürgern kritisieren zu können, ohne damit eine ganze Nation in Verruf zu bringen.

Den Verlust von Curtius' Sympathie empfand sie indessen als Bedrohung. Warum, begründete sie nicht, wirbt aber doch um Verständnis für ihre Vorgehensweise: „Solche eleganten Schlichtungsversuche laufen Gefahr, durch einen Geist der Behutsamkeit und Diplomatie beeinträchtigt zu werden, kleine Sonderinteressen und Empfindsamkeiten der einen oder anderen Partei sicherzustellen – kurz, zu einer Mischung von Künstelei und Schlaueit auszuarten. Wie man Krieg miteinander führte, ‚führt‘ man miteinander Frieden.“⁹⁸ Rechel-Mertens sprach sich in ihrer Rechtfertigung für eine schärfere Art von Kritik aus, als Curtius etwa in seinem Proust-Aufsatz skizziert hatte und spielte dabei wohl auf de Montherlant an.

Curtius beschäftigte sich grundsätzlich mit Literatur, die seine Aufmerksamkeit fesselte. Den faszinierenden Texten näherte er sich mit einer Methode, die er als *analytique, descriptive et curieuse*⁹⁹ bezeichnet hatte. Sie war darauf ausgerichtet, das jeweilige Vorhaben des Autors

⁹⁷ Eva Rechel-Mertens an Ernst Robert Curtius. Heidelberg, ohne Angaben. DLA, A: Rechel-Mertens. Briefe von Eva Rechel-Mertens an Personen, Kasten 237.

⁹⁸ Eva Rechel-Mertens an Ernst Robert Curtius. Heidelberg, o.D., vermutl. 1925.

⁹⁹ Ernst Robert Curtius, *Kritische Essays zur europäischen Literatur* (Bern: A. Francke, 1950), 9.

nachzuvollziehen. Scharf wurde Curtius' Kritik da, wo er seine Prinzipien in Frage gestellt sah. Dies war eher dann der Fall, wenn er die Arbeiten von Kollegen besprach, also etwa die Proust-Übersetzung von Rudolf Schottlaender (1926) oder Karl Mannheims Werk *Ideologie und Utopie* (1929) oder 1947 noch einmal, als Karl Jaspers, dem der Goethepreis der Stadt Frankfurt verliehen worden war, sich in seiner Dankrede mit dem Titel *Goethe und unsere Zukunft* nicht nur positiv über Goethes Werk bzw. die Goetherezeption äußerte.

Rechel-Mertens' stellte nun Curtius' Kritikverständnis in Frage. Sie wollte Kritik mehr als eine Auseinandersetzung mit Texten verstehen, die deutlich die Perspektive des Kritikers zu erkennen gibt. Sie hielt ihrem Lehrer entgegen: „Sie [die Kritik] erlaubt keine Entspannung, kein schwächliches ‚Verstehen.‘“¹⁰⁰ Schon in ihrer Besprechung von de Montherlants Romanen hatte Rechel-Mertens Stellung genommen und ein kritisches Urteil gefällt, während Curtius de Montherlant zwar ausführlich zitiert, sich aber jedweden Kommentars enthalten hatte. Vor dem Hintergrund seiner anderen Aufsätze läuft das ebenfalls auf Vorbehalte gegenüber de Montherlant hinaus, wenn nicht sogar darauf, dass seine Romane nach Curtius' Ansicht zwar gut genug waren, um ein Beispiel für einen männlich wirkenden, ehemaligen Kriegsenthusiasten abzugeben, der sich schließlich doch für den Frieden ausspricht, nicht gut genug aber, um von Curtius eingehend kommentiert und analysiert zu werden.

Trotz ihrer Kritik an de Montherlant zeigte sich Rechel-Mertens durch seine Ideen inspiriert insofern, als sie sich in ihrer Herangehensweise bestätigt sah. Sie eignete sich die Idee von den Idealen des Krieges im Frieden an, indem sie Mut, Kraft und letztlich Männlichkeit in Form von differenzierten, aber klaren Positionierungen bezeigen wollte. Das Attribut „männlich“ bezog sie auf die Art des Urteilens bzw. auf die Fähigkeit einer klaren Stellungnahme und wurde

¹⁰⁰ Eva Rechel-Mertens an Ernst Robert Curtius. Heidelberg, o.D., vermutl. 1925.

nicht nur von ihr selbst, sondern von vielen anderen in diesem Sinn gebraucht. So konnte es auch auf die Argumentationen oder Schreibweisen von Frauen angewendet werden. Roger Martin du Gard, dessen Roman *Les Thibaults* Rechel-Mertens ab 1928 zu übersetzen begann, lobte sie einmal: „Nochmals vielen Dank für Ihren offenen und männlichen Brief.“¹⁰¹ Du Gard bedankte sich für Rechel-Mertens' Einschätzung der Herausforderungen, die sein neuester Text an die Übersetzerin stelle.

Für Rechel-Mertens' Kritikverständnis bedeutete es die Ideale des Krieges in den Frieden zu überführen, Literatur zu besprechen, die einige interessante Aspekte, aber auch Schwachstellen aufwies. Die entsprechenden Essays fielen zwangsläufig stärker urteilend im Gesamtcharakter und die Stellungnahme gemischt aus.

GEGEN DIE AKTUALISIERUNG EINES HISTORISCHEN LEBENSLAUFS: EINE SCHARFE KRITIK

Ein „Verriss“ von einem im engeren Sinn literarischen Text ist allerdings auch von Rechel-Mertens nicht überliefert. Der einzige Essay, der dem nahe kommt, behandelt eine Biographie bzw. die Methode des Autors, die ihrer eigenen Methode des biographischen Schreibens zuwider läuft. Rechel-Mertens' eigene Kurzgeschichten sind alle autobiographisch, zudem hatte sie einige biographische Texte verfasst; überliefert sind vornehmlich in Zeitungen erschienene Portraits etwa von Charlotte von Stein,¹⁰² Jean-Jacques Rousseau,¹⁰³ oder Friedrich

¹⁰¹ Roger Martin du Gard an Eva Rechel-Mertens. O.O., den 10. Juli 1931: „Encore merci de votre franche et virile lettre.“ DLA, A: Rechel-Mertens. Briefe von Personen an Eva Rechel-Mertens, Kasten 238a.

¹⁰² Eva Rechel-Mertens, „Charlotte von Stein: Zu ihrem 100. Todestage,“ *Hannoverscher Kurier* Nr. 8/9, 7. Januar 1927. H: Rechel-Mertens. Geschlossener Bestand der Mediendokumentation, Mediennummer: 000003568.

¹⁰³ Eva Rechel-Mertens, „Jean-Jacques Rousseau zu seinem 150. Todestag am 2. Juli,“ *o.T.*, 2. Juli 1928. H: Rechel-Mertens. Geschlossener Bestand der Mediendokumentation, Mediennummer: 000003568.

Gundolf.¹⁰⁴ Darüber hinaus hatte sie viele Bücher rezensiert, die nicht unbedingt Biographien im engeren Sinn, aber doch biographisch sind. Ein Essay etwa behandelt Alfred Douglas' Buch *Freundschaft mit Oscar Wilde* (1929),¹⁰⁵ ein anderer Margarete Susmans *Frauen der Romantik* (1929).¹⁰⁶ Ein weiterer Essay trägt den Titel „André Gide als sein Biograph“ (1930).¹⁰⁷

Interessant ist dabei, dass Rechel-Mertens' sich immer wieder indirekt mit der Frage auseinandersetzte, welche Möglichkeiten Frauen zur Gestaltung ihres Lebens offen stehen. Wie sich an anderer Stelle in diesem Kapitel noch zeigen wird, sollte die Übersetzung für sie als Frau die beste Möglichkeit werden, zu schreiben und erfolgreich zu sein.

Rechel-Mertens' Rezension, die einem Verriss nahekommt, betraf einen Roman über Byron von Kasimir Edschmid. Zusammenfassend beurteilte sie den Roman als misslungenes Experiment: „Als Experiment aber hat dieses Buch [...] kein größeres Interesse als der bald aufgegebenen Versuch, Hamlet in Frack und Zylinder auf die Bühne zu bringen.“¹⁰⁸ Die Kritik, so wird deutlich, traf Edschmids prinzipielle Entscheidung, Byron, wie Edschmid selbst erklärte, als einen „sachlichen Menschen seiner Zeit mit heutigen Ideen“¹⁰⁹ zu schildern. Im Theater ist die aktualisierende Inszenierung inzwischen ja ganz üblich. Das mag daran liegen, dass eine Vorstellung noch stärker situiert ist als ein auch für die Zukunft verschriftlichter Stoff. Eine Vorstellung richtet sich nur an ein gegenwärtiges Publikum, was eine Betonung des Gegenwartsbezuges rechtfertigt. Ein Buch hingegen wirkt zu einem bestimmten Zeitpunkt vielleicht interessanter, wenn es in seiner sprachlichen Gestaltung und Darstellung historische

¹⁰⁴ Eva Rechel-Mertens, „Friedrich Gundolf: Einige Striche zu einem Portrait,“ *Frankfurter Zeitung* Nr. 22, 12. Januar 1936. H: Rechel-Mertens. Geschlossener Bestand der Mediendokumentation, Mediennummer: 000003568.

¹⁰⁵ Eva Rechel-Mertens, „Edschmids Byron-Roman: Roman einer Leidenschaft,“ *Hannoverscher Kurier*, 1929. H: Rechel-Mertens. Geschlossener Bestand der Mediendokumentation, Mediennummer: 000003568.

¹⁰⁶ Eva Rechel-Mertens, „Margarete Susman: ‚Frauen der Romantik,‘“ *Hannoverscher Kurier*, 1929. H: Rechel-Mertens. Geschlossener Bestand der Mediendokumentation, Mediennummer: 000003568.

¹⁰⁷ Eva Rechel-Mertens, „André Gide als sein Biograph: Stirb und Werde,“ *Hannoverscher Kurier*, 1930. H: Rechel-Mertens. Geschlossener Bestand der Mediendokumentation, Mediennummer: 000003568.

¹⁰⁸ Eva Rechel-Mertens, Edschmid.

¹⁰⁹ Eva Rechel-Mertens, Edschmid.

Figuren einen Bezug zu der zeitgenössischen Gegenwart herstellt, veraltet aber andererseits schneller. Die bewusste Verwendung von Modesprache scheint für eine Biographie tatsächlich nicht ganz angemessen zu sein, wiewohl bei näherem Hinsehen sich jede Sprache selbst bei einer bewussten Entscheidung für Zeitlosigkeit schließlich doch als zeitverhaftet entpuppen wird.

Die Schärfe von Rechel-Mertens' Kritik erinnert an die von Curtius' Kritik an Schottlaenders Proust-Übersetzung. Polemisch wird Rechel-Mertens allerdings an keiner Stelle. Gemeinsam ist den Kritiken aber, dass der kritisierte Text den eigenen Prinzipien zuwider läuft. Curtius' und Rechel-Mertens' Lektüren der französischen Kriegsbücher, ihre literaturkritische Auseinandersetzung sowie Rechel-Mertens' Kritik etwa an Edschmid erwecken den Eindruck, dass sich die Schärfe bei beiden immer dann einstellt, wenn durch den kritisierten Text eigene Grundsätze in Frage gestellt werden. Ansonsten wählte Curtius für seine literaturkritischen Essays Texte aus, die ihn nahezu ohne Einschränkung faszinierten. Auf sie wandte er dann seine beschreibend-analytische Methode an. Rechel-Mertens hingegen wählte auch Texte von unterschiedlicher Qualität, denen sie stärker urteilend begegnen wollte. Beide setzten sich in ihren Essays über zeitgenössische Literatur mit aktuellen Fragen von politischer Relevanz auseinander, wobei mitunter durch ihre Einschätzungen heftige Reaktionen mobilisiert wurden, die Auseinandersetzungen nach sich zogen.

AUF DER SUCHE NACH DER RICHTIGEN SCHREIBFORM:

VON MARBURG NACH HEIDELBERG

Curtius' Antwort auf Rechel-Mertens' langen Brief über Fragen der Kritik ist nicht überliefert. In jedem Fall hat Curtius Rechel-Mertens seine Sympathie nicht entzogen. Nach den Briefen zu schließen, ist sein Verhältnis zu seiner Schülerin trotz gelegentlicher

Auseinandersetzungen und Streits, die nicht immer, aber auch, Grundsatzdiskussionen waren, von Sympathie und Anerkennung geprägt. Immer wieder bemühte er sich, Rechel-Mertens in ihrer beruflichen Entwicklung zu unterstützen. Nachdem er am 5. Oktober 1923 einen Ruf nach Heidelberg erhalten hatte, äußerte er in einem Brief vom 30. Oktober den Wunsch, auch Rechel-Mertens einen Umzug nach Heidelberg zu ermöglichen: „Ach könnte ich Ihnen nur auch einen Ruf nach Heidelberg verschaffen!“¹¹⁰ Obwohl dieses Projekt scheiterte, folgte Rechel-Mertens ihrem Lehrer im September 1924 als seine Assistentin, die er aus eigener Tasche bezahlte. Doch zum Lebensunterhalt reichte diese Tätigkeit nicht.

1966 fasste Rechel-Mertens ihre damalige Situation in einem Interview mit der *Welt* so zusammen: „Von Marburg führte mein Weg nach Heidelberg. Meine auch hier weiter geführte Tätigkeit bei E. R. Curtius brauchte eine weitere wirtschaftliche Unterbauung, der Gedanke an Übersetzen lag nahe.“¹¹¹ Ganz so eindeutig wie Rechel-Mertens es hier schildert, war die Situation allerdings nicht. Rechel-Mertens strebte in den zwanziger Jahren noch eine akademische Laufbahn an, veröffentlichte Kurzgeschichten, Essays und Rezensionen vornehmlich in regionalen Tageszeitungen, aber auch in der *Frankfurter Zeitung* und in der *Revue Européenne*. Curtius attestierte ihr verschieden gelagerte Begabungen, die ihr gute Voraussetzungen für viele Betätigungsfelder geben sollten. Für Rechel-Mertens' Dissertation *Balzac und die Bildende Kunst* war er voll des Lobes:

Ihre Arbeit zeugt von außergewöhnlichem Fleiß [...], von ausgebreiteten literar- und kunstgeschichtlichen Kenntnissen, von feinem psychologischem und künstlerischem

¹¹⁰ Ernst Robert Curtius an Eva Rechel-Mertens. Heidelberg, den 30. Oktober 1923. DLA, A: Rechel-Mertens. Briefe von Personen an Eva Rechel-Mertens, Kasten 238.

¹¹¹ Eva Rechel-Mertens, Interview mit *Die Welt*, „Proust-Jahre zählen Doppelt: Eva Rechel-Mertens' Erfahrungen mit der ‚Suche nach der Verlorenen Zeit;‘ Gespräch mit der Übersetzerin,“ (Interview), *Die Welt* Nr. 167 (21. Juli 1969. DLA, Z: Rechel-Mertens. Zeitungsausschnittsammlung der Mediendokumentation, Mediennummer BF000112929.

Einfühlungsvermögen und von einer Gewandtheit der Darstellung, die bei einer Erstlingsarbeit überrascht. Die Abhandlung beruht auf einer sorgfältigen Materialsammlung, die aber mit grosser gedanklicher Selbstständigkeit und reifem Urteil durchgearbeitet ist. Es spricht aus der Arbeit eine wissenschaftliche und formale Begabung, die weit über dem Durchschnitt liegt.¹¹²

Curtius bescheinigte Rechel-Mertens nicht nur Gründlichkeit und umfassende Kenntnisse, sondern auch die Fähigkeit, eine Arbeit sinnvoll zu strukturieren und auszuformulieren. Darüber hinaus lobte er ihre Empathie sowie ihr Urteilsvermögen und hielt die Voraussetzungen für eine wissenschaftliche Laufbahn für gegeben. Eine solche strebte Rechel-Mertens zunächst tatsächlich an. In einem Brief vom 24. Februar 1931 fragt der Schweizer Kritiker und Freund von Curtius, Max Rychner, nach Rechel-Mertens' Habilitationsplänen: „Habilitieren Sie sich in Heidelberg? Sehr gutes Thema, die Revuen! Sehr begrüßenswert!“¹¹³ Warum es nie zu einer Habilitation kam, geht aus Rechel-Mertens' überlieferten Materialien nicht hervor.

Ein Hindernis stellte wohl ihre prekäre finanzielle Lage dar. Obwohl sich Curtius' Kollegen seinem Urteil angeschlossen und die Dissertation mit „ausgezeichnet“ bewertet hatten, überstiegen die aufzubringenden Vervielfältigungskosten Rechel-Mertens' Budget. Zudem oder deswegen zog sich der Prüfungsprozess lange hin. Am 19. Januar 1923 hatten alle Kollegen Rechel-Mertens' Arbeit gelesen und beurteilt,¹¹⁴ am 31. Januar desselben Jahre folgte eine

¹¹² Ernst Robert Curtius, Gutachten.

¹¹³ Max Rychner an Eva Rechel-Mertens. O.O., den 24. Februar 1931. DLA, A: Rechel-Mertens. Briefe von Personen an Eva Rechel-Mertens, Kasten 239.

¹¹⁴ Rudolf Wedekind, Verzeichnis der Rückmeldungen auf Ernst Robert Curtius' Gutachten über Eva Rechel-Mertens' Dissertationsschrift *Balzac und die Bildende Kunst*, 19. Januar 1923. Archiv der Philipps-Universität, Marburg/Lahn.

mündliche Prüfung in Englisch, Deutsch und Französisch.¹¹⁵ Die Promotionsurkunde datiert vom 20. April 1925.¹¹⁶

Während die akademische Karriere so ins Stocken geriet, sann Rechel-Mertens und Curtius auf andere Einkommensquellen. Immer wieder fiel Curtius Rechel-Mertens' „literarische Begabung“ auf, die er in ihren Briefen und insbesondere den Schilderungen gesellschaftlicher Zusammenkünfte entdeckte. So nannte er sie etwa den „Saint-Simon von Neuenheim“¹¹⁷ und verglich viel später noch ihre Briefkunst mit der von Marie de Vichy-Chamrond: „Herzlichen Dank für Ihren entzückenden Brief, der einer Du Deffand würdig war.“¹¹⁸ Der Salon von Marie de Vichy-Chamrond, auch bekannt als Marquise du Deffand, war im Paris der Aufklärung sehr beliebt gewesen und hatte Stoff für Briefwechsel mit Voltaire, Montesquieu und d'Alembert geboten. „Ich bin im Gegensatz zu Ihnen ein schlechter Briefkünstler,“¹¹⁹ bemerkt Curtius dagegen in einem anderen Brief und machte Rechel-Mertens so wieder ein indirektes Kompliment.

Auch Rechel-Mertens' veröffentlichte Kurzgeschichten fanden Curtius' Zustimmung. Dass sie die finanzielle Situation entscheidend verbessern würden, glaubte er aber nicht: „Sie haben wirklich nicht nur ein wissenschaftliches, sondern ausgesprochen literarisches Talent und sollten das eigentlich kultivieren. Das ist als Nebenbeschäftigung ebenso angenehm wie es als Lebensberuf bedenklich ist.“¹²⁰ Curtius gefielen Rechel-Mertens' Geschichten, doch hielt er sie

¹¹⁵ Rudolf Wedekind, Protokoll der mündlichen Prüfung in Englisch, Deutsch und Französisch zur Promotion von Eva Rechel-Mertens, 31. Januar 1923. Archiv der Philipps-Universität, Marburg/Lahn.

¹¹⁶ Urkunde über die Promotion von Eva Rechel-Mertens, gez. Karl Bornhäuser (Rektor) und Oskar Weigel (Dekan). Marburg/Lahn, den 20. April 1925. Archiv der Philipps-Universität, Marburg/Lahn.

¹¹⁷ Ernst Robert Curtius an Eva Rechel-Mertens. O.O., den 16. Oktober 1923, den 15. Mai 1925 und mehr. Zitiert nach Arnold Rothe, „Ernst Robert Curtius in Heidelberg: Versuch einer Spurensicherung,“ in *Ernst Robert Curtius: Werk, Wirkung, Zukunftsperspektiven; Heidelberger Symposium zum hundertsten Geburtstag 1986*, hrsg. Walter Berschin und Arnold Rothe (Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag, 1989), 68/69.

¹¹⁸ Ernst Robert Curtius an Eva Rechel-Mertens. Bonn, den 30. Juni 1941.

¹¹⁹ Ernst Robert Curtius an Eva Rechel-Mertens. Bonn, den 9. März 1942.

¹²⁰ Ernst Robert Curtius an Eva Rechel-Mertens. O.O., den 5. Oktober 1923.

offenbar nicht für so außerordentlich, dass ein Lesepublikum von ausreichender Größe zu erwarten wäre.

In der Übersetzung schien schließlich eine passende Tätigkeit für Rechel-Mertens gefunden zu sein. In einem Vortrag vom Oktober 1976, in dem sie über ihre Proust-Übersetzung spricht, führt Rechel-Mertens diese Weichenstellung auf Curtius zurück, der in Rechel-Mertens „eine zu empfehlende Übersetzerin sah, vor allem allerdings geeignet dafür, Proust zu übertragen.“¹²¹ Schon in den frühen zwanziger Jahren erprobte Rechel-Mertens ihr Übersetzungsgeschick erstmals am ersten Band der *Recherche*. In ihrem Vortrag von 1976 beschreibt sie die Situation sehr detailliert und literarisch überformt:

Ich erinnere mich, dass ich – vermutlich 1920 oder 1921 – meinen akademischen Lehrer Ernst Robert Curtius, bei dem ich eine Art Assistentenstelle innehatte, in Marburg vom Bahnhof abholen sollte. Es war ein kleiner stiller Außenbahnhof von fast ländlichem Charakter, der ein Gespräch schon beim Überschreiten der Schienen gestattete. Soviel ich mich erinnere, kam Curtius aus Luxemburg, wo er Freunde hatte, zurück, vielleicht aber auch aus der Schweiz.¹²²

Die beschriebene Situation eröffnet auf mehreren Ebenen einen transitorischen Raum, der die Begegnung mit dem ersten Band der *Recherche*, *Du Côté de Chez Swann* vorbereitet. Rechel-Mertens erwähnt zweimal den Vorgang des Erinnerns, den sie zum Zeitpunkt des Vortrages vollzieht, also eine Reise in die Vergangenheit unternimmt. Die Reise führt an einen Bahnhof, auf dem, die Schienen überschreitend, mit dem seinerseits von einer Reise heimgekommenen Lehrer kommuniziert wird. Auch das Gespräch lässt sich dabei als Reise oder Besuch vorstellen, insofern Gedanken hin- und herreisen. Zudem erzählt Rechel-Mertens von dieser Situation in

¹²¹ Eva Rechel-Mertens, „Mein Weg zu Proust,“ (Vortrag, gehalten in der Goethesellschaft Wiesbaden, Oktober 1976). DLA, A: Rechel-Mertens. Kasten 234, Mappe 2.

¹²² Rechel-Mertens, Weg.

einem Vortrag über ihre Proust-Übersetzung. Auch der Übersetzung, *translatio*, eignet ein transitorisches Moment insofern, als sie von einer Seite auf eine andere übersetzt.

Curtius hatte von seiner Reise etwas mitgebracht:

„Diesmal,“ sagte er zu mir, „bringe ich Ihnen ein Buch mit, dessen Titel Sie überhaupt nicht verstehen werden. Es heißt *Du Côté de chez Swann*. Was stellen Sie sich darunter vor?“ Nach einigem Besinnen gab ich immerhin zu seinem Erstaunen zur Antwort: „Es muss so etwas heißen wie ‚Dahin oder daher, wo ein gewisser Swann wohnt.‘“ Das war gar nicht so falsch, richtiger im Grunde als der endgültige Titel *In Swanns Welt*, [...].¹²³

Das transitorische Moment, das Rechel-Mertens in ihrer Schilderung der vorangehenden Situation aufrief, trat in Prousts Titel, der einen Spaziergang auf einem bestimmten Weg andeutete, wieder in Erscheinung und schloss den Absatz mit Rechel-Mertens'

Übersetzungsversuch ab. Erst mit dem letzten Titel *In Swanns Welt* kam die transitorische Bewegung zum Stillstand. Die Motive des Reisens, der Züge und Bahnhöfe sind auch in den Kurzgeschichten von Rechel-Mertens' sehr prominent. Gespräche verschiedener Art kommen ebenfalls oft vor, wobei die Kommunikation immer wieder vor schwer überwindbare Hindernisse gestellt ist.

Wer wird der erste Proust-Übersetzer? Eine Konkurrenz

In den zwanziger Jahren erhielt Rechel-Mertens den Auftrag zur Proust-Übersetzung jedoch nicht. Der Verlag Die Schmiede hatte das Projekt der Proust-Übersetzung 1924 in Angriff genommen, nachdem *À l'Ombre des Jeunes Filles en Fleurs* 1919 mit dem Prix Goncourt ausgezeichnet worden war, Prousts Werk im deutschsprachigen Feuilleton ein Echo gefunden

¹²³ Rechel-Mertens, Weg.

hatte und ein breiteres öffentliches Interesse entstanden war. Der Verlag war 1921 von Fritz Wurm und dem Graphiker Georg Salter gegründet worden, der insbesondere mit seinem Einbanddesign von Alfred Döblins *Berlin Alexanderplatz* weltweit von sich reden machte.¹²⁴ Das Lektorat übernahm der Autor Rudolf Leonhard, der sich für die marxistische Philosophie interessierte und sich nach dem Zweiten Weltkrieg in der DDR niederließ.¹²⁵ Der Verlag vertrat ein avantgardistisches, teilweise linksgerichtetes Programm. Neben dem Lektor Leonhard gehörten Franz Kafka, Alfred Döblin und Joseph Roth zu den Autoren.¹²⁶

Im April 1924 ließ sich der Verlag Übersetzungsproben des 24-jährigen Altphilologen und Philosophen Rudolf Schottlaender vorlegen. Da er unter dem Titel *Schwarzes Land* erst ein Werk aus der französischen Sprache, einen Roman von Châteaubriant, übersetzt hatte und also unerfahren war, bat er sich vom Verlag einen Revisor seiner Proust-Übersetzung aus und schlug Curtius vor.¹²⁷ Ob der inzwischen finanzschwache Verlag jemals Schritte unternahm, eine Zusammenarbeit mit Curtius anzubahnen, ist nicht überliefert.¹²⁸ Überliefert ist aber, dass Schottlaender selbst sich brieflich an Curtius wandte, um Rückmeldung auf seine ersten Versuche zu erhalten. Seine Briefe blieben unbeantwortet. An Rechel-Mertens schrieb Curtius indessen am 2. April 1924:

Herr Schottländer schrieb mir, er würde mir in 2–3 Wochen eine Übersetzungsprobe (Swann pp. 9 - 48) schicken. Ich antworte ihm nicht, weil ich nur mit dem Verlag zu correspondieren wünsche, der bisher noch nichts hat von sich hören lassen. Ich hoffe Sie haben *Du côté de chez Swann* mitgenommen. Übersetzen Sie doch dieselbe Stelle. Ich

¹²⁴ Hermann Frank und Heinke Schmitz, „Avantgarde und Kommerz: Der Verlag Die Schmiede 1921-1929,“ *Buchhandelsgeschichte: Aufsätze, Rezensionen und Berichte zur Geschichte des Buchwesens* 4 (1991): 129-150.

¹²⁵ Ebd.

¹²⁶ Frank/Schmitz, 129-150.

¹²⁷ Stefan Reimertz, *Proust in Berlin: Unterhaltungen mit Rudolf Schottlaender* (Paris: Éditions de la Vierge, 2014), 142.

¹²⁸ Ebd.

bin sicher, daß Sie es mindestens ebenso gut machen wie Dr. S. Wenn ich Ihre Übers. habe und sie (wie ich glaube & hoffe) besser ist als die des Dr. S., werde ich entsprechend an den Verlag schreiben und hoffe ihn dann davon zu überzeugen, daß die Übers. Ihnen übertragen werden muss.¹²⁹

Der Brief verdeutlicht, dass Curtius den Auftrag, Proust zu übersetzen, schon 1924 Rechel-Mertens verschaffen wollte. Schottlaender betrachtete er folglich in allererster Linie als Konkurrenten seiner Schülerin. Unter dem Vorzeichen der Konkurrenz versagte er Schottlaender von vornherein jede Unterstützung, indem er die direkte Korrespondenz mit ihm ablehnte.

Nachdem er Rechel-Mertens' Übersetzungsprobe erhalten hatte, antwortete Curtius am 24. April 1924:

Ich erhielt soeben Ihre Übersetzung und den Band Proust. Ich habe nur die ersten Seiten Ihres Ms. durchgesehen, aber was ich bisher las, hat mir einen ausgezeichneten Eindruck gemacht und ich habe nur wenige Verbesserungsvorschläge.

Von Herrn Schottländer ist bisher nichts erfolgt, ebensowenig von dem Verlag. Ich lasse die Dinge ruhig an mich herankommen und halte das auch aus taktischen Gründen für das Klügste.¹³⁰

Wie aus Curtius' Zeilen ersichtlich, stellte die Auftragszuteilung der Proust-Übersetzung für ihn ein taktisches Manöver dar. Im Zuge dieses Manövers spekulierte Curtius wohlmöglich darauf, dass er der Schmiede seine Wunschkandidatin gar nicht aufdrängen sondern nur abwarten brauche, bis sich der Verlag unter dem Eindruck einer mangelhaften Übersetzungsprobe von

¹²⁹ Ernst Robert Curtius an Eva Rechel-Mertens. O.O., den 2. April 1924. Zitiert in Barbara Pfuelb, „Marcel Proust: Frühe Rezeption in Deutschland; literarisches Echo, Übersetzung, Kritik,“ (Magisterarbeit, Università degli Studi di Verona, 1994/1995), 103.

¹³⁰ Ernst Robert Curtius an Eva Rechel-Mertens. O.O., den 24. April 1924. Ebd.

Schottlaender an ihn, Curtius, wenden würde. Dann hätte er mit der Probe seiner Schülerin aufwarten können, die er für ausgezeichnet hielt.

Aktualisierender und werkorientierter Ansatz:

Rudolf Schottlaenders Übersetzung und ihre Kritiker

Doch der Auftrag ging an Schottlaender und er übersetzte den ersten Band, *Du Côté de chez Swann*, dem er den deutschen Titel *Der Weg zu Swann* gab. Der Band erschien 1926.

Schottlaender, auf dessen Biographie im vierten Kapitel noch genauer einzugehen sein wird, hatte als Jude in Deutschland den Zweiten Weltkrieg überlebt und wollte nach dem Krieg in Deutschland bleiben, das es aber als solches nicht mehr gab. Versuche, sich abwechselnd in der DDR und in der BRD niederzulassen und zwischen den beiden Staaten zu vermitteln, bestimmten Schottlaenders Lebensweg. Als Gelehrter wollte er seine Forschungen weder in den Dienst der DDR noch in den der BRD stellen, weder gegen den Westen wettern noch gegen den Kommunismus. Trotzdem wollte er auf die politischen Verhältnisse Einfluss nehmen. Als er 1947 auf den Lehrstuhl für Philosophie an der Technischen Hochschule in Dresden berufen wurde, erklärte er in seiner Antrittsrede mit dem Titel *Kurze Selbstcharakteristik*: „Ein aktiver Revolutionär war und bin ich nicht, ebensowenig ein unpolitischer Akademiker, benutze vielmehr jede Gelegenheit, um den Segen streng wissenschaftlicher Geisteshaltung für das

gesellschaftliche Leben wirksam zu machen.”¹³¹ Mit seinen Forschungen grundlegende politische Umwälzungen herbeizuführen lag nicht in Schottlaenders Absicht – die von ihm gewünschte Annäherung der beiden deutschen Staaten betrachtete er wohl nicht als umwälzend – und doch wollte er als Gelehrter Einfluss nehmen. Seine Tätigkeit als Gelehrter schloss auch Übersetzungen vor allem von antiken Dramen mit ein, die er mit studentischen Theatergruppen an verschiedenen Orten und mit großem Erfolg präsentierte. Seine Vorliebe galt besonders den Komödien. Schottlaenders Anspruch, auf gesellschaftliche Entwicklungen zu reagieren und Einfluss zu nehmen wirkte sich in seinen Inszenierungen, aber auch in seiner Übersetzungsweise so aus, dass er einen Aktualitätsbezug der bearbeiteten Stoffe herzustellen versuchte. Schottlaender interessierte, was ein Text für den gegenwärtigen Leser in seiner gesellschaftlichen Situation bedeuten könne.¹³² Ein alter Text war also unbedingt aktualisierend zu übersetzen und auch kulturelle Unterschiede möglichst zu überbrücken. Nicht ohne Grund bezeichnete er seine Übersetzung als „Verdeutschung.”¹³³

Als Curtius am 8. Januar 1926 in der Zeitschrift *Die Literarische Welt* über die Übersetzung Schottlaenders befragt wurde, fällte er ein scharfes Urteil. Der Kritiker bedauerte den Verlust des französischen Kolorits, der etwa dadurch entstanden sei, dass Schottlaender französische Speisen und Getränke durch deutsche ersetzt hatte. Schottlaenders belebende Einsprengsel, wie „Nanu,” erregten bei Curtius’ Anstoß.¹³⁴ Geradezu polemisch reagierte er auf die Verwendung von Regionalismen und Umgangssprache:

¹³¹ Rudolf Schottlaender, „Kurze Selbstcharakteristik” (1947). Zitiert in Götz Aly, „Schottlaender, da war doch was! Er suchte die ‚Doppelrepublik Deutschland (DRD)’ und wurde zum gesamtdeutschen Staatsfeind,” *Berliner Zeitung*, (3. November 2000): 11.

¹³² Mälzer, 49.

¹³³ Ebd.

¹³⁴ Ernst Robert Curtius, „Die Deutsche Marcel-Proust-Ausgabe: Eine Umfrage,” *Literarische Welt* 2 (8. Januar 1926): 4.

Er ist auf den Gedanken verfallen, die Franzosen berlinisch sprechen zu lassen. Dadurch kommt ein rauher, aber herzlicher Ton in den Dialog. Statt „mon viel ami“ titulierte man sich alter „Knabe.“ [...] Ein peinliches Zeitungsdeutsch macht sich breit: „animieren“, „preminent“, „glattweg“ und ähnliches. Peinlich, sage ich. Denn Proust erzählt in einem gewählten, vornehmen Französisch, in dem jedes Wort überlegt und aus dem jedes vulgäre Klischee verbannt ist. Aber man müsste freilich Französisch können.¹³⁵

Die für ihn feststehende Mangelhaftigkeit von Schottlaenders Französischkenntnissen suchte Curtius durch weitläufige Auflistungen von Einzelfehlern zu erweisen. Darunter befanden sich falsche Übertragungen wie „Scholle“¹³⁶ statt „Steinbutt“,¹³⁷ „Krebs“¹³⁸ statt „Languste“,¹³⁹ aber auch einige sinnverzerrende und syntaktische Übersetzungsfehler.¹⁴⁰ Die Fülle der aufgelisteten Fehler steigert den Eindruck von Schottlaenders Unzulänglichkeit bis ins Ungeheuerliche.

Curtius' Verdikt wirkte lange nach, doch hat es sich inzwischen relativiert. Privat erhielt Schottlaender schon bald nach dem Erscheinen von Curtius' Kritik anerkennende Zuschriften von Alfred Kerr und Alfred Döblin.¹⁴¹ Hermann Hesse bedankte sich – allerdings als einziger – öffentlich für *Der Weg zu Swann*. Er schloss seine bereits zitierte Kritik im *Berliner Tageblatt* mit einem Dank an den Übersetzer: „Über die Übersetzung sind unter den Fachleuten Diskussionen entstanden – für meine Person bin ich dem Übersetzer Schottlaender sehr dankbar für seine Arbeit.“¹⁴² Anscheinend war Curtius' Autorität so groß, dass eine öffentlich vertretene, abweichende Meinung ein Wagnis darstellte. Dieses Wagnis ging Hermann Hesse ein.

¹³⁵ Curtius, Umfrage, 4.

¹³⁶ Ebd.

¹³⁷ Ebd.

¹³⁸ Ebd.

¹³⁹ Ebd.

¹⁴⁰ Ebd.

¹⁴¹ Reimertz, 171.

¹⁴² Hermann Hesse, *Der Büchertisch*.

Nathalie Mälzer stellte in *Proust oder Ähnlich* Schottlaenders Übersetzung in den Rahmen seines Selbstverständnisses als Intellektueller und ging auf den Zusammenhang mit der historischen und gesellschaftlichen Situation ein, in der er arbeitete. Im Ergebnis ihres detaillierten Übersetzungsvergleichs würdigte sie Schottlaenders „Einheitlichkeit und Konsequenz der Optionen, denen man in allen Textstellen begegnet; Beibehaltung der Metaphorik und der Wortspiele bei großer Wörtlichkeit, keine Scheu vor verschiedenen Textniveaus, wenn auch die Tendenz zur Vulgarität besteht.“¹⁴³ Negativ fiel „der Gebrauch von akzentuierenden Füllseln“¹⁴⁴ auf, die dem Versuch geschuldet waren, den Originaltext zu beleben und das Lesepublikum stärker emotional zu engagieren bzw. zu fesseln. Wie in Kapitel IV noch ausführlicher auseinanderzusetzen sein wird, begründet Schottlaender dieses auf Lesewirkung abzielende Verfahren damit, dass die meisten deutschsprachigen Lesenden mit hoher Wahrscheinlichkeit Proust erstmals in seiner Übersetzung begegnen würden.¹⁴⁵ Schottlaender wollte auf keinen Fall riskieren, mit einem zu spröden Text das Interesse und die Neugier an Proust zu untergraben.¹⁴⁶ Mälzers abschließendes Urteil geht dahin, dass Schottlaenders Übersetzung „durchaus geglückte Passagen aufweist, gerade bei den Wortspielen und Metaphern.“¹⁴⁷ Einige Qualitäten wurden der Übersetzung also immer wieder zugesprochen, so dass die Schärfe von Curtius’ Urteil fragwürdig erscheint.

Barbara Pfuellb, die 1995 eine Magisterarbeit mit dem Titel „Marcel Proust: Frühe Rezeption in Deutschland; literarisches Echo, Übersetzung, Kritik“ vorgelegt hat, schließt aus dem Ton der Kritik sowie aus Curtius’ Briefen an Rechel-Mertens, „daß die Übersetzung

¹⁴³ Mälzer, 120.

¹⁴⁴ Mälzer, 120.

¹⁴⁵ Rudolf Schottlaender, „Bemerkungen zu Problemen der Proustübersetzung an Hand des 1. Bandes der Gesamtausgabe im Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/M.“ (unveröffentlichtes Manuskript). DLA, SUA: Suhrkamp, Peter Suhrkamp Archiv, Korr. zu Proust 1952-1959 II A-Z.

¹⁴⁶ Schottlaender, Bemerkungen.

¹⁴⁷ Mälzer, 120.

Schottlaenders systematisch in Verruf gebracht wurde und zwar aus primär persönlichen Gründen. Es gab Personen, die sich übergangen fühlten und sich für geeigneter hielten, Proust zu übersetzen“;¹⁴⁸ ein Urteil, dem sich Mälzer anschließt; Curtius stelle sich als der geeignetere und bessere Übersetzer dar, „anstatt dem Leser eine informative bzw. konstruktive Kritik zu bieten.“¹⁴⁹ Curtius’ zu vermutender Ärger über die Ablehnung seiner Schülerin sowie die Schärfe, der teils unsachliche Ton seiner Kritik dürfen jedoch nicht über deren Stoßrichtung hinwegtäuschen, die der Fundierung des Urteils nicht entbehrt.

Zunächst einmal hielt der Kritiker Schottlaenders Vorgehen, die von Prousts Figuren verwendete Pariser Umgangssprache, das Argot, zu übertragen, für unangemessen. Curtius betonte die Eleganz der Prosa Prousts, die für ihn die *Recherche* ungebrochen beherrscht. So strittig Curtius’ Einschätzung sein mag, so ergeben sich viele seiner Kritikpunkte schlüssig daraus, ebenso wie sich Schottlaenders Übersetzungsweise schlüssig aus seinem auf Lesewirkung und Aktualisierung angelegten Ansatz ergeben. Diesen Ansatz hat Curtius offensichtlich als prinzipielle Entscheidung erkannt und – dies ist die gewichtigste Kritik – von vorn herein abgelehnt. Auf die Ursache von Schottlaenders Gebrauch von Berlinismen zielend schrieb er entsprechend: „Dafür sucht der Übersetzer auf andere Weise uns Proust näher zu bringen“¹⁵⁰ und urteilte abschließend „*Du Côté de chez Swann* ist vom Verdeutscher übel zugerichtet worden. Es ist ungefähr so, wie wenn Debussy für die Mundharmonika ‚arrangiert‘ würde.“¹⁵¹ Durch die Platzierung am Ende des Artikels werden die beobachteten Mängel, die sich nicht in aufgelisteten Einzelfehlern erschöpfen, auf die Kritik an der leserzentrierten Übersetzungsweise zugespitzt, die im letzten Absatz als Fazit am meisten Gewicht erhält.

¹⁴⁸ Pfuelb, 104.

¹⁴⁹ Mälzer, 22/23.

¹⁵⁰ Curtius, Umfrage, 4.

¹⁵¹ Ebd.

Dass Curtius die leserzentrierte Vorgehensweise verurteilen musste, ergibt sich folgerichtig aus seinen anderen Schriften und ist sicher auch, aber nicht nur persönlich motiviert. Spätestens 1929, in seiner Auseinandersetzung mit dem Soziologen Karl Mannheim, trat Curtius' Interesse an Konstanten und Kontinuitäten in der Literatur deutlich zutage. Mannheim hatte in seinem Buch *Ideologie und Utopie* die Bedingtheit des Denkens durch gesellschaftliche Entwicklungen untersucht und damit eine scharfe Kritik von Curtius provoziert. Curtius, der etwa in seinem 1925 erschienenen Buch *Französischer Geist im Neuen Europa* mit Begriffen wie „Französischer Geist“ die Universalität bestimmter Phänomene betonte, d.h. essentialistisch argumentierte, sah die Grundlagen seines Denkens in Frage gestellt.

Dirk Hoeges resümiert in seinem Buch über die Kontroverse zwischen Curtius und Mannheim: „Curtius' ‚Wesenskunde‘ mußten die Gewißheiten zusammen mit den Begriffen abhandeln kommen. Kein deutsch-europäisches Wesen, keine historischen Konstanten mehr, [...]“¹⁵² Sein 1948 erschienenes Alterswerk, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, setzt die in der Kontroverse zutage getretene Linie fort. Es fokussiert das Universelle in der Literatur, das für ganz Europa von seinen Anfängen bis in die Gegenwart Geltung hat.¹⁵³ Vor dem Hintergrund der Universalität erscheint die Aktualisierung einer guten Übersetzung überflüssig, denn eine gute Übersetzung ist und bleibt in Curtius' Logik in jeder Region und zu jeder Zeit lesbar.

Curtius' Kritik an Schottlaenders aktualisierender Übersetzungsweise erinnert an Rechel-Mertens' Kritik an Kasimir Edschmids in der Sprache der Neuen Sachlichkeit verfassten Roman über Byron. Auch in ihrer Proust-Übersetzung sollte sich der Anspruch auswirken, die

¹⁵² Dirk Hoeges, *Kontroverse am Abgrund: Ernst Robert Curtius und Karl Mannheim: Intellektuelle und ‚freischwebende Intelligenz‘ in der Weimarer Republik* (Frankfurt/M.: Fischer, 1994), 105.

¹⁵³ Ernst Robert Curtius, *Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter* (Bern: Francke, 1948).

Ausdrucksweisen an der Sprache zu orientieren, wie sie um die Jahrhundertwende in deutschsprachigen Ländern gebräuchlich war.

In den zwanziger Jahren war Rechel-Mertens aber noch auf der Suche nach einem passenden Betätigungsfeld. 1929 versuchte sie noch einmal, ihre akademische Laufbahn weiter zu verfolgen, als Curtius ihr eine Assistentenstelle am romanischen Seminar in Bonn verschafft hatte. Er selbst war im selben Jahr einem Ruf nach Bonn gefolgt. Rechel-Mertens war dort vom Herbst 1929 bis Weihnachten 1930 tätig. Dann verbrachte sie zwei Semester in Paris. Als Rechel-Mertens vom Romanischen Seminar in Heidelberg eine Assistentenstelle und ein Lehrauftrag angeboten wurde, kehrte sie unverzüglich zurück – erstmals seit über zehn Jahren ohne Curtius. In Heidelberg hatte Rechel-Mertens einen weitläufigen Kreis von Freunden und Bekannten, also überhaupt mehr Möglichkeiten des sozialen Umgangs. Sie war mit dem Archäologen Ludwig Curtius und seiner Familie befreundet, verkehrte mit Friedrich Gundolf und Christiane Zimmer.

Zimmer, die Tochter von Hugo von Hofmannsthal, und Rechel-Mertens hatten sich als Studentinnen im Umfeld von Curtius kennen gelernt und Freundschaft geschlossen. Gelegentlich nahm Zimmer Rechel-Mertens mit nach Rodaun und machte sie mit Vertretern des österreichischen Adels und Großbürgertums bekannt. Die sprachlichen Eigenheiten dieser neuen Bekannten sowie ihre Gewohnheiten sollten Rechel-Mertens später bei ihrer Proust-Übersetzung als Orientierung dienen, wenn sie um den richtigen Ton in den Äußerungen von Prousts Figuren rang. Laut Rudolf zur Lippe, der ab 1962 für die Dauer seines Studiums bei Rechel-Mertens in Heidelberg lebte, wählte sich die Übersetzerin unter den österreichischen Bekannten Modelle,

die sie sich vor Augen hielt, wenn sie Prousts Figuren nachbildete.¹⁵⁴ Auf diese Weise versuchte Rechel-Mertens, das französische Fin de Siècle, wie es sich in der *Recherche* zeigte, an den deutschsprachigen Kontext der k. u. k. Monarchie anzulehnen.

UMGANGSSPRACHE ALS ÜBERSETZUNGSPROBLEM

Rechel-Mertens' erster großer Übersetzungsauftrag erging im Sommer 1928 von dem Wiener Verlag Zolnay. Curtius hatte seine Schülerin dem Verlag als Übersetzerin des Werks von Roger Martin du Gard empfohlen. Zunächst lag der Familienroman *Les Thibaults* an, dann aber auch einige Novellen und Theaterstücke. Obwohl sich die Übersetzungsarbeit harmonisch anließ, zeichnete sich doch bald ein Problem ab, dem Rechel-Mertens immer wieder begegnen sollte: Die Scheu vor Umgangssprache, die sie in ihrem eigenen Schreiben nie verwendete. Roger Martin du Gard interessierte sich aber zunehmend für Formen des Mündlichen, die besonders in einem Theaterstück, aber auch in dem burlesk konzipierten Roman *Vieille France* zum Tragen kam. Immer wieder drängte er darauf, dass Rechel-Mertens die wechselnden Register seiner Figurenrede stärker berücksichtigen solle: „Das Stück ist psychologisch, von einem kaum stilisierten Realismus, vor allem lebensnah und in der gebräuchlichsten Sprache geschrieben [...] bis zur Fehlerhaftigkeit!“¹⁵⁵ Rechel-Mertens sollte Umgangssprache und Gegenwartssprache verwenden. Das Ergebnis überzeugte aber nicht, so dass du Gard den Text einer anderen Übersetzerin zur Überarbeitung gab. Seinen Roman, *Vieille France*, hatte er mit vielen Randbemerkungen versehen, da er bezweifelte, dass Rechel-Mertens dem burlesken Charakter der Handlung gewachsen war. Wohl erzogen und in den akademischen Zirkeln Heidelbergs beheimatet, so schrieb er am 7. Oktober 1932, seien ihr die menschlichen Abgründe, wie sie sich etwa am Alexanderplatz auftäten, fremd. Zur Not müsse sie sich einen bösen Jungen (*méchant*

¹⁵⁴ Rudolf zur Lippe an Nora Brüggemann. Berlin, den 24. Juli 2014. Privatbesitz.

¹⁵⁵ Roger Martin du Gard an Eva Rechel-Mertens. O.O., den 10. Juli 1931: „La pièce est psychologique, d'un réalisme peu stylisé, avant tout vivante, et écrite dans le langage orale le plus courant ... jusqu'à l'incorrection!“

garçon) als Mitarbeiter zu Hilfe nehmen.¹⁵⁶ Umgangssprache lag Rechel-Mertens tatsächlich nicht. Vor dem Hintergrund ihrer Kritik an Edschmids Byron-Roman lässt sich allerdings erkennen, dass sie sich bei der Übersetzung älterer Texte aus prinzipiellen Gründen für Schriftsprache entschied. Noch 1978 erzählte Rechel-Mertens dem Journalisten Edwin Kunz, der an einem der Übersetzerin gewidmeten Artikel für die *Rhein-Neckar-Zeitung* arbeitete: „Lektoren wünschen oft, daß ich das gerade aktuelle Slogan-Deutsch stärker heranziehe [...] bitte, denken Sie daran, daß gerade Neues, Aktuelles auf Eins-zwei-drei wieder veraltet.“¹⁵⁷ Rechel-Mertens zielte, so wird in ihrer Äußerung noch einmal deutlich, auf eine dauerhafte Lesbarkeit ihrer Texte. Bei ihrer Proust-Übersetzung wirkte sich außerdem der Impuls aus, eine Atmosphäre der Weltläufigkeit zu erzeugen.

Die Briefe du Gards an Rechel-Mertens stellen neben der Erörterung von Übersetzungsfragen indessen auch einen Kommentar zu der politischen Entwicklung in Deutschland dar. Du Gards anfängliche Belustigung über die irren „Hitlériens“¹⁵⁸ wich dabei einer zunehmenden Besorgnis und Verzweiflung. Als Zolnay *Vieille France/ Kleine Welt: Ein Roman aus der französischen Provinz* nicht veröffentlichen wollte, schrieb er am 2. September 1933 an Rechel-Mertens: „Nichts, was sich in Deutschland ereignet, ist mir gleich. Ich erkundige mich, wo ich kann. Ich grübele ohne Unterlaß.“¹⁵⁹ Du Gard informierte sich überall und dachte unentwegt über die Situation in Deutschland nach, blieb aber ratlos. Als sich am 13. Oktober 1935 abzeichnete, dass die Verbreitung des Romans *Les Thibaults* in Deutschland aufgrund von dessen Pazifismus nicht länger legal und die Übersetzung also nicht fertigzustellen war, äußerte du Gard in einem Brief an Rechel-Mertens Verwunderung darüber, dass so etwas in Europa

¹⁵⁶ Roger Martin du Gard an Eva Rechel-Mertens. O.O., den 7. Oktober 1930.

¹⁵⁷ Edwin Kunz, „Der Übersetzerin gewidmet,“ in *Rhein-Neckar-Zeitung* Nr. 116 (26. Mai 1978): 2.

¹⁵⁸ Roger Martin du Gard an Eva Rechel-Mertens. O.O., 5. Juli 1931.

¹⁵⁹ Roger Martin du Gard an Eva Rechel-Mertens. O.O., 2. September 1933: „Rien de ce qui se passe en Allemagne ne m'est indifférent. Je me renseigne partout ou je peux. J'y songe sans cesse.“

möglich sei: „Und selbst hier können solche Dinge vorkommen, in unserem armen, chaotischen, inkohärenten und hysterischen Europa!“¹⁶⁰ Indem er von „unserem armen Europa“ sprach, erzeugte er ein Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Rechel-Mertens. Beide scheinen Europa als ihre Heimat betrachtet zu haben. Dennoch passten sie sich an die veränderte politische Situation an und beschlossen 1938 endgültig, ihre Zusammenarbeit bis auf weiteres einzustellen.

JAHRE DES SCHWEIGENS

Auch ihre Assistententätigkeit am Romanischen Seminar in Heidelberg musste Rechel-Mertens niederlegen. Die Gründe dafür sind nicht überliefert, doch erweckt ein Brief, den Rechel-Mertens am 10. August 1938 an den Seminardirektor, Walter Mönch, schrieb, den Eindruck, dass politische Motive eine Rolle gespielt haben:

Natürlich will ich mich gern um die laufenden Seminargeschäfte kümmern, aber eine Weiterführung dieser Tätigkeit nach dem 1. Oktober ist doch nun wieder – ich wurde deswegen auf das Pedellenamt zitiert – an eine befriedigende Auskunft auf die beiliegenden Fragebogen gebunden. [...] Ich habe nun das Gefühl, dass meine Antwort auf die von mir zu erledigenden Fragen so wenig überzeugend aussieht, dass das ganze Unternehmen von vornherein zwecklos ist. In der freundlichen Formulierung des von Ihnen verfassten Schreibens sieht es ja etwas anders aus. Aus dem eben genannten Grunde habe ich sogar die Bogen zunächst – unlustig – etwas einbehalten, ich möchte aber nun doch die Entscheidung über die Absendung in Ihre Hände legen. Nur seien Sie versichert, dass ich völlig einverstanden bin, wenn Sie auf Versuche in dieser Richtung (Verlängerung des Vertrags) verzichten und meine Tätigkeit also mit Ende September

¹⁶⁰ Roger Martin du Gard an Eva Rechel-Mertens. O.O., 13. Oktober 1935: „Et, d’ici là, aussi, tant de choses peuvent arriver dans notre pauvre, chaotique, incohérente et histérique Europe!“

erlischt. Dass ich nur eine fragwürdige Hilfskraft abgeben würde, steht ja leider sowieso fest, und vielleicht ist es dann beinahe besser, auf diesen prekären Stützungsversuch zu verzichten. Aber scheint Ihnen das Gegenteil für das Seminar förderlicher, so bin ich auch einverstanden.¹⁶¹

Aus dem Schreiben geht hervor, dass Mönch mit Rechel-Mertens' Arbeit zufrieden war und sie weiter beschäftigen wollte. Sie musste aber einen Fragebogen ausfüllen, der nicht überliefert ist. Möglicherweise handelte es sich um den Fragebogen, der die Loyalität der Lehrenden an Universitäten gegenüber der nationalsozialistischen Partei und ihrer Ideologie belegen sollte. Jedenfalls ließen Rechel-Mertens' Antworten sie als fragwürdige Hilfskraft, also wohl als politisch unzuverlässig erscheinen, so dass es dem Seminardirektor beruflich schaden konnte, Rechel-Mertens zu unterstützen. Mönch ließ seinen Vorgesetzten 6. September 1938 wissen: „Wie ich der Fakultät unter dem 21. August 1938 mitteilte, hat Fräulein Dr. Eva Mertens im Juli d. Js. geheiratet und scheidet mit Ablauf dieses Monats freiwillig aus ihrem Dienstverhältnis als Schreibkraft des Romanischen Seminars aus.“¹⁶² Von den wahrscheinlich politischen Gründen erwähnte Mönch nichts. Zur Lippe meint zudem, dass Rechel-Mertens nie als Schreibkraft tätig gewesen sei.¹⁶³ Vielleicht hat Rechel-Mertens in ihrer Eigenschaft als Hilfskraft, wie sie sich selbst in obigem Brief bezeichnete, auch Schreibaarbeiten erledigt. Jedenfalls schrieb Mönch einen Brief an das Ministerium für Kultus und Unterricht bat, Rechel-Mertens weiter mit der Abhaltung von Sprachkursen betreuen zu dürfen.¹⁶⁴ Dieser Bitte wurde wohl entsprochen,

¹⁶¹ Eva Rechel-Mertens an Walter Mönch. Heidelberg, den 10. August 1938. Universitätsarchiv Heidelberg, Akte Personalsachen 1938.

¹⁶² Walter Mönch an unleserlich. Heidelberg, den 6. September 1938. Universitätsarchiv Heidelberg, Akte Personalsachen 1938.

¹⁶³ Rudolf zur Lippe (Eva Rechel-Mertens' Erbe), im Gespräch mit Nora Brüggemann, Mai 2015.

¹⁶⁴ Mönch an das Ministerium für Kultus und Unterricht. Heidelberg, 6. Februar 1939. Universitätsarchiv Heidelberg, Akte Personalsachen 1938.

bescheinigte die Philosophische Fakultät doch am 17. Dezember 1945, dass Rechel-Mertens seit dem 10. April 1931 durchgehend Sprachkurse abgehalten habe.

WIEDER SCHREIBEN: ZWISCHEN KATHOLIZISMUS UND EXISTENTIALISMUS

Nach dem Krieg nahm Rechel-Mertens auch ihre Assistenten- und Übersetzungstätigkeit wieder auf, ließ die Wissenschaft aber vollständig fallen und schrieb auch keine Kurzgeschichten und Essays mehr. Die ersten Übersetzungsaufträge erhielt sie vom Rowohlt Verlag, nachdem Curtius seine Schülerin dorthin empfohlen hatte. An diese schrieb er am 22. Mai 1948: „Sie müssen mich nur orientieren, ob Sie überhaupt noch auf Übersetzungen reflektieren. Ich erlaubte mir nämlich gestern, Ihren Namen Herrn Klipper Junior von Rowohlt für eine Übersetzung von Sartre zu nennen.“¹⁶⁵ Wie sich noch zeigen wird, gehörte die Literatur des französischen Existentialismus durchaus nicht zu der von Rechel-Mertens favorisierten Strömung. Dennoch begann sie im Sommer 1948 einzelne Arbeiten von Jean-Paul Sartre und das Werk Simone de Beauvoirs zu übersetzen. Im gleichen Monat bahnte sich auch eine Zusammenarbeit zwischen dem von Hans Paeschke und Joachim Moras neu gegründeten *Merkur: Zeitschrift für Europäisches Denken* und Rechel-Mertens an. Ebenfalls einer Empfehlung Curtius folgend, fragte Paeschke Rechel-Mertens am 15. Mai 1948, ob sie an einer Übersetzung des großen Tagebuchs von André Gide und generell an einer übersetzerischen Zusammenarbeit mit dem *Merkur* interessiert wäre: „Professor Curtius empfahl mir nach reiflicher Überlegung, mich mit Ihnen in Verbindung zu setzen. Er ist der Ansicht, dass Sie fast allein in der Lage seien, das Journal stilgerecht ins Deutsche zu übertragen [...]. Im Übrigen wäre mir auch an einer

¹⁶⁵ Ernst Robert Curtius an Eva Rechel-Mertens. Bonn, den 22. Mai 1948. Kasten 238.

anderweitigen Mitarbeit im *Merkur* durch gelegentliche Übersetzungen gelegen.“¹⁶⁶ Tatsächlich sollte auf diese Anfrage eine intensive Zusammenarbeit von etwa fünf Jahren folgen, in denen Rechel-Mertens Texte u.a. Texte von André Gide, W. H. Auden, Arnold J. Toynbee und Maurice Merleau-Ponty übersetzte.

Bei aller Unterstützung nahm Curtius sich jedoch auch das Recht starker Einmischung heraus. So war Rechel-Mertens sehr angetan von dem Auftrag, *Léon Bloy: L'Impatiente* von Albert Béguin zu übersetzen und schrieb am 16. November 1948 an Joachim Moras: „Es würde vielleicht eine angenehme geistige Erholung für mich sein, aus der trostlosen existentialistischen Welt [von Simone de Beauvoir] wieder in die katholische [von Albert Béguin] zu kommen, die mir viel mehr am Herzen liegt.“¹⁶⁷ Béguin war Jude, in seinem Schreiben aber zunehmend dem katholischen Glauben zugeneigt. Rechel-Mertens war bis zum Tod ihres Mannes 1962 evangelisch-lutherischer Religionszugehörigkeit, legte in ihrer Lebensbeschreibung aber dar: „Ein stark religiöses Element bildete den Unterstrom meiner Erziehung. Die katholische Kirche hat mich immer sehr angezogen, und ich fühle mich auch jetzt noch nicht am Ende meiner religiösen Entwicklung.“¹⁶⁸ Rechel-Mertens hatte ein romantisches Bild von der katholischen Kirche als einer stark integrierenden Institution. 1932 hatte sie in einem Kurs über französische Kulturkunde erklärt: „Frankreich ist katholisch insofern, als es auch heute noch keinen Unterschied der Rassen kennt. Man kann Franzose werden, wenn man sich taufen lässt. Man tritt in die französische Nation ein wie in eine Glaubensgemeinschaft, die nicht durch das Blut,

¹⁶⁶ Hans Paeschke an Eva Rechel-Mertens. Baden-Baden, den 15. Mai 1948. DLA, D: Merkur. Briefe von *Merkur: Zeitschrift für Europäisches Denken* an Eva Rechel-Mertens. Baden-Baden und München, 1948-1964. Zugangsnummer: HS.NZ80.0003, Mediennummer: HS004760328.

¹⁶⁷ Eva Rechel-Mertens an Joachim Moras. Heidelberg, den 16. November 1948. DLA, D: Merkur. Eva Rechel-Mertens an den *Merkur: Zeitschrift für Europäisches Denken*. Heidelberg, 1948-1964. Zugangsnummer: HS.NZ80.0003, Mediennummer: HS00226565X.

¹⁶⁸ Eva Rechel-Mertens, Lebensbeschreibung.

sondern durch den Geist verbunden ist.“¹⁶⁹ Dass diese Einschätzung nicht ganz richtig ist, wird Rechel-Mertens wohl bewusst gewesen sein. Ihre Darstellung Frankreichs als eine durch Geist verbundene Nation ist sicher als Kritik des rassistischen Antisemitismus der Nazis zu verstehen.

Rechel-Mertens' Béguin-Übersetzung, bzw. dessen Veröffentlichung unterband Curtius jedoch. Am 17. Januar 1949 drohte er Hans Paeschke nämlich mit dem Entzug seiner Unterstützung: „Ich höre zufällig durch Frau Rechel, dass Sie Béguin über Bloy bringen. Sartre & Kaschnitz waren für mich schon peinliche Überraschungen. Aber B-Bloy: - das mache ich nicht mehr mit. [...] jetzt ist der Moment gekommen, der für mich bedeutet: Abschied vom *Merkur*.“¹⁷⁰ Curtius gab zu verstehen, dass er sich mit dem neuen Kurs des *Merkur* nicht länger identifizieren könne. Sartre, Kaschnitz und Béguin waren Existentialisten, bzw. von der Existenzphilosophie beeinflusst; bei Kaschnitz und Béguin verband sich dieser Horizont mit einem Interesse an religiösen Fragen: Eine Mischung, die Curtius erst recht nicht behagte.

Seine Abneigung sowohl gegen den deutschen wie den französischen Existentialismus hatte er bereits in einer Vielzahl von Briefen geäußert. Schon am 28. Juli 1947 hatte er sich über den Essay eines Mitarbeiters des *Merkur*, Hans Holthusen, beschwert: „Natürlich ging es auch diesmal nicht ohne ‚existentiell‘ und (Jaspersche) ‚Chiffren.‘ Wir möchten gebildete Menschen über Literatur sprechen hören, nicht orakelnde Propheten, deren Sprache kein Europäer versteht, der nicht bei Jaspers oder Heidegger Kolleg gehört hat.“¹⁷¹ Schon die Sprache existentialistischer Philosophie und der Essayisten, Kritiker und Journalisten, die davon beeinflusst waren, erregten Curtius' Anstoß. Er, der einerseits viel im Feuilleton veröffentlicht hatte, andererseits

¹⁶⁹ Eva Rechel-Mertens, Unterrichtsmaterialien für einen Kurs in „Kulturkunde,“ den sie Anfang der dreißiger Jahre wiederholt unterrichtete. DLA, A: Rechel-Mertens. Kasten 234, Mappe 8.

¹⁷⁰ Ernst Robert Curtius an Hans Paeschke. Bonn, den 17. Januar 1949. DLA, D: *Merkur*. Briefe von Ernst Robert Curtius an *Merkur: Zeitschrift für Europäisches Denken*, 1949-1955. Zugangsnummer: HS.NZ80.0003, Mediennummer HS001996391.

¹⁷¹ Ernst Robert Curtius an den *Merkur: Zeitschrift für Europäisches Denken*. Bonn, den 28. Juli 1947. DLA, D: *Merkur*. Ernst Robert Curtius an den *Merkur*. Bonn, 1946-1948. Zugangsnummer: HS.NZ80.0003, Mediennummer: HS001996337.

fremdsprachige Zitate nie übersetzte – und er zitierte aus sieben Sprachen – erwartete von muttersprachlichen Texten, dass sie interessierten Laien verständlich wären. Sein Kommentar zu Sartre fiel noch kürzer aus: „Sartre interessiert mich nicht, vielen Dank.“¹⁷² Seiner Reaktion auf Rechel-Mertens’ Béguin-Übertragung schickte er noch hinterher: „Frau Rechel muss für die Übersetzung von Béguin – Bloy natürlich honoriert werden. Beruhigen Sie mich über diesen Punkt.“¹⁷³ Da man sich Curtius’ Wunsch gemäß gegen die Veröffentlichung von Rechel-Mertens’ Arbeit entschieden hatte, wollten Paeschke und Moras das vereinbarte Honorar einbehalten, bezahlten aber schließlich doch.

Von diesem Zeitpunkt an gingen der *Merkur* und Rechel-Mertens etwas taktischer vor. Am 17. Dezember 1951 beauftragte Paeschke Rechel-Mertens, Maurice Merleau-Ponty zu übersetzen und riet ihr: „Da er [Curtius] den Sartre-Kreis nicht ausstehen kann, würde ich raten, ihn wegen Merleau-Ponty nicht zu fragen.“¹⁷⁴ Auch nach dem Krieg unterstützte Curtius Rechel-Mertens wo er nur konnte. So eröffnete er ihr viele Türen, ja, die entscheidenden Türen. Der Preis war, so scheint es, Curtius’ starke Einflussnahme.

HISTORISIEREND UND SCHRIFTSPRACHLICH:

EVA RECHEL-MERTENS’ PROUST-ÜBERSETZUNG

1950 wirkte sich Curtius’ Einfluss noch einmal positiv für Rechel-Mertens aus. Am 20. März ließ er sie wissen: „Heute möchte ich Ihnen nur noch sagen, dass Suhrkamp die Rechte für Proust erworben hat. Seinem Lektor, dem göttlichen Podszus, habe ich Sie als einzig möglichen Übersetzer empfohlen. Hoffentlich wird es was!“¹⁷⁵ Warum Curtius so gern wollte, dass Rechel-

¹⁷² Ernst Robert Curtius an Hans Paeschke. Bonn, o.D. 1948.

¹⁷³ Ernst Robert Curtius an Hans Paeschke. Bonn, den 7. Februar 1949.

¹⁷⁴ Hans Paeschke an Eva Rechel-Mertens. München, den 17. Dezember 1951.

¹⁷⁵ Ernst Robert Curtius an Eva Rechel-Mertens. Bonn, den 20. März 1950.

Mertens Proust übersetzt, geht aus seinem Glückwunsch zu ihrem Auftrag hervor. Dort schreibt er am 16. April 1953: „Ich wollte Sie vor allem zu dem ehrenvollen Auftrag beglückwünschen, den ganzen Proust zu übersetzen. Sie wissen, dass die englische Proust-Übersetzung von meinem verstorbenen Freund Scott Moncrief ihm nach wie vor Ruhm einträgt.“¹⁷⁶ Proust zu übersetzen ist, so Curtius, eine Ehre und die Aufgabe dazu angetan, Rechel-Mertens zu einer bedeutenden Übersetzerin zu machen. 1966 räumte Rechel-Mertens in einem Interview mit der *Welt* ein: „Gewiß war auch Ehrgeiz im Spiel,“¹⁷⁷ als sie den Auftrag annahm. „Es war eine große Aufgabe.“¹⁷⁸ An dem Umfang von Rechel-Mertens' Werk zeichnet sich nicht nur der Drang, zu schreiben ab, sondern auch Ehrgeiz. Rechel-Mertens wollte mit ihrem Schreiben öffentliche Anerkennung erlangen.

Doch die Übersetzung von Prousts Roman interessierte sie nicht nur als ein Prestige-Projekt. Wie aus ihrer Schilderung ihrer ersten Begegnung mit Proust hervorgeht, fühlte sie sich von dem transitorischen Charakter seines Werks angezogen, der auch in ihren eigenen Kurzgeschichten eine Rolle spielt. Während bei Rechel-Mertens zwischen Orten, Sprachen und Personen gereist wird, ist bei Proust der Vorgang des Erinnerns zentral. In dem Interview erklärt Rechel-Mertens, dass der Titel des ersten Bandes eine besondere Faszination für sie hatte, „weil er mir in bestimmten Kindheitserinnerungen – einer gleichen Zweiheit der zur Wahl stehenden täglichen Familienspaziergänge – begegnete und sich somit auch bei mir mit einer ‚Suche nach der vergangenen Zeit‘ berührte.“¹⁷⁹ Schon Prousts Titel ließ bei der Übersetzerin also unwillkürlich Bilder aus der eigenen Vergangenheit aufsteigen. Auf den unwillkürlichen Charakter der Erinnerung bestand sie noch einmal, als der Interviewer sie fragte: „Erzieht die

¹⁷⁶ Ernst Robert Curtius an Eva Rechel-Mertens. Bonn, den 16. April 1953.

¹⁷⁷ Interview.

¹⁷⁸ Ebd.

¹⁷⁹ Ebd.

Proust-Lektüre zum schärferen psychologischen Sehen?“¹⁸⁰ Darauf antwortete sie: „Erziehen ist falsch, aber Proust beeinflusst die Erlebnisweise des Lesers ganz sicher. Als ich den ersten Band der *Recherche* las, hatte ich das Gefühl, etwas wiederzuerkennen, subtile, längst vergessene Erfahrungen.“¹⁸¹ Beim Übersetzen, so erklärte sie weiter, „entsteht eine merkwürdige Nähe.“¹⁸² Obwohl die von Proust aufgerufenen Erfahrungen durchaus an die Abgründe rührt, von denen du Gard meinte, dass Rechel-Mertens keinen Bezug dazu habe, wirkte Prousts Methode des assoziativen Schreibens auf die Übersetzerin. Seine Schilderungen machten die eigene Vergangenheit gegenwärtig.

Der Impuls, in der gegenwärtigen Welt ein möglichst authentisches Bild der Proustischen Romanwelt der Jahrhundertwende zu vermitteln, wirkte sich entscheidend in Rechel-Mertens' Übersetzungsansatz aus. In ihrem Interview mit der *Welt* bezeichnete sie es als die „alles bestimmende Vorentscheidung,“¹⁸³ sich darum zu bemühen, das gesellschaftliche Milieu, in dem die *Recherche* spielt, zu bewahren und die Sprache sowie den Stil Prousts, der sich im Paris des 19. Jahrhunderts bewegte, zu „retten.“¹⁸⁴ In ihrem Vortrag vom Oktober 1976 stellte sie sich als die Übersetzerin dar, die genau dazu in der Lage war. Im Zusammenhang mit modernisierenden Literaturverfilmungen machte sie ihr Alter geltend: „Da kamen für die Augen jemandes, der – hélas – selbst noch aus jener Epoche stammte, die erstaunlichsten Missgriffe und Übertreibungen vor.“¹⁸⁵ Es folgten einige Beispiele solcher „Missgriffe und Übertreibungen“¹⁸⁶ nebst

¹⁸⁰ Interview.

¹⁸¹ Ebd.

¹⁸² Ebd.

¹⁸³ Ebd.

¹⁸⁴ Ebd.

¹⁸⁵ Rechel-Mertens, Weg.

¹⁸⁶ Ebd.

detaillierten Richtigstellungen, die zeigen, dass sie selbst „noch aus jener Epoche stammte.“¹⁸⁷

Doch sie machte nicht nur ihr Alter geltend. Auch über die Vertrautheit mit dem von Proust geschilderten Umfeld ließ sie keine Zweifel:

Proust schildert sehr genau die Kleidung z.B. von Madame Swann anlässlich ihrer Spaziergänge [...]. Wer die damalige Zeit erlebt hat, erkennt hier vieles wieder und wären es die eleganten, bis ins Feinste noch dekorierten und ausgearbeiteten Jackenfutter, die die Dame damals meist unter dem Jackenfutter ihres ‚Kostüms‘ verbarg, die sich aber dem Kavalier enthüllten, der ihr dieses Kleidungsstück ritterlicherweise abnahm und nun seinerseits über den Arm gefaltet trug. Eine gewisse nach dem Englischen hin orientierte Sprachmode ist gleichfalls nicht zu übersehen: die Gewohnheit des ‚footing‘ am Vormittag, die Begrüßungen mit ‚Good morning‘ – damals, ohne Kriegserfahrungen, noch ganz originell.¹⁸⁸

Dass Rechel-Mertens „die damalige Zeit erlebt hat,“ geht aus der beeindruckenden Fülle von Details hervor, mit denen sie, sich selbst erinnernd, Prousts Beschreibungen ergänzt. Auch die geschilderten Umgangsformen zwischen Mann und Frau scheinen ihr ganz selbstverständlich zu sein. Aus Rechel-Mertens’ Blick auf die Belle Epoche als einer langen Periode des Friedens vor dem Ersten Weltkrieg spricht eine gewisse Nostalgie, wenn sie Odettes englischsprachige Einsprengsel in die Muttersprache als originelle Sprachmode betrachtet, die als Begleiterscheinung der langen Friedensperiode und das Einvernehmens vor dem Ersten Weltkrieg zu werten sei. Nach dem Zweiten Weltkrieg assoziiert Rechel-Mertens in die deutsche Sprache eingestreute Anglizismen wohl eher mit der Kontrolle Deutschlands durch die Alliierten, so dass sie Odettes sprachliches Verhalten etwas wehmütig als „damals, ohne

¹⁸⁷ Rechel-Mertens, Weg.

¹⁸⁸ Ebd.

Kriegserfahrungen, ganz originell” betrachtet, in ihrer gegenwärtigen bedrückenden Nachkriegssituation aber nicht mehr.

Die Mode der Anglizismen ließe sich aber auch als eine der ersten Begleiterscheinungen für die neuen politischen Spannungen zwischen Deutschland, England und Frankreich interpretieren, welche die letzten beiden Mächte vor dem Ersten Weltkrieg zur Annäherung bewegten, - zur Absicherung gegen Deutschland. Die Verständigung zwischen England und Frankreich verbesserte sich, so ließe sich argumentieren, weil sich das Verhältnis zu Deutschland verschlechterte. In ihrem Buch mit dem Titel *The Guns of August/August 1914* (1962) sieht Barbara Tuchman u.a. in dem sog. „Neuen Kurs,” den Wilhelm II. nach der Entlassung Otto von Bismarcks einschlug, einen der Beweggründe für den damaligen britischen König Eduard VII. – der laut Tuchman allerdings eine „Vorliebe für alles Französische hatte”¹⁸⁹ - Großbritanniens „splendid isolation”¹⁹⁰ aufzugeben und 1903 auf einen Staatsbesuch nach Frankreich zu reisen.¹⁹¹ Unbeeindruckt von dem frostigen Empfang durch die Franzosen verhielt sich der König diplomatisch wohl äußerst geschickt und nahm sie schließlich für sich ein.¹⁹² Tuchman zitiert einen „belgischen Gesandten”: „Man hat selten einen so völligen Wandel der Einstellung gesehen wie jetzt hier in Frankreich. Eduard hat die Herzen aller Franzosen gewonnen.”¹⁹³ Im April 1904 unterschrieben die beiden Mächte die „Entente.”¹⁹⁴ Der Versuch von Prousts Figur Odette, sich durch englischsprachige Einsprengungen in ihre Muttersprache beliebt zu machen, ist sicher auch im Zusammenhang der Entwicklung zum Ersten Weltkrieg zu sehen, dem eine Annäherung zwischen England und Frankreich vorausging.

¹⁸⁹ Barbara Tuchman, *August 1914*, übers. Grete und Karl-Eberhardt Felten (Frankfurt/M.: S. Fischer, 2013), 10.

¹⁹⁰ Ebd.

¹⁹¹ Ebd.

¹⁹² Ebd., 11.

¹⁹³ Ebd.

¹⁹⁴ Ebd.

Doch Rechel-Mertens, welche die Vorkriegszeit als Kind und Heranwachsende, den Krieg selbst als Zwanzigjährige erlebt hatte, blieb diese erste europäische Katastrophe als ein plötzlich hereinbrechendes Ereignis in Erinnerung. In ihrem Proust-Vortrag von 1976 nannte sie den Ersten Weltkrieg „die große Cäsar in der europäischen Gemeinschaft des kulturellen Lebens,“¹⁹⁵ ein „Abgrund“¹⁹⁶ habe sich aufgetan, „der sich auch nach 1918 erst ganz allmählich wieder schloß.“¹⁹⁷ Vor den Kriegen, so sah es Rechel-Mertens offenbar, standen die europäischen Länder in kulturellem Austausch, ja, bildeten eine kulturelle Gemeinschaft. In diesem Sinn interpretierte sie die von Odette befolgte Mode, englischsprachige Einsprengsel in die Muttersprache einzuflechten, als Zeichen des Friedens und des Einvernehmens vor der Zäsur des Ersten Weltkriegs.

Nachdem Rechel-Mertens ihre Lebenserfahrung dargestellt hatte, betonte sie auf Curtius verweisend, wie wichtig es sei, Proust seiner Zeit und seinem Milieu entsprechend in die deutsche Sprache des 19. Jhds. und des adeligen, großbürgerlichen Umfelds zu übertragen: „Man hat die *Recherche du Temps Perdu* als Bild einer Epoche geradezu mit dem Geschichtswerk Saint Simons verglichen. Um aber ein solches Bild vollkommen zu gestalten, muß man den Ton der Zeit und der Figuren treffen.“¹⁹⁸ Gerade bei der *Recherche*, die Rechel-Mertens als ein Gesellschaftsportrait las, erschien ihr eine historisierende Übersetzungsweise geboten. Für sie bedeutete das auch, dass Prousts lange Sätze zu übertragen seien:

Seine Sätze sind ja nicht aus mangelhafter Befähigung zum Stilisieren oder aus dem Autor behagender Schwülstigkeit geboren, sondern sie folgen genau dem Gang der fortschreitenden Versenkung ihres Schöpfers in die erlebte Vergangenheit oder ein

¹⁹⁵ Eva Rechel-Mertens, Lebensbeschreibung.

¹⁹⁶ Ebd.

¹⁹⁷ Ebd.

¹⁹⁸ Rechel-Mertens, Weg.

spezielles, ihm vor Augen stehendes Phänomen, von dem er, banal gesprochen ‚nichts auslassen‘ will, was ihn dann zu immer neuen Abschweifungen und Abzweigungen veranlasst.¹⁹⁹

Rechel-Mertens interpretiert die Satzstruktur als Abbild von dem Erinnerungsprozesses des Erzählers, in dem eine Erinnerung eine Flut von weiteren Erinnerungen auslöse, die alle gleich wichtig erschienen. Genau diese scheinbar nebensächlichen Erinnerungen seien es aber, die beim Lesen Bilder der eigenen Vergangenheit aufsteigen ließen. In dem Interview mit der *Welt* schilderte sie ihre Erfahrung: „Als ich den ersten Band der *Recherche* las, hatte ich das Gefühl, etwas wiederzuerkennen, subtile, längst vergessene Erfahrungen. Es war ein Wiedererkennen von Dingen, die man eigentlich nicht für ausdruckswürdig hält.“²⁰⁰ In Rechel-Mertens’ Beschreibung erscheint die Vergangenheit wieder gegenwärtig, sie stellt sich allerdings eher intuitiv durch die Konfrontation mit der Flut von Nebensächlichkeiten ein, also unwillkürlich, und macht so, - Rechel-Mertens verwendet den Begriff selbst – Erfahrung möglich. Um eine solche Wirkung zu erzielen, müssen die langen, meandernden Sätze erhalten bleiben.

Die Entscheidung, Prousts Sprache historisierend zu übersetzen, wirkte sich auch auf umgangssprachliche Äußerungen seiner Figuren aus. Dass solche umgangssprachlichen Wendungen auftreten, wies Nathalie Mälzer in ihrem Übersetzungsvergleich anhand vieler Beispiele nach. In einer von ihr angeführten Passage erwähnt der Erzähler sogar ausdrücklich, dass ein Lizentiat der Philosophie Umgangssprache spricht, um souveräner zu wirken:

- Voyons, vieux, tu veux nous la faire à l’oseille, il ne pouvait pas être aussi haut que ton paquetage, interrompait un jeune licencié ès lettres qui cherchait, en usant de ce dialecte, à ne pas avoir l’air d’un bleu [...].

¹⁹⁹ Rechel-Mertens, Weg.

²⁰⁰ Interview.

- Comment que tu le sais, vieux, par notre sacré cabot? demandait le jeune licencié avec pédantisme, étalant les nouvelles forms grammaticales qu'il n'avaient apprises que de fraîche date et don't il était fier de parer sa conversation. [...]

- Je comprends! Il a plus de braise que mois, pour sûr!²⁰¹

Benjamin und Hessel folgen dem Hinweis auf die Umgangssprache, indem sie für die Wendungen, die, wie oft bei Umgangssprache, idiomatisch sind, deutschsprachige Wendungen wählen und nicht wörtlich übersetzen:

- Na, Alter, du denkst wohl, mit uns kannst du's machen. So hoch wie dein Sattelzeug? Ausgeschlossen, unterbrach ein junger Kandidat der Philosophie; er versuchte Jargon zu reden, um nicht zu rekrutenhaft auszusehen [...]

- Woher weißt denn du sowas, Alter? Von unserm ollen Korporal? fragte der Kandidat. [...]

Versteht sich! Mehr Moos als ich hat der mal sicher!²⁰²

Mälzer hebt besonders die Ausdrücke wie „der olle Korporal“ und „mehr Moos“ als Beispiele für Benjamins und Hessels Übersetzung von Umgangssprachlichkeit hervor. Rechel-Mertens hingegen gebrauchte nur einmal „Jargon“ und lasse ihn gleich wieder fallen:

- Mensch, du sohlst was zusammen, so hoch wie deine Packtasche, das glaubst du ja selber nicht, fiel ihm der junge Lehramtskandidat ins Wort, der diesen Jargon gebrauchte, um nicht zu rekrutenhaft zu wirken [...]

- Woher willst du das denn wissen, Mensch? Von dem Alten etwa? fragte der Lehramtskandidat, indem er pedantisch darauf hielt, die neuen Ausdrucksformen zu

²⁰¹ Proust, zitiert in Mälzer, 135.

²⁰² Benjamin und Hessel, zitiert in Mälzer.

benutzen, die er selbst erst frisch hinzugelernt hatte und die er mit einem gewissen Stolz in seine Unterhaltung einflocht. [...]

- Das kannst du glauben, der verdient mehr als ich.²⁰³

In dieser Passage mache sich, so Mälzer, Rechel-Mertens' Tendenz bemerkbar, „einen gehobenen, bereinigten Ton anzuschlagen.“²⁰⁴ Statt für Benjamins und Hessels schlichtem „unterbrach“²⁰⁵ entscheidet sie sich für „fiel ins Wort.“²⁰⁶ Das umgangssprachliche „braise“²⁰⁷ paraphrasiert Rechel-Mertens.

In ihrem Vergleich von Rechel-Mertens' und Schottlaenders Übersetzung führt Mälzer noch mehr Beispiele auf, in denen sich Rechel-Mertens gemäßiger und eher schriftsprachlich ausdrückt. Sie bevorzugt zudem ein höheres Stilniveau und Fremdwörter, die teilweise lateinischen Ursprungs und teilweise nicht übersetzte Einsprengsel aus dem französischen sind. Dazu zählen beispielsweise die Anreden, „Monsieur,“ „Madame“ etc. und die erlesenen Speisen, die etwa die Köchin Françoise für die Familie des Erzählers zubereitet, wenn Gäste erwartet werden.

Was die Umgangssprache betrifft, zeigten sich schon in der Übersetzung von Roger Martin du Gard's Werk Schwierigkeiten. Die Entscheidung, Proust nicht ins Gegenwartsdeutsch zu übertragen, ist aber zugleich auch eine bewusste Entscheidung gegen Umgangssprache. Wie sich schon in der Erklärung des Erzählers über die neuen Ausdrucksformen andeutet – Benjamin und Hessel haben diese Erklärung fallen gelassen – ist Umgangssprache Moden unterworfen und darum ganz besonders zeitverhaftet.

²⁰³ Rechel-Mertens, zitiert in Mälzer, 135.

²⁰⁴ Mälzer, 136.

²⁰⁵ Ebd.

²⁰⁶ Ebd.

²⁰⁷ Ebd.

Für die Übersetzung der *Recherche* hielt Rechel-Mertens den Gebrauch von Umgangssprache jedoch gar nicht für nötig. Zwar antizipierte sie umgangssprachlichere Übersetzungen für die Zukunft: „Auch ich sehe voraus, dass eine Zeit kommen wird oder schon naht, in der man meine Übertragung zu glatt, zu zimperlich, zu wenig zeitgemäß empfinden wird. Wie wird sich ein neuer Übersetzer verhalten? Sicher wird er weniger prüde, derber, massiver vorgehen in den Partien, die dafür geeignet sind.“²⁰⁸ Dagegen rechtfertigte sie ihre Entscheidung:

Niemand hat zwei Stile, wohl aber verschiedene Erlebnis- und Ausdrucksebenen, denen eine – aber eben immer seine – Ausdrucksweise sich anpasst. Auch wer jovial oder deftig scherzt, wird immer wieder etwas von dem in seiner Sprache behalten, was ihr eigentümlich ist. [...] Jedenfalls in der berichtenden, schildernden Prosa. Anders natürlich auf der Bühne oder in Dialogen, in denen burlesk oder affektiert redende Figuren auftreten. Da freilich muß der Dichter zum Schauspieler werden. Dergleichen aber kommt ja bei Proust kaum vor. Auch Morel oder die Freudenmädchen befeißigen sich eines gewissen Schriftfranzösisch.²⁰⁹

Was Rechel-Mertens in ihre Überlegung nicht mit einbezieht, ist, dass die *Recherche* zwar ein Roman ist, weite Passagen aber mit Gesprächen und Reflexionen über Gespräche und Sprechweisen gefüllt sind. Die jeweiligen Sprechweisen werden von den Figuren benutzt, um in ihrem Umfeld einen bestimmten Eindruck von sich zu erzeugen; die Figuren spielen Rollen. Die *Recherche*, so ließe sich argumentieren, handelt vom Schauspiel. Das Schauspiel ist dabei auf verschiedenen Ebenen ein Thema. Zum einen kommen Theater und Schauspieler, besonders Schauspielerinnen, in der *Recherche* vor, und zum anderen wirft das Verhalten, insbesondere das

²⁰⁸ Rechel-Mertens, Weg.

²⁰⁹ Ebd.

sprachliche Verhalten der Figuren immer wieder die Frage auf, ob im Sprechen überhaupt etwas anderes als Schauspiel möglich ist. Auch in Mälzers Beispiel dient die Sprache, an dieser Stelle die Umgangssprache, eher als Verkleidung für den Studenten, der seine Unsicherheit verdecken will. Er schauspielert; seine Sprache will verdecken, nicht offenbaren.

Auf den sprachkritischen Aspekt der *Recherche* geht Rechel-Mertens an keiner Stelle ein. Auch die gesellschaftskritischen Implikationen standen für Rechel-Mertens nicht im Zentrum des Interesses. Das sprach- und gesellschaftskritische Interesse ist es aber, was eine aktualisierende Übersetzungsweise rechtfertigt. Vor dem Hintergrund von Rechel-Mertens' Ausbildung bei Curtius und ihrer eigenen Interessenlage wird ihre Option nachvollziehbar. Sie hatte sich als Europäerin definiert und bevorzugte eine Haltung der Weltläufigkeit. Eine aktualisierende Übersetzung wirkt zwangsläufig regionalisierend, insofern sie den Originaltext in der Übersetzung dem gegenwärtigen, deutschsprachigen Kontext annähert. Wie schon die anderen Übersetzer, schrieb auch sie ihre Perspektive in die Proust-Übersetzung ein.

ZUSAMMENARBEIT MIT SUHRKAMP

Der Kontakt zwischen Eva Rechel-Mertens und dem Suhrkamp Verlag datiert vom Dezember 1952. Peter Suhrkamp war der Empfehlung Hermann und vor allem Ninon Hesses gefolgt, die die *Recherche* mit Begeisterung gelesen hatten. Schon 1928 hatte Ninon Hesse erklärt: „bei Proust schreie ich auf – es ist *mein* Dichter – oder vielmehr, er ist der, der *ich* sein möchte.“²¹⁰ Ob auch Hermann Hesse in Proust ein Schriftstellervorbild sah, ist nicht überliefert, doch scheint die Vorstellung, sein Werk im gleichen Verlag beheimatet zu sehen wie das von Proust in Übersetzung, ansprechend für ihn gewesen zu sein. Hesse, der einer der wichtigsten

²¹⁰ Ohne Angaben. Zitiert in Mälzer, 68.

Ansprechpartner und Vertrauten Peter Suhrkamps war, riet, die Rechte an der Proust-Übersetzung vom Verlag Gallimard zu erwerben. Am 15. Oktober 1949 unterzeichneten der Suhrkamp Verlag und Gallimard den Vertrag.²¹¹

Auf der Suche nach einem geeigneten Übersetzer wendete sich Suhrkamp an den Bruder von Rudolf Hirsch, Wolfgang. Hirsch lebte zu diesem Zeitpunkt im Exil in Amsterdam.²¹² In Amsterdam hat sich Hirsch, wohl zur Aufgabe seines eigentlichen Berufs als Rechtsanwalt gezwungen, in der *Neuen Zeitung* und in der niederländisch-belgischen Zeitschrift *Elesviers Weekblad* als Literaturkritiker und Essayist hervorgetan.²¹³ Im November 1958 ließ er sich in Aachen nieder.²¹⁴ Für Suhrkamp war Hirsch vor allem ein ausgezeichnete Proust-Kenner, der die *Recherche* im Original und in allen vorliegenden Übersetzungen gelesen hatte. Suhrkamps Anfrage an Hirsch ist nicht mehr erhalten, doch rät der Befragte dem Verleger in einem Brief vom 28. Oktober 1952, sich an Curtius zu wenden:

Als die schlechte Schottländersche Übersetzung von „Swann“ herauskam, hatte – soweit ich weiss – Prof. Curtius vorgeschlagen, dass eine seiner Schülerinnen unter seiner Aufsicht die Übersetzung in die Hände nehme. Dieser Plan ließe sich in variiertes Form möglicherweise auch heute noch verwirklichen, wenn Sie dem (mir persönlich unbekanntes) Gelehrten in Bonn einen Besuch abstatten.²¹⁵

Diese Antwort weist Hirsch als gut informierten Ratgeber aus, der über die ersten Übersetzungen orientiert war.

²¹¹ Mälzer, 68.

²¹² Mälzer, 43.

²¹³ Ebd.

²¹⁴ Ebd.

²¹⁵ Wolfgang Hirsch an Peter Suhrkamp. Amsterdam, den 28. Oktober 1952. Briefe von Wolfgang Hirsch an den Suhrkamp Verlag, Amsterdam und Aachen, 1952-1959. DLA, SUA: Suhrkamp, Peter Suhrkamp Archiv. Korr. zu Proust, 1950-1959 II, A-Z.

Suhrkamp befolgte Hirschs Rat. Am 18. Dezember 1952 fragte Suhrkamps Lektor Friedrich Podszus erstmals bei Rechel-Mertens an, ob sie Interesse daran habe, im Auftrag des Suhrkamp Verlags die gesamte *Recherche* zu übersetzen.²¹⁶ Rechel-Mertens antwortete am 21. Dezember.²¹⁷ Zu diesem Zeitpunkt mangelte es ihr weder an Geld noch an Beschäftigung. Seit 1938 mit dem Ingenieur Georg Rechel verheiratet, lebte Rechel-Mertens inzwischen im vornehmen Heidelberger Villenviertel am Mittleren Gaisberg 2a. Beruflich war sie zu einer gefragten Übersetzerin nicht nur aus dem Französischen avanciert. Sie hatte etwa Werke von Simone de Beauvoir für den Rowohlt Verlag übersetzt und Aufsätze von W. H. Auden für die Zeitschrift *Merkur: Zeitschrift für Europäische Denken*. Außerdem war sie im akademischen Mittelbau des romanischen Seminars an der Universität tätig. Podszus' Anfrage reizte die Übersetzerin dennoch, und so fand am 27. Dezember ein erstes Treffen in Heidelberg statt. In einem Brief vom 29. Dezember berichtete Podszus an Suhrkamp:

Lieber Herr Suhrkamp,

am Samstag war ich nun bei Frau Dr. Rechel (alias Mertens). Mein Eindruck von der Dame war der denkbar beste. Im Typ erinnert sie an Ricarda Huch: Dame, ernst, diszipliniert, nicht blaustrümpfig, Alter ungefähr gegen Fünfzig. Sie erzählte mir, dass Curtius ihr schon einmal mitgeteilt habe, dass er sie in Vorschlag gebracht hätte. Sie sei sich der großen Aufgabe bewusst, die mit dem deutschen Proust gegeben sei. Sie war als Übersetzerin Roger Martin du Gards oft in Frankreich, hat Gide sehr gut gekannt, kennt seit ihrer Studienzeit Proust und die Kalamitäten, die mit dem ersten Versuch verknüpft waren. Sie würde – das Endresultat der zweistündigen Unterhaltung – nicht nein sagen

²¹⁶ Friedrich Podszus an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt/M., den 18. Dezember 1952. DLA, A: Rechel-Mertens. Korrespondenz zwischen Eva Rechel-Mertens und dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

²¹⁷ Eva Rechel-Mertens an Peter Suhrkamp. Heidelberg, den 21. Dezember 1952. DLA, A: Rechel-Mertens. Eva Rechel-Mertens an den Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

trotz aller Schwierigkeiten, die zu überlegen und zu überwinden wären. Sie übersetzte in den letzten Jahren im Auftrag Rowohlts einige Bücher der Simone de Beauvoir, obwohl sie eine sehr kritische Einstellung zur Schule Sartres hat. Sie wollte in übersetzerischer Übung bleiben. Gegenwärtig schließt sie für Manesse einen Band Balzac, Meistererzählungen ab. Dr. Meier wollte sie mit weiteren Aufträgen betrauen; Bei Kohlhammer war sie von Leonardo Olschki für sein Buch ‚The Genius of Italy‘ vorgeschlagen worden. Sie ist sich bewusst, dass sie sich für Proust gänzlich frei machen müsste. Diese Übersetzung wäre eine schicksalhafte Lebensaufgabe. Sie weiß, wer Proust ist. In manchem rückt sie von Curtius ab. Gleich uns meint sie, dass ein deutscher Proust trotz des Unsterns, trotz der verlegerischen Schwierigkeiten von eminenter Bedeutung für die deutsche Literatur, vor allem auch für die heranwachsende Jugend sei, die allzusehr im Wirkungsschatten der angelsächsischen, insbesondere der amerikanischen Literatur experimentiere. Sie deutete an, dass ihr die Aufgabe so wert sei, dass sie ihre Lehrtätigkeit an der Universität aufgeben würde. Soweit ich es konnte, habe ich einiges von unseren Schwierigkeiten mit Gallimard mitgeteilt, dass wir demnächst eine Entscheidung erwarten. Sie würde in der zweiten Januarhälfte zu einer Unterredung mit Ihnen bereit sein, ab Mitte Februar könnte sie sich für Proust freimachen. Summa summarum habe ich das Gefühl, dass Sie ihr den Auftrag übergeben sollten. Sie wird sich inzwischen genau überlegen, wie die Aufgabe anzupacken wäre, um ihrerseits Vorschläge machen zu können. Sie werden mich, wenn Sie wieder hier sind, ausfragen. Heute sollte nur dieser vorläufige Bericht aufgesetzt sein.²¹⁸

²¹⁸ Friedrich Podszus an Peter Suhrkamp. O.O., den 29. Dezember 1952. DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz zwischen Eva Rechel-Mertens und dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

Podszus zeichnete für Suhrkamp ein detailliertes Portrait der möglichen Übersetzerin, bevor er sich für sie aussprach. Er begann mit Rechel-Mertens' Erscheinung, die ihn an Ricarda Huch erinnerte. Der Vergleich mit Huch bedeutet eine Auszeichnung für Rechel-Mertens. Huch war als Schriftstellerin im nationalsozialistischen Deutschland geblieben, hatte sich aber ihre politische Integrität bewahrt. Die geforderte Loyalitätserklärung gegenüber dem nationalsozialistischen Regime unterschrieb sie nie. Aus Protest über den Ausschluss Alfred Döblins aus der Akademie der Künste trat sie im März 1933 ebenfalls aus. Doch auch als eine der ersten Akademikerinnen, die nicht nur als Schriftstellerin und Dichterin, sondern auch als Historikerin und Philosophin erfolgreich war, ist Huch eine bewundernswerte Persönlichkeit. Aus Podszus' Vergleich von Rechel-Mertens mit Huch spricht die Überzeugung, dass Rechel-Mertens einer Aufgabe wie der Übersetzung von Prousts Werk in jeder Hinsicht gewachsen sei und ihre Mitarbeit im Verlag grundsätzlich ein Gewinn wäre.

Darüber hinaus bescheinigte ihr Suhrkamps Lektor relevante Erfahrung als augenscheinlich sehr gefragte Übersetzerin und ganz allgemein Lebenserfahrung, die Begegnungen im Umfeld Prousts mit einschloss. Selbst um die Jahrhundertwende in einer Familie von Lehrern und Offizieren sozialisiert, erwies sich Rechel-Mertens zudem als gut ausgebildete Romanistin, die mit dem von Proust dargestellten Milieu und dem gesprochenen Französisch ebenso vertraut war wie mit der Geschichte der Proust-Übersetzung in Deutschland. Aus dieser Position heraus fällt die Übersetzerin souverän ihr Urteil über die Bedeutung Prousts im gegenwärtigen Deutschland und die Aufgabe, die ihr zufallen würde.

Außerdem hatten Rechel-Mertens und Suhrkamp einiges gemeinsam. Wie Suhrkamp, der nur vier Jahre älter war als sie, empfand sie das steigende Interesse an amerikanischer Literatur, -

Suhrkamp konstatierte auch deren zunehmende Qualität²¹⁹ - als Konkurrenz für die europäische Literatur, die insofern, um daneben weiter bestehen zu können, der Fürsprecher bedurfte. Rechel-Mertens und Suhrkamp wollten das Interesse an der Literatur unterstützen und neu entfachen, die sie als besonders europäisch betrachteten, und das scheinen nicht die neuesten Veröffentlichungen gewesen zu sein. Denn auch die französischen Existentialisten, deren Leserschaft stetig zunahm, betrachteten Rechel-Mertens wie Suhrkamp mit Skepsis. Suhrkamp erklärte dazu in einem Vortrag, „Was kann uns Proust bedeuten?“, den er im Dezember 1954 in Berlin und Bremen hielt:

Von der neuen französischen Literatur hatte nach 1945 zuerst nur die Widerstandsliteratur interessiert, und diese nur vorübergehend. Das Interesse an Sartre und Camus, das lebendig blieb, war mehr weltanschaulich ideologisch als literarisch bestimmt. Das gilt selbst für Bernanos. Anouilh war auf dem Theater nicht allgemein durchzusetzen.²²⁰

Suhrkamp hatte Vorbehalte gegenüber dem französischen Existentialismus. Er betrachtete das Interesse an dieser Strömung als durch die historische Situation bedingt, d.h. er schrieb den Werken keine überzeitlichen und außerdem keine literarischen Qualitäten zu. Doch schon in der Mitte der vierziger Jahre, als andere Verlage wie etwa der Rowohlt Verlag die Bedeutung der französischen Existentialisten erkannt und sich um die Übersetzungsrechte bemüht hatten, verhielt sich Suhrkamp zögerlich. Einerseits verkannte er die Bedeutung dieser Strömung, andererseits behinderten ihn die Bestimmungen der Alliierten, die er als „undurchsichtig“ empfand. Für den britischen Sektor besaß Suhrkamp seit dem 17. Oktober 1945

²¹⁹ Peter Suhrkamp, „Was Kann uns Proust bedeuten?“ (Vortrag, gehalten am 6. Dezember 1954 in Berlin, am 15. Dezember 1954 in Bremen). DLA, A: Ansorge, Manuskripte anderer. Zugangsnummer: HS.2008.0002.00021, Mediennummer: HS005413809.

²²⁰ Peter Suhrkamp, Proust.

eine Lizenz, die ihm erlaubte, einen Verlag zu führen.²²¹ Am 4. Oktober 1946 kam eine Lizenz für die amerikanische Zone hinzu.²²² 1947 versuchte er, für den französischen Sektor über den Vertreter des Suhrkamp Verlags in Baden-Baden, Hans Paeschke, ebenfalls eine Verlagslizenz zu erhalten. Paeschke hatte im selben Jahr allerdings selbst eine Zeitschrift gegründet, den *Merkur: Zeitschrift für Europäisches Denken*, die ihn sehr in Anspruch nahm. „Ich bin bis an den Rand meiner Arbeitskraft mit meiner Zeitschrift ausgefüllt,“²²³ ließ er Suhrkamp am 2. Juni 1948 wissen, und drang von daher am 29. Juli auf ein weiteres Gespräch, das seine Funktion als Repräsentant des Suhrkamp Verlags zum Gegenstand haben sollte: „Ob und in wie weit ich bei meiner sonstigen Arbeit als Ihr Repräsentant hier fungieren kann, müssen wir einer Besprechung überlassen, bei der neben Ihren Buchplänen noch viel anderes zu regeln wäre.“²²⁴ Fast scheint es, als ob Paeschke sich aus dem Suhrkamp Verlag zurückziehen wollte. So machte er Suhrkamp auch darauf aufmerksam, dass er als Lizenzträger für den *Merkur* nicht die gleiche Funktion für den Suhrkamp Verlag einnehmen könne: „Ich selbst kann nicht als Lizenzträger fungieren, da ich in dieser Zone als Herausgeber des *Merkur* eine Lizenz habe.“²²⁵ Allerdings informierte er Suhrkamp am 29. Juli: „Ich war sehr erstaunt, da seit Erlass dieser Bestimmung man sich dahin geeinigt hatte, dass die Verleger der anderen Zonen bei uns nur eine sogenannte Arbeitsbewilligung zu haben brauchen.“²²⁶ Bis Suhrkamp über seine Rechte und Möglichkeiten vollständig informiert war, verstrichen also einige Wochen, kostbare Zeit.

Schon im am 28. März waren die Übersetzungsrechte für die begehrtesten Schriftsteller vergeben, wie Paeschke an Suhrkamp schrieb: „Die Haupternte machen jetzt die Verlage, die

²²¹ Peter Suhrkamp, Proust.

²²² Ebd.

²²³ Hans Paeschke an Peter Suhrkamp. Baden-Baden, den 2. Juni 1948. DLA, D: Merkur. Briefe von *Merkur: Zeitschrift für Europäisches Denken* an den Suhrkamp Verlag. Baden-Baden und München, 1948-1978. Zugangsnummer: HS.NZ80.003, Mediennummer: HS004771715.

²²⁴ Hans Paeschke an Peter Suhrkamp. Baden-Baden, den 29. Juli 1948.

²²⁵ Hans Paeschke an Peter Suhrkamp. Baden Baden, den 2. Juni 1948.

²²⁶ Hans Paeschke an Peter Suhrkamp. Baden-Baden, den 29. Juni 1948.

von Anfang an unverdrossen immer wieder geschrieben haben. Rauch erhielt Camus und St. Exupéry. Steter Tropfen höhlt den Stein. Rowohlts erhielt im Ganzen Sartre.“²²⁷ Suhrkamp hatte die Schriften dieser Autoren 1946 in einem Brief an Josef Pieper als „zumindest bemerkenswert“²²⁸ bezeichnet; er äußerte sich interessiert, aber skeptisch:

Die französischen Existentialisten sind gewiss nicht so wichtig, dass Sie deswegen Ihre Lektüre des Platon und Thomas unterbrechen müssten. Die ganze Bewegung ist sogar recht problematisch. Mich interessiert daran vor allem, dass in Frankreich, das doch nicht viel besser dran ist als wir, schon eine derartige Kristallisation möglich ist, wofür bei uns keine Anzeichen vorhanden sind. Und es ist interessant, in welcher Gestalt eine deutsche Philosophie dort literarisiert erscheint.²²⁹

Die Lektüre der fest im Kanon etablierten philosophischen Klassiker erscheint in Suhrkamps Brief als wesentlich gewinnbringender als die der französischen Existentialisten. Gründe für diese Einschätzung gab der Verleger nicht an. Doch betonen die französischen Existentialisten im Gegensatz zu den klassischen Philosophen, die das Gebiet der Philosophie auf die Kontemplation begrenzten, immer wieder die Möglichkeit und Verpflichtung des eigenverantwortlichen Handelns in der Gegenwart, politisches Handeln eingeschlossen.²³⁰ Eine Auseinandersetzung mit dem französischen Existentialismus hätte für die deutsche Leserschaft zwangsläufig eine Auseinandersetzung mit der Frage nach der eigenen politischen Verantwortung nach sich ziehen müssen, und Suhrkamp schätzte die Bereitschaft für solch eine Auseinandersetzung offenbar gering ein, wenn er für Camus, Sartre und Exupéry keine Leserschaft in Deutschland sah.

²²⁷ Hans Paeschke an Peter Suhrkamp. Baden-Baden, den 25. März 1948.

²²⁸ Peter Suhrkamp an Josef Pieper. Berlin, den 2. Mai 1946. DLA, A: Pieper. Briefe von Peter Suhrkamp an Josef Pieper. Zugangsnummer: HS.1991.0003.02217, Mediennummer: HS005471099.

²²⁹ Peter Suhrkamp an Josef Pieper. Berlin, den 2. Mai 1946. DLA, A: Pieper.

²³⁰ Alfred Stern, *Sartre: His Philosophy and Existential Psychoanalysis* (New York: Delacorte, 1967), 103-132.

In Suhrkamps Briefen an Josef Pieper und Hans Paeschke, verfasst in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre, wird deutlich, dass in der Aufteilung Deutschlands in vier, von verschiedenen alliierten Mächten kontrollierte Zonen eine der tieferen Ursachen zu sehen ist, unter denen die Herausgabe von Prousts Werk und nicht das der Existentialisten zu dem Großprojekt im französischen Programm des Suhrkamp Verlags wurde. Was französischsprachige Literatur betrifft, war eine deutschsprachige Übersetzung der bereits kanonisierten Werke Prousts sicher das eine dringende Desiderat auf dem Buchmarkt der Nachkriegszeit. Dass die deutschsprachige Übersetzung der französischsprachigen Existentialisten zu diesem Zeitpunkt das andere dringende Desiderat war, verkannte Suhrkamp. Hinzu kamen die beklagten, „undurchsichtigen Bestimmungen“ der Besatzungsmächte²³¹ sowie die berufliche Neuorientierung Paeschkes, die eine schnelle Reaktion verhinderten und dazu führten, dass Suhrkamp die Rechte an den französischen Existentialisten entgingen, die in der Folge das Großprojekt in den französischen Programmen anderer Verlage, etwa des Rowohlt Verlags, wurden.

Rechel-Mertens' Gründe für ihre distanzierte Haltung etwa Simone de Beauvoir gegenüber geht aus Podszus' Portrait nicht hervor. Vielleicht war es Rechel-Mertens zu heikel, für eine Philosophin Partei zu ergreifen, deren Schriften derartig polarisierten. Deutlich wird jedoch, dass Suhrkamps, Rechel-Mertens' und letztlich Curtius' Horizont insofern überschneidet, als sie den Impuls, dem unter dem jungen Lesepublikum verbreiteten Interesse an zeitgenössischer, angloamerikanischer Literatur die großen literarischen Erscheinungen Europas entgegensetzten wollten, allerdings nicht die Literatur des französischen Existentialismus, den diese drei um die Jahrhundertwende Geborenen ebenfalls mit Skepsis betrachteten. Ihre

²³¹ Peter Suhrkamp an Hans Erich Nossack. Berlin, den 29. Dezember 1945, in *Peter Suhrkamp: Briefe an die Autoren*, hrsg. Siegfried Unseld (Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag, 1963), 11.

literarischen Vorlieben, die sich bei Rechel-Mertens außerdem mit der Neigung zum katholischen Glauben verband, scheint für die konservative Haltung der Vertreter dieser Generation durchaus typisch gewesen zu sein. Allerdings war die konservative Haltung bei Curtius und Rechel-Mertens sicher noch stärker ausgeprägt bzw. etwas anders gelagert als bei Suhrkamp, der andererseits der Verleger von Bertolt Brechts, Walter Benjamins und Theodor W. Adornos Werk war.

Podszus streicht in seinem Portrait von Rechel-Mertens schließlich trotz aller Gemeinsamkeiten in ihrer und Curtius' Haltung die Eigenständigkeit des Urteils heraus, das sich die potentielle Proust-Übersetzerin zu bilden vermöge. Sie mache sich nicht alle Positionen ihres einflussreichen Lehrers zueigen. Podszus' Darstellungen überzeugten Suhrkamp, der zu Beginn des Jahres 1953 die Verhandlungen mit Rechel-Mertens aufnahm. Diese unterschrieb am 18. März den Vertrag²³² und legte im Oktober 1953 den ersten Band vor, dem sie den Titel *In Swanns Welt* gegeben hatte.

Die Zusammenarbeit zwischen Rechel-Mertens und dem Suhrkamp Verlag gestaltete sich, was inhaltliche Fragen betraf, zunächst harmonisch. Suhrkamp und auch Siegfried Unseld waren mit Rechel-Mertens prinzipiellen Entscheidungen zunächst weitgehend einverstanden. Differenzen gab es eher wegen des zeitlichen Rahmens. Rechel-Mertens hatte im Februar mit der Übersetzung des ersten Bandes begonnen und beabsichtigte, die Arbeit am 1. August vorzulegen. Suhrkamp war dem Verlag Gallimard gegenüber jedoch verpflichtet, den ersten Band am 20. Oktober auszuliefern. „2 ½ Monate für die Herstellung dieses großen Romans ist etwas wenig Zeit. Jedenfalls würde mir sehr daran liegen, das Manuskript des ersten Bandes in der druckfertigen Fassung am 1. Juli in den Händen zu haben, so daß der Satz dann aufgenommen

²³² Eva Rechel-Mertens an Peter Suhrkamp. Heidelberg, den 18. März 1953.

werden kann,²³³ gab er zu bedenken. Auch schwebte Suhrkamp vor, dass Rechel-Mertens die Übersetzung des letzten Bandes am 31. Juli 1956 vorlegen solle, und er argumentierte: „Sie werden sich gewiß auch entsinnen, daß ich bei unserer Besprechung äußerte, es sei an sich für die Einführung des Werkes von Proust in Deutschland schon zu spät. Deshalb dürfe die Herausgabe nicht mehr zerstreut erfolgen, sondern so konzentriert wie irgend möglich.“²³⁴ Anders, so befürchtete er, könne das ohnehin geringe Leseinteresse nicht aufrechterhalten werden: „Wir können gewiß kaum damit rechnen, daß die Auflage eines Romans über 5000 Exemplare betragen wird.“²³⁵ Die Auseinandersetzung mit dem Verleger kreiste also zunächst um Fragen der Organisation und der Vermarktung. Obwohl Rechel-Mertens sich gegen den Zeitdruck wehrte, es handle sich bei der Proust-Übersetzung um eine „intensive geistige Tätigkeit“,²³⁶ die man nicht „mit der Uhr in der Hand“²³⁷ bemessen könne, unterschrieb sie den Vertrag am 18. März. Suhrkamp hatte etwas nachgegeben und die Auslieferung des letzten Bandes auf das Frühjahr 1957 verschoben.²³⁸ Dieser Plan wurde auch eingehalten.

Inhaltlich waren sich Suhrkamp, Unselde und Rechel-Mertens zunächst einig. Besonders der Grad der Eindeutschung bildete dabei einen Gegenstand ihres Gesprächs. Nachdem Unselde z.B. darauf gedrungen hatte, die Anredeformen einheitlich zu gestalten, folgte er Rechel-Mertens' Wunsch, die französischen Anreden einzusetzen, wo sie versehentlich – wohl aufgrund des Arbeitstempos – uneinheitlich deutsche verwendet hatte: „Wir ändern Herr zu Monsieur,

²³³ Peter Suhrkamp an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt am Main, den 6. Februar 1953. DLA, A: Rechel-Mertens. Korrespondenz zwischen Eva Rechel- Mertens und dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

²³⁴ Peter Suhrkamp an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt am Main, den 4. März 1953.

²³⁵ Ebd.

²³⁶ Eva Rechel-Mertens an Peter Suhrkamp. Heidelberg, den 15. Februar 1953. DLA, A: Rechel-Mertens. Korrespondenz zwischen Eva Rechel- Mertens und dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

²³⁷ Ebd.

²³⁸ Peter Suhrkamp an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt am Main, den 4. März 1953.

Frau und Fräulein zu Madame und Mademoiselle.”²³⁹ Am 12. Dezember 1953 signalisierte er außerdem, dass der Verlag ihre Entscheidung, Zitate etwa von Racine nicht zu übersetzen, akzeptiere.²⁴⁰ Der Horizont, in dem dieses Verhalten der Übersetzerin gegenüber steht, zeigte sich in einem Text, den Unseld zur Bewerbung des ersten Bandes verfasst hatte. Am 29. März schickte Unseld den Text kommentarlos an Rechel-Mertens.

Der Werbetext endete mit der Aufforderung, sich von dem „Erkenntnishaunger des Romanciers und seinem Drang nach Wahrheit“²⁴¹ packen zu lassen, „dessen Wissen um die Geheimnisse unserer eigenen Vergangenheit und unserer heutigen Existenz unerhört bereichert. Helfen wir zu beweisen, dass der ‚deutsche Proust‘ mehr sein wird als die hochherzige Erfüllung einer literarischen Verpflichtung, sondern dass wir reif sind und Europäer genug, ihn uns zu eigen zu machen.“²⁴² Unseld deutet durchaus an, dass die Proust-Lektüre ein Weg sein könnte, sich zur eigenen Vergangenheit und gegenwärtigen Existenz in ein Verhältnis zu setzen und die eigene Identität neu zu definieren. Unselds Text läuft darauf hinaus, dass für das potentielle Lesepublikum ein Selbstverständnis als Europäer attraktiv gewesen sein muss. Unseld stellte die Proust-Lektüre als Indikator für die Rückkehr in die europäische Kulturgemeinschaft dar.

Doch für die Verleger, die noch mehr als die Übersetzerin über den Vermarktungsaspekt nachdenken mussten, war die Option für die französischsprachigen Bestandteile auch immer wieder bedenklich. „Kann sich der dt. Leser vorstellen, was Vetiverduft ist? Sollte man anästhesierende Wirkung eindeutschen?“²⁴³ fragte Unseld Rechel-Mertens am 27. Juli 1953 und äußerte so seine Besorgnis darüber, ob der Text mit zu vielen Fremdwörtern zu abstrakt auf das

²³⁹ Siegfried Unseld an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt am Main, den 30. Juli 1953. DLA, A: Rechel-Mertens. Korrespondenz zwischen Eva Rechel-Mertens und dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

²⁴⁰ Siegfried Unseld an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt am Main, den 12. Dezember 1953.

²⁴¹ Siegfried Unseld an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt am Main, den 29. März 1953.

²⁴² Siegfried Unseld an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt am Main, den 29. März 1953.

²⁴³ Siegfried Unseld an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt am Main, den 27. Juli 1953.

deutschsprachige Lesepublikum wirken und keine Bilder entstehen lassen würde. Solche den Lektürevorgang begleitenden Vorstellungen und Bilder sind aber die Voraussetzung für Lektüre, für eine Kommunikation mit dem Text.

Was die Verse betraf, machte Suhrkamp schließlich doch ein Zugeständnis an die leichtere Lesbarkeit und bat Rechel-Mertens um Übersetzung. Darauf antwortete sie am 5. März 1955: „Ich habe nicht die Schwere i.e. Schwierigkeit der deutschen Wiedergabe zum Maßstab genommen, sondern nie da übersetzt, wo die Schönheit des Verses als solchem eine Rolle spielte, sondern nur, wenn der Vers irgendwie den Prosagedanken fortsetzte oder ausdrücklich mit seinem Sinn illustrierte.“²⁴⁴ Rechel-Mertens unterschied also zwischen Zitaten, die, wie sie meinte, aus klanglichen Gründen von Proust zitiert würden und Zitaten, in denen ein Gedanke sinnfällig werde. Von der ersteren Gruppe von Zitaten schrieb Rechel-Mertens in einem anderen Brief, dass es sich bei den Versen um Texte von bekannten und beliebten Liedern handle, die man beim Lesen hören solle. Die anderen Verse, vornehmlich von Racine, übersetzte schließlich Rudolf Alexander Schröder.

Eine weitere Möglichkeit, nicht nur der sprachlichen, sondern auch der durch den zeitlichen Abstand und kulturellen Unterschiede bedingten Barriere zu begegnen, wären ein Kommentar oder ein Anmerkungsapparat gewesen. Rechel-Mertens und Suhrkamp kamen aber schnell überein, dass solch ein Apparat, der ohnehin die Gefahr des Ausuferns barg, den Lesefluss stören müsse. Wer Nachforschungen anstellen wolle, sei ohnehin doch auf den französischen Originaltext und Sekundärliteratur angewiesen.

Neben dem Grad der Eindeutschung und der Frage nach einem Anmerkungsapparat standen immer wieder die einzelnen Titel der sieben Bände zur Diskussion, die aber keine

²⁴⁴ Eva Rechel-Mertens an Siegfried Unseld, Heidelberg, den 5. März 1955. DLA, A: Rechel-Mertens. Korrespondenz zwischen Eva Rechel-Mertens und dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

Grundsatzfragen berührte. Darum wird hier nicht im Einzelnen darauf eingegangen. Wie bei der Frage nach dem Grad der Eindeutigkeit, war aber neben der möglichst akkuraten Wiedergabe auch der Vermarktungsaspekt ein entscheidender Faktor. Hinsichtlich des ersten Bandes gibt Rechel-Mertens am 30. Juli 1953 etwa zu bedenken, dass Prousts Titel *Du Côté de chez Swann* eigentlich die beste Entsprechung in „Auf der Seite, wo es zu Swann geht“²⁴⁵ habe, doch das „ist natürlich sehr spröde, aber ich bleibe dabei, dass auch der französische Titel als Verlags-Slogan betrachtet, sehr schlecht ist.“²⁴⁶ Bekanntlich hat sich der Verlag dann gegen diesen Titel entschieden, den Rechel-Mertens auch in ihrem Vortrag von 1976 als „eigentlich richtiger“²⁴⁷ bezeichnen sollte. In diesem Vortrag hatte sie zudem den transitorischen Charakter von Prousts Werk betont. Auch wenn Rechel-Mertens das selbst nicht sagt, entspricht „Auf der Seite, wo es zu Swann geht“ dem transitorischen Charakter von Prousts Werk besser. Neben der marktwirksamen Betitelung der Romane bewarb der Suhrkamp Verlag seine Proust-Ausgabe noch mit einer Vielfalt von weiteren Maßnahmen, die fein aufeinander abgestimmt waren. Am 17. Juli 1953 schrieb Suhrkamp Rechel-Mertens über seine Pläne:

Vorpropaganda:

Wesentliche Aufsätze aus den 20ern, Heft der „Nouvelle Revue Française,“ Essay von ERC

Direkte Propaganda in drei Stationen:

1. Die Ankündigung beim Buchhandel im Rahmen unseres Herbstprogrammes.
2. Eine Proust Sondernummer der Verlagszeitung „Morgenblatt für Freunde der Literatur“ von dem bis jetzt drei Nummern erschienen, und das Ihnen gewiß bekannt ist.

²⁴⁵ Eva Rechel-Mertens an Siegfried Unseld. Heidelberg, den 30. Juli 1953.

²⁴⁶ Eva Rechel-Mertens an Siegfried Unseld. Heidelberg, den 30. Juli 1953.

²⁴⁷ Eva Rechel-Mertens, Weg.

Diese Nummer soll in der Hauptsache Informationen bringen, da man ja beim deutschen Lesepublikum was Proust betrifft, kaum etwas voraussetzen kann.

3. Wird in Nummer 2 von „Dichten und Trachten,“ einer Jahresschau des Verlages in Form eines kleinen Almanachs, Proust seinen Teil bekommen. Und

4. Endlich denke ich an eine kleine Broschüre mit Aufsätzen über Proust nach der Art unseres Hesse Breviers zu Hesse 75. Geburtstag.

Abgesehen von diesen direkten Aktionen des Verlages werden wir versuchen, eine Kampagne in Presse (Tageszeitungen) und Rundfunk einzuleiten, indem wir uns mit einer Reihe von deutschen Schriftstellern verständigen, die in der Lage wären, über Proust zu schreiben und zu sprechen.²⁴⁸

Suhrkamp unterteilt die Art der Werbung in direkte und indirekte. Die wichtigste Strategie scheint dabei die des Kontextualisierens und Informierens gewesen zu sein. Zunächst sollte überhaupt die anstehende Veröffentlichung bekannt werden, doch dann plante Suhrkamp kleinere Veröffentlichungen, Broschüren und Zirkulare, in denen das Lesepublikum etwas über Proust, die Textgenese und erste Proust-Leser erfahren konnte. Die Kampagne in Presse und Rundfunk eröffnete dann zeitgenössische Perspektiven auf Proust und sein Werk, so dass wieder ein plastischer Eindruck entstand, der die Lust intensiverer Bekanntschaft wecken sollte. Rechel-Mertens folgend wendete sich Suhrkamp u.a. an Max Rychner, der „die Ausgabe in der *Tat* vom 24. Oktober mit einer ganzen Seite begrüßt [hat].“²⁴⁹ Andere Briefe an Feuilletonisten sind nicht überliefert, doch teilte Unseld Rechel-Mertens bald voller Begeisterung mit: „Das Ankommen der Ausgabe im Buchhandel übertrifft doch unsere Erwartungen. [...] Die Pressezustimmungen

²⁴⁸ Peter Suhrkamp an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt am Main, den 17. Juli 1953.

²⁴⁹ Helene Ritzerfeld an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt am Main, den 28. Oktober 1953. DLA, A: Rechel-Mertens. Korrespondenz zwischen Eva Rechel-Mertens und dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

sind ungewöhnlich.“²⁵⁰ Er veranlasste noch mehr Rezensionen und freute sich: „Reißender Absatz: Jede Buchhandlung glaubt, am meisten Exemplare verkauft zu haben.“²⁵¹ Der einleitende Telegrammstil zu Beginn seiner Mitteilung vermittelt den Eindruck, dass der alle Erwartungen übertreffende Absatz von Rechel-Mertens' Proust-Übersetzung ein sehr überraschender Erfolg war, der verlagsintern begeisternd wirkte.

Rechel-Mertens selbst hatte noch die Idee, Vorabdrucke im *Merkur*, in einer von Suhrkamps kleinen Veröffentlichungen und im Feuilleton erscheinen zu lassen. Sie riet, „Stücke n i c h t aus dem im Bewusstsein des Lesers schon etwas abgegriffenen allerersten Teiles“²⁵² zu wählen, sondern „das kleine Thema,“²⁵³ die Passage, in der die bezaubernde Wirkung von Odettes Klavierspiel geschildert wird, wenn sie eben jenes kleine Thema von Chopin spielt. Auf diese Passage war Rechel-Mertens als Übersetzerin offenbar besonders stolz. In ihren Vorträgen von 1966 und 1976 wählte sie die Passage, um verschiedene übersetzerische Schwierigkeiten grammatischer Natur zu betonen und darzustellen, wie sie sie gemeistert hat. Alle Vorbereitungen für das Erscheinen des ersten Bandes waren getroffen.

ÜBERSETZUNG ALS RECHEL-MERTENS' SCHREIBFORM

Rechel-Mertens' Ziel, zu schreiben und erfolgreich zu sein, hatte sie spätestens mit der Proust-Übersetzung erreicht. Angesichts der Vielfalt ihrer Schreibweisen in der Weimarer Republik stellt sich die Frage, warum sie nur die der Übersetzung nach dem Zweiten Weltkrieg wieder aufgenommen hat. Ihre Kurzgeschichten und Essays erwecken den Eindruck, dass diese Entscheidung mit ihrer Situation als Frau zusammenhing. Rechel-Mertens engagierte sich nicht

²⁵⁰ Siegfried Unseld an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt am Main, den 3. Dezember 1953.

²⁵¹ Siegfried Unseld an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt am Main, den 24. Februar 1954.

²⁵² Eva Rechel-Mertens an Peter Suhrkamp. Heidelberg, den 30. Juli 1953.

²⁵³ Ebd.

in der Frauenbewegung und schloss sich prinzipiell keiner politischen Gruppierung an, so auch keiner, die sich etwa für Frauenrechte einsetzte. Doch beschäftigte sie sich vielfach mit Themen, die Frauen oder das Geschlechterverhältnis betreffen und besprach in ihren Essays Romane und Arbeiten von Frauen. In ihren Kurzgeschichten sehen sich ehrgeizige Frauen immer wieder vor Hindernisse gestellt.

Die Kurzgeschichte *An der Sperre*, die 1934 in den *Schleswiger Nachrichten* erschien, stellt ein einschlägiges Beispiel dieses Problems dar. In dieser Kurzgeschichte hält ein Staatsbeamter ein junges Mädchen davon ab, auf den Bahnsteig zu rennen, um ihren Freund aufzuhalten, der sie verlassen will. „Aber Fräulein, wo wollen Sie denn hin?“²⁵⁴ fragt der Staatsbeamte, „Sowas gibt es ja gar nicht. Hier herrscht Ordnung. Fahrkarte oder hiergeblieben.“²⁵⁵ Er schickt sie zu dem Fahrkartenautomaten, der aber nur Pfennige annimmt. Die junge Frau versucht die Münzen zusammenzukratzen, hat aber nicht genügend, muss sich an die lange Schlange vor dem Schalter anstellen, an dem jemand sich ausnehmend ungeschickt verhält und eine Diskussion anfängt. Das alles nimmt endlose Zeit in Anspruch, so dass die junge Frau zu dem Schluss kommt, „dass hier eine Gewalt zwischen ihr und Paul Hübner stand, mit der nicht zu spaßen war. Eine Gletscherspalte, ein reißender Fluß war nicht so unüberwindlich,“²⁵⁶ und sie fragt sich „War denn die kleine Eifersüchtelei von ihrer Seite, das Bekritteln ihrer Tätigkeit von der seinen das alles wert gewesen, den Verlust von so viel Kameradschaftlichkeit, soviel tiefem Vertrauen von einst?“²⁵⁷ Inzwischen fährt der Zug ab und sie verfällt in eine „Todesangst.“²⁵⁸ Fast scheint es, als ob für sie das Ende der Liebesbeziehung

²⁵⁴ Eva Rechel-Mertens, „An der Sperre,“ *Schleswiger Nachrichten*, 1934. DLA, H: Rechel-Mertens. Geschlossener Bestand der Mediendokumentation, Mediennummer 000003568.

²⁵⁵ Ebd.

²⁵⁶ Ebd.

²⁵⁷ Ebd.

²⁵⁸ Ebd.

gleichbedeutend mit Tod wäre. „Nun stand sie wieder in der Eingangshalle, auf der anderen Seite,“²⁵⁹ heißt es, und die Erzählerin fügt in dramatisch gesperrtem Druck hinzu, „jenseits, j e n s e i t s, jawohl.“²⁶⁰

Aber dann löst sich die Todesgefahr plötzlich in Luft auf. „Anni!“²⁶¹ ruft jemand, wobei die Leserschaft erstmals den Namen der Protagonistin erfährt. Wie sich herausstellte, hatte Paul Hübner den Zug doch nicht genommen. Er nahm die Einkaufspakete, die Anni noch mit sich herumgetragen hatte und bestellte zwei Tassen Kaffee für sie beide, „und es lag etwas Beschützerisches darin, wie er sie bestellte, etwas Symbolisches, eine Fürsorglichkeit für jetzt und alle Zeit.“²⁶² Für das Lesepublikum, insbesondere das zeitgenössische, musste die Aussöhnung des Liebespaars ein glücklicher Ausgang der Geschichte bedeuten. Der angedeutete Konflikt, der sich an Annis Eifersucht und Pauls reservierter Haltung ihrer Tätigkeit – wohl Berufstätigkeit – gegenüber entzündete, macht das glückliche Ende aber fragwürdig. Nichts lässt darauf schließen, dass der Konflikt bereinigt wurde. Vielmehr scheint Anni zu resignieren und das zu tun, was von ihr als zukünftiger Ehefrau erwartet wird. Der Titel der Geschichte, *An der Sperre*, könnte sich ebensogut auf die Situation des jungen Mädchens am Ende der Geschichte beziehen. Das Scheitern der Liebesbeziehung stellt für Anni eine existentielle Bedrohung dar, die nur durch die Akzeptanz der traditionellen Rollenverteilung abgewendet werden kann. In dieser Position kann Paul ihr eine Identität zuschreiben. Doch auch er entspricht nur den Erwartungen an ihn. Schließlich hatte Anni vorher bemerkt, „dass hier eine Gewalt zwischen ihr und Paul Hübner stand, mit der nicht zu spaßen war. Eine Gletscherspalte, ein reißender Fluß war nicht so

²⁵⁹ Rechel-Mertens, *Sperre*.

²⁶⁰ Ebd.

²⁶¹ Ebd.

²⁶² Ebd.

unüberwindlich.“²⁶³ Die Gewalt, die sich aus der Anweisung des Staatsbeamten, des mechanischen Automaten und den ahnungslosen Leuten in der Schlange ergibt, lässt darauf schließen, dass die Ursache des Konflikts, die Gewalt, die zwischen Paul und Anni steht, teils bürokratischer Natur ist und teils auf Ignoranz und mangelnder Flexibilität beruht. Die Ordnung scheint die zu beherrschen, denen sie eigentlich dienen sollte.

In Rechel-Mertens' Portrait von Charlotte von Stein stellt Rechel-Mertens die Bedeutung der Liebesbeziehung zu Goethe ebenfalls als existentiell dar. „Mit Goethe und von Goethe aus wird diese Frau gewöhnlich gesehen, die nur durch ihn und von ihm her den Glanz unsterblicher Weihe erhalten hat. Wenige aber versenken sich in ihr Leben, wie es sich für sie selber gelebt haben mag.“²⁶⁴ Rechel-Mertens verspricht dem Lesepublikum „der Spur ihres Lebens, Liebens und Leidens (denn diese drei sind identisch) nachzugehen.“²⁶⁵ Das Versprechen erweckt die Erwartung ganz neuartiger, ja überraschender Einsichten. Aber dann zeichnet Rechel-Mertens das Portrait einer Frau, deren Leben tatsächlich vollkommen durch die Begegnung mit Goethe bestimmt war. Goethe erkannte von Steins Begabung und machte sie auch für andere sichtbar. „Die Zeit des großen Glanzes ist gekommen, in dem sie in unserer Erinnerung lebt. Wir brauchen das Bild jener Jahre hier nicht nachzuzeichnen“²⁶⁶ schreibt Rechel-Mertens. Das entscheidende Resultat scheint zu sein: „Wo sie für Goethe nicht mehr viel bedeutet, sinkt sie für die meisten ins Namenlose zurück, obwohl sie erst als Vierundachtzigjährige, sechs Jahre vor ihm, die Augen schloß.“²⁶⁷

Goethes spätere Briefe an von Stein, so führt Rechel-Mertens aber weiter aus, zeugen von einer erneuten freundschaftlichen Annäherung. Goethe verkehrte weiterhin mit von Steins Sohn

²⁶³ Rechel-Mertens, Stein.

²⁶⁴ Rechel-Mertens, Stein.

²⁶⁵ Ebd.

²⁶⁶ Ebd.

²⁶⁷ Ebd.

Fritz, von Stein nahm Anteil an der Entwicklung von Goethes Sohn August, so dass der Eindruck entstehen könnte, dass die erneute Beziehung geklärt und harmonisch gewesen sei. Die Schwägerin von Schiller, Caroline von Lengefeld sah das nicht so. In einem Brief von 1789 – Rechel-Mertens gibt den Adressaten des Briefs nicht an – schreibt sie: „Die Stein ist ein verständiges Weib, aber für die zartesten Herzensverhältnisse ist ihr jetzt der Sinn verschlossen. [...] Nichts kuriert einen von einem solchen (wie Herders zum Ärger neigenden) Zustand.“²⁶⁸ Auch Herder wird nachgesagt, dass er verbittert gewesen sei, nachdem seine Freundschaft für Goethe keinen zentralen Stellenwert mehr hatte. Bei von Stein äußerte sich dieser Zustand laut von Lengefeld darin, dass sie keine Liebesbeziehung mehr aufnehmen konnte. Doch von Stein selbst dachte darüber etwas anders. Rechel-Mertens zitiert, ohne den Ursprung der Zitate anzugeben: „Ich glaube, mein Herz versteinert nach und nach; ich fühle, wie mir der Ausdruck immer mehr und mehr versagt, Liebe und Wohlwollen zu erkennen zu geben.“²⁶⁹ Das Problem ist auch ein sprachliches. Folgt man Rechel-Mertens, hat von Stein mit der Beziehung zu Goethe und der damit einhergehenden öffentlichen Wirkung ihre Sprache verloren. Ihre Möglichkeit, sich auszudrücken und gehört zu werden war an die Beziehung mit dem berühmten Mann gebunden.

Eine weitere Ausdrucksmöglichkeit erscheint in Rechel-Mertens' Kurzgeschichte *Sonderbare Verwechslungen*, die am 21. April 1934 in den *Schleswiger Nachrichten* veröffentlicht wurde. Der Titel der Geschichte ist in der gedruckten Version mit der Anmerkung „nach dem Englischen von Sonja Wendell“ versehen – Sonja Wendell war einer der Pseudonyme von Rechel-Mertens – ; auf dem Typoskript lautet die Anmerkung „aus dem Englischen von Kirsten König.“ Kirsten König ist ein anderer, häufig von Rechel-Mertens verwendetes

²⁶⁸ Rechel-Mertens, Stein.

²⁶⁹ Ebd.

Pseudonym. Dass die Geschichte tatsächlich auf einer englischsprachigen Textgrundlage beruht, ist unwahrscheinlich. Das Typoskript liegt ohne Textgrundlage bei Rechel-Mertens' Kurzgeschichten, während sie ihre Übersetzungen zusammen mit den Originaltexten in anderen Ordnern aufbewahrt hat. Die zu übersetzenden Texte hat sie bogenweise aus den Büchern herausgelöst, um sie in ihrer Handtasche aufbewahren und auch unterwegs zwischendurch übersetzen zu können. Da *Verwechslungen* ohne englischsprachige Textgrundlage bei Rechel-Mertens' Kurzgeschichten aufbewahrt ist, handelt es sich wahrscheinlich um eine Kurzgeschichte und nicht um die Übersetzung, als die Rechel-Mertens den Text ausgegeben hat. Allerdings scheint Rechel-Mertens sich in der Geschichte mit Fragen von Übersetzung und Autorschaft auseinandergesetzt zu haben.

In dieser Geschichte führt eine Reihe von Missverständnissen dazu, dass zwei Zugreisende in einen Streit geraten. Im Rahmen dieses Streits stellen sie einander immer wieder Verständnis- und Definitionsfragen. Als einer der Reisenden seine Hände verwechselt und so statt seines Zigarettenstummels seine Brille aus dem Fenster geworfen hat, versichert der seinem Mitreisenden, wie ärgerlich das sei und fragt zum Beispiel: „Sind Sie sich darüber klar?“²⁷⁰ Darauf der Mitreisende: „Als Witz betrachtet reicht es Ihr ganzes weiteres Leben aus. Sind Sie sich darüber klar?“²⁷¹ Ob sich der Vorfall als Witz eignet, hängt, so deutet es sich in der Äußerung des Mitreisenden an, von der Perspektive ab. Der Mann, der seine Hände verwechselt hatte, lacht nicht über sein Missgeschick, sondern ärgert sich. Die beiden Reisenden erscheinen als Verkörperung zweier Sichtweisen. Die echoartig nachgeschobene Verständnisfrage des Mitreisenden, die bis in den Wortlaut hinein der des ärgerlichen Reisenden gleicht, weist die beiden zudem als Doppelgänger aus. Trotz dieses engen Verhältnisses der beiden halten die

²⁷⁰ Eva Rechel-Mertens, „Sonderbare Verwechslungen,“ *Schleswiger Nachrichten*, 21. April 1934. DLA, H: Rechel-Mertens. Geschlossener Bestand der Mediendokumentation, Mediennummer 000003568.

²⁷¹ Ebd.

Verständigungsschwierigkeiten an. „Die Sache ist gar kein Witz,“²⁷² erklärt der ärgerliche Mann und wirft dem Mitreisenden vor „Sie zeigen wenig Verständnis für meine Situation.“²⁷³ Fast scheint es, als ob mit dem Zug, der zwischen mindestens zwei Orten verkehrt, die Sprache in Bewegung geraten und als Kommunikationsmittel unzuverlässig geworden war. Als der Mann mit den verwechselten Händen an einer Haltestelle auf sein Problem aufmerksam machen will, „schien [der Gepäckträger] die Erklärungen meines Gefährten nicht zu verstehen. [...] Er wendete sich an mich, und ich versuchte ihm klarzumachen, daß hier ein einfacher Fall von Händeverwechslung vorliege.“²⁷⁴ Das alles zeitigte aber keinen Erfolg. Vielmehr zeigte sich, dass der Reisende mit den verwechselten Händen hätte aussteigen müssen und die beiden geraten in einen Streit, wobei der eine zugibt, schon von Anfang an streitlustig gewesen zu sein. „Was auf der Welt wollen Sie damit sagen? [...] Reden Sie doch so, daß man Sie versteht,“²⁷⁵ erwidert darauf der andere. Die mit den Zügen in Bewegung geratene Sprache, das nunmehr unzuverlässige Kommunikationsmittel, erfordert immer wieder Neudefinitionen und Versicherungen, worüber man eigentlich spricht. Sämtliche Kategorien weichen auf. So auch die des Geschlechts.

Als der Mitreisende zu dem Vorwurf anhebt, dass es dem Herrn mit den verwechselten Händen an Entschlusskraft mangle, stellt sich nämlich heraus, dass es sich bei dem um einen Ehemann handelt, der sich seiner Frau gegenüber nicht durchsetzen kann. „Wenn Sie ein Mann von schnellen Entschlüssen wären,“²⁷⁶ beginnt der Mitreisende seine Rede, bevor ihn der andere unterbricht. Unter dem Eindruck, dass der Mitreisende ihn für extravagant halten könnte, beschreibt er, was für ein Mann er sei: „Ich bin ein Mann mit äußerst vorbedachten und

²⁷² Rechel-Mertens, Verwechslungen.

²⁷³ Ebd.

²⁷⁴ Ebd.

²⁷⁵ Ebd.

²⁷⁶ Ebd.

regelmäßigen Gewohnheiten, ein gewissenhafter Gatte, ein musterhafter Vater und ein vorbildlicher Staatsbürger. [...] Ich will nur einen Punkt anführen. Haben Sie schon einmal einen Mann gesehen, der seine Schnürsenkel wechselt, ehe sie zerrissen sind? [...] Ich bin dieser Mann,²⁷⁷ erklärte er und fuhr fort: „Ich will in meinem Vertrauen noch weiter gehen. Ich habe zu Zeiten das Gefühl, mich nicht genügend zu äußern. Zu Hause würde das – nun – nicht recht am Platze sein. Aber heute zum Beispiel haben mich die Umstände zu einer Form der Selbstäußerung herausgefordert, die eine Erfrischung für mein Dasein bedeutet, eine natürliche Erleichterung.“²⁷⁸ „Ich glaube, ich bin im Bilde“,²⁷⁹ antwortet der Mitreisende, „Ich habe schon oft von Pantoffelhelden gehört und ich nehme Ihre Entschuldigung an.“²⁸⁰ „Es ist keine Entschuldigung“,²⁸¹ stellt der andere richtig, „verwechseln Sie nicht die Begriffe.“²⁸² Dann steigt der gewissenhafte Ehemann aus. Der Mitreisende ruft hinterher: „Pantoffelheld! Pantoffelheld!“²⁸³ als dieser plötzlich herumfährt. Der Mitreisende blickt hinauf ins Gepäcknetz und sieht: „Der Idiot hatte meinen Handkoffer statt seines eigenen erwischt.“²⁸⁴

Die Geschichte lässt sich als ein Kommentar zum Übersetzen lesen. Die zwei Reisenden können als Autor und Übersetzer und als Doppelgänger interpretiert werden. Der Autor erscheint bis zu einem gewissen Grad als Übersetzer, insofern er etwas verständlich macht. Andererseits kann Übersetzen als Form des Schreibens gelten und der Übersetzer als Autor, insofern als der Originaltext immer wieder die Kreativität des Übersetzers herausfordert. Dieser muss zunächst eine Lektüre des Originaltextes entwickeln, denn der Originaltext ist, insbesondere wenn es sich um einen literarischen Text handelt, vieldeutig. Dennoch schreibt der Übersetzer teilweise unter

²⁷⁷ Rechel-Mertens, Verwechslungen.

²⁷⁸ Ebd.

²⁷⁹ Ebd.

²⁸⁰ Ebd.

²⁸¹ Ebd.

²⁸² Ebd.

²⁸³ Ebd.

²⁸⁴ Ebd.

dem Namen des Autors, d.h. er übernimmt weniger Verantwortung für den Text. Die Figur des gewissenhaften Ehemanns könnte als Übersetzer interpretiert werden, insofern er auf der Reise, gerade wenn Sprache unzuverlässig wird, zum befreiten Selbstaussdruck kommt.

Für Rechel-Mertens könnte die Übersetzung aber noch aus einem weiteren Grund die richtige Form des Schreibens geworden sein, der erklärt, wie sie auf die Idee des Pantoffelhelden gekommen ist. Die Konzepte von Autor- und Übersetzerschaft weisen geschlechtsspezifische Implikationen auf. Während in der traditionellen Literaturgeschichtsschreibung vor allem männlichen Autoren repräsentativer Charakter zugeschrieben wird, verhält sich das bei Übersetzungen anders. Obwohl auch dort Männer als große Übersetzer erscheinen, - wie etwa Johann Heinrich Voss – werden hier ebenfalls Arbeiten von Frauen gewürdigt. Dazu gehören etwa die Übersetzungen von Luise Gottsched, Sophie Mereau oder Dorothea Schlegel. Susanne Kord schreibt zum Stichwort „Adaption/Übersetzung“ in der von ihr und Friederike Eigler herausgegebenen *Feminist Encyclopedia of German Literature*: „Adaption und Übersetzung der Werke anderer hat in der Geschichte weiblichen Schreibens eine längere Tradition als die Veröffentlichung eigener Arbeiten.“²⁸⁵ Die Fähigkeit zu übersetzen wurde Frauen offenbar leichter zugestanden als andere Formen des Schreibens. Übersetzungen von Frauen waren im Gegensatz zu weiblicher Autorschaft auch gesellschaftlich akzeptabel, führt Kord in ihrem Beitrag weiter aus. Auch wenn im 20. Jahrhundert die Zahl der Studentinnen rapide zunahm und die Ausdrucksmöglichkeiten für Frauen sich vielfältigten, wird es für Rechel-Mertens als eine der ersten Studentinnen ihrer Generation leichter gewesen sein, als Übersetzerin an die Öffentlichkeit zu treten als mit einer anderen Schreibform. Als Übersetzerin gelang es ihr, sich

²⁸⁵ Susanne Kord, „Adaption/Translation,“ in *The Feminist Encyclopedia of Feminist Literature*, hrsg. Friederike Eigler und Susanne Kord (Santa Barbara: Greenwood, 1997), 6: „Adaptions and translations have a longer tradition in women’s writing than publication of their own works.“

einen Namen zu machen und fortan unabhängig von der Unterstützung Curtius' oder des *Merkur* zu arbeiten.

KAPITEL III

PERSPEKTIVEN AUF PROUST:

RECHEL-MERTENS' ÜBERSETZUNG IN DER KRITIK

PETER SUHRKAMP „MEIN WEG ZU PROUST“

Die erste öffentliche Reaktion auf Eva Rechel-Mertens' Proust-Übersetzung erfolgte aus dem Suhrkamp Verlag selbst. Peter Suhrkamp widmete im September 1953 eine Ausgabe des *Morgenblatts für Freunde der Literatur* der neuen Proust-Übersetzung, der ein Publikum zu schaffen war. Suhrkamp selbst steuerte zu dem *Morgenblatt* einen Essay mit dem Titel *Mein Weg zu Proust* (1953) bei, in dem er erstmals öffentlich seine ersten Leseindrücke schilderte und sich zu dem Vorhaben einer vollständigen Proust-Ausgabe in Übersetzung äußerte. Nachdem *In Swanns Welt* tatsächlich auf großes Interesse gestoßen war und das Leseinteresse für die weiteren Bände aufrechterhalten werden musste, folgten im Dezember 1954 zwei Vorträge in Bremen und Berlin, die auf dem Manuskript „Was kann uns Proust bedeuten?“ basierten. Vor allem mit dem ersten Text, *Mein Weg zu Proust*, scheint Suhrkamp an die bisherigen Gespräche über Proust anzuknüpfen, die Fäden aufzunehmen und weiterzuspinnen, indem er auf die ersten Proust-Lektüren etwa von Gide, Rilke und Curtius eingeht, die er zitiert oder bespricht und die ersten Proust-Übersetzungen diskutiert. Zudem wurden im *Morgenblatt* Texte von den ersten Proustlesern, d.h. von Stefan Zweig, Rainer Maria Rilke und André Gide abgedruckt, die ebenfalls von ihrer Begegnung mit Proust und seinem Werk handeln. Zu diesem Ensemble gesellen sich Suhrkamps Essay und Auszüge aus Rechel-Mertens' Übersetzung.

Zweigs, Rilkes und Gides Interesse an Proust, so zeigt es sich in ihren Essays, speist sich aus ihrer Eigenschaft als Schriftsteller oder Dichter. Alle drei gingen der Frage nach der Motivation und den Besonderheiten von Prousts Schreiben nach. Die jeweilige Fokussierung ergab sich aus dem schriftstellerischen Selbstverständnis von Zweig, Rilke und Gide sowie ihrer gesellschaftlichen und historischen Situation.

Zweigs Aufsatz, „Prousts tragischer Lebenslauf“ war erstmals am 27. September 1925 in der *Neuen Freien Presse* in Wien erschienen. Er hebt auf Prousts isolierte Position und der sich daraus entwickelnden umso schärferen Beobachtungsgabe ab. Prousts Allergien und das Asthma trennten ihn von der Welt, die er doch so sehr liebte, beschreibt Zweig, und verweist auf das Beispiel der Natur: „Er [Proust] liebt leidenschaftlich die Blumen: aber er darf ihnen nicht nahen. [...] ein Besuch im Salon, wo Buketts auf dem Tisch stehen, wirft ihn für Tage ins Bett zurück. So fährt er manchmal in verschlossenem Wagen hinaus, um hinter gläsernen Fenstern die geliebten Farben, die atmenden Kelche zu sehen.“²⁸⁶ Das machte ihn zum Beobachter aus der Ferne, auch in den Salons, in die er als Nicht-dazu-Gehöriger von außen eindrang:

Überall lehnt er in einer Ecke, schmiegt er sich in ein Gespräch, und seltsamerweise duldet auch die hohe Aristokratie des Faubourg Saint-Germain den namenlosen Eindringling; dies ist eigentlich für ihn sein höchster Triumph. Denn äußerlich hat der junge Marcel Proust keinerlei Qualitäten. Er ist nicht sonderlich hübsch, er ist nicht sonderlich elegant, er ist nicht von Adel und sogar Sohn einer Jüdin ... [...].²⁸⁷

Zweig führte Prousts isolierte Position an dieser Stelle neben der gesundheitlichen Verfassung noch auf eine Reihe von anderen Ursachen zurück, die er mit seiner Geburt als Sohn einer jüdischen Mutter als der gewichtigsten schloss.

²⁸⁶ Stefan Zweig, „Marcel Prousts tragischer Lebenslauf,“ *Morgenblatt für Freunde der Literatur* 4 (24. September 1954), 1.

²⁸⁷ Zweig, *Morgenblatt*. 6.

Von Rilke hat Suhrkamp einen Brief an Alexander von Hohenlohe abgedruckt. Rilke zeigt sich hier fasziniert von dem intuitiven Vorgehen Prousts und der assoziativen Qualität seines Werks, dem dennoch eine gewissermaßen gewachsene Gesetzmäßigkeit zugrunde liege: „In dem er, mit intuitivem Strich, die merkwürdigste Verbindung wagt, scheint es doch wieder, als verfolgte er nur die vorhandenen Adern in einem geschliffenen Marmorstück, [...]“²⁸⁸ Rilke fühlte sich durch Prousts scheinbar voraussetzungslose Schreibweise angesprochen, in der sich gleichwohl bereits vorhandene Strukturen bei fortschreitender Lektüre offenbarten.

Gide (1869-1951), der Proust persönlich kannte und sich in dessen Umfeld bewegte, knüpft in seinem Aufsatz direkt an Prousts zentralem Vorhaben an, Erfahrung mit Hilfe der *mémoire involontaire* synthetisch herzustellen:

Und da die Dinge, die er betrachtet [...], die einfachsten der Welt sind, kommt es uns, wenn wir ihn lesen, beständig vor, daß er uns gestattet, in uns selbst zu blicken; durch ihn löst alles Verworrene unseres Wesens sich aus dem Chaos, tritt ins Bewußtsein; und da sich in jedem Menschen, zumeist ohne sein Wissen, die unterschiedlichsten Gefühle in larvenähnlichem Zustande finden, die bisweilen nur eines Vorbildes oder einer Bezeichnung bedürfen, ich wollte sagen: nur eines Aufrufs, um sich zu bestätigen, bilden wir uns Dank Proust ein, diese Einzelheiten selbst erfahren zu haben, wir erkennen sie an, eignen sie uns zu, und es ist unsere eigene Vergangenheit, die durch dies Erschließen bereichert wird.²⁸⁹

Das sich Verlieren in scheinbaren Nebensächlichkeiten gehört zur Methode Prousts, die in den Lesenden Bilder aus einer vergessenen Vergangenheit aufsteigen lässt, einer Vergangenheit, der im Moment der Erfahrung keine Bedeutung beigemessen wurde. Das kann die Empfindung sein,

²⁸⁸ Rainer Maria Rilke an Prinz Alexander von Hohenlohe. Muzot, den 23. Dezember 1922. Abgedruckt im *Morgenblatt für Freunde der Literatur* 4 (24. September 1953), 2.

²⁸⁹ André Gide, zitiert in Suhrkamp, Weg, 5.

die man als Kind beim abendlichen Zudecken hatte, ein Geruch oder Geräusch. Das Appellieren an solche einst nicht bewusst registrierten Eindrücke vergegenwärtigt die Vergangenheit und lässt sie, nun ins Bewusstsein gekommen, überhaupt erst in den Erfahrungsschatz der sich Erinnernden eingehen. Darum spricht Gide von einer Aneignung der eigenen Vergangenheit und einer Bereicherung der eigenen Erfahrung.

Mit Gide, Rilke und Zweig rief Suhrkamp drei sehr unterschiedliche Perspektiven auf Proust und sein Werk auf, so dass ein plastischer Eindruck von dessen zeitgenössischer Wirkung entsteht. Mit den zum Vorabdruck ausgewählten Textpassagen aus Rechel-Mertens' Übersetzung kam eine weitere Perspektive hinzu; ein Blick aus der Gegenwart der Fünfziger Jahre. Auf die Textpassagen, die Rechel-Mertens mit „Das kleine Thema“ und „Eifersucht“ betitelte, war die Übersetzerin besonders stolz und glaubte, dass sie ein mustergültiges Beispiel ihrer Könnerschaft seien; „Das kleine Thema“ bezeichnete sie in einem Brief an Walter Boehlich, in dem sie auf seine Kritik reagierte, als eine der „großen und schönen Stellen“²⁹⁰ in ihrer Wiedergabe, auf die er „doch auch einmal einen Blick“²⁹¹ hätte werfen können.

Bei dem „kleinen Thema“ handelt es sich um die Beschreibung von Odettes Klavierspiel, das sich – wie eigentlich Prousts Roman – durch filigrane, scheinbar ziellos schwebende Tonlinien auszeichnet, zwischen denen sich aber doch ein Zusammenhang offenbart. Ähnlich verhält es sich mit Swanns Eifersucht, die nie zur Gewissheit wird. Immer wieder sich an neuen Äußerungen und Verhaltensweisen entzündend, wirft sie Swann wiederholt zurück auf sich selbst. Sein Begehren indessen nährt sich von der Eifersucht; scheint die Zuneigung der Geliebten sicher, erlischt es. In der Auswahl Rechel-Mertens' äußert sich ein Interesse an Prousts

²⁹⁰ Eva Rechel-Mertens an Walter Boehlich. Heidelberg, ohne Tag, Februar 1955. DLA, A: Rechel-Mertens. Korrespondenz zwischen Eva Rechel-Mertens und dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

²⁹¹ Ebd.

Schreibweise und der Psychologie seiner Figuren. Wie sich in Kapitel IV zeigen wird, teilte die zeitgenössische Leserschaft diese Interessenlage.

Suhrkamp versuchte in seinem Essay *Mein Weg zu Proust*, an die ersten Proust-Leser und -Übersetzer anzuknüpfen, obwohl zwischen seiner aktuellen Beschäftigung mit Proust und den Proust-Lektüren von Zweig, Rilke und Gide zwei Weltkriege lagen. Nachdem er Prousts Bedeutung anhand seiner prominenten Leser illustriert hatte, schrieb Suhrkamp: „Andererseits liegen sehr ernste Erschütterungen von weltgeschichtlichem Ausmaß zwischen heute und damals, und wir haben noch zu tun, um damit fertig zu werden.“²⁹² Worin die Erschütterungen bestanden, führte Suhrkamp nicht näher aus, doch meint er wohl die zwei Weltkriege und den Holocaust. In Anbetracht ihres Ausmaßes drängt sich die Frage auf, ob und wie der Abgrund, der sich zwischen der Welt Prousts und seinen ersten Leser einerseits und der Welt Suhrkamps andererseits auftut, überhaupt überbrückt werden kann. Suhrkamp beantwortete diese Frage letztlich positiv, indem er eine entscheidende Gemeinsamkeit zwischen der Nachkriegszeit und der Zeit der Weimarer Republik herausstellte: „Genauer bedacht war die Zeit dem Werk bei seinem ersten Erscheinen während des ersten Weltkrieges und in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre nicht günstiger“²⁹³ und er zitiert Gide, der über die *Recherche* schrieb:

Es ist seltsam, daß derartige Bücher zu einer Stunde erscheinen, da das Ereignis überall über die Idee triumphiert, da es an Zeit mangelt, da die Tat des Gedankens spottet, da die Beschaulichkeit nicht mehr möglich, nicht mehr erlaubt scheint, da wir den Krieg noch nicht verwunden haben, da wir ausschließlich Achtung vor dem haben, was nützlich sein kann, uns zu dienen. Und mit einem Male erscheint uns das so unbewußte, so

²⁹² Suhrkamp, *Weg*, 5.

²⁹³ Ebd.

absichtslose Werk von Proust gewinnbringender und hilfreicher als so viele Werke, deren Nutzen allein ihr Zweck ist.²⁹⁴

Suhrkamp pflichtete Gide bei und beobachtet in der Nachkriegszeit eine ähnliche Betriebsamkeit, ein ähnliches Zweckdenken und einen ähnlichen Zeitmangel wie in der Weimarer Republik. Er sah darin eine Gefahr, der Prousts meandernde, assoziativ gestalteten *Recherche* zwangsläufig verlangsamend entgegenwirke.

Im späteren Vortrag, „Was kann uns Proust bedeuten?“ führte Suhrkamp den Gedanken des mit der Industrialisierung einhergehende Zweckdenkens sowie des Zeitmangels noch weiter aus. Er präzisiert seine Kritik aus seinem ersten Proust-Essay: Jenseits aller wirtschaftlichen Zwänge lebte Proust „wie es so nur einem Stand der damaligen Pariser Gesellschaft gegeben war: dem Adel vom Faubourg Saint-Germain. Damals war die übrige Welt von industriellem Aufschwung und wirtschaftlichem Wettstreit geprägt. Er lebte also völlig neben der Zeit.“²⁹⁵ Der Adel mit seinem ererbten Wohlstand und dem ererbten Status war den Zwängen der industrialisierten, bürgerlichen Gesellschaft weniger ausgesetzt. Unter dieser Voraussetzung blieb, wie Suhrkamp argumentierte, vor allem Zeit, um das Handeln in der Gesellschaft zu reflektieren und Fehlentwicklungen zu erkennen:

Uns dämmert, dass unsere Katastrophen mit unserem Methodischsein und mit unserer Tüchtigkeit zusammenhängen. Sind wir weniger oberflächlich als Prousts mondäne Gesellschaft? Uns fehlt zudem jede gewachsene Form, die jene Gesellschaft noch auszeichnete. Aber wir kommen nicht dazu, uns den sich regenden Ahnungen zuzuwenden; dazu haben wir keine Zeit. Unsere ganze Zeit, jeder Moment ist durch die Mechanik des täglichen Lebens beansprucht. [...] Indes arbeitet die Lebensmaschinerie,

²⁹⁴ André Gide, zitiert in Suhrkamp, Weg, 5.

²⁹⁵ Suhrkamp, Proust.

in der wir stehen, wissenschaftlich immer weiter perfektioniert, immer noch vollendeter, umfassender. Alle Versuche, technische oder philosophische, zur Beherrschung dieser Lebensmechanik, nehmen einen entsprechenden methodischen Weg.²⁹⁶

Suhrkamp interpretierte an dieser Stelle den Zweiten Weltkrieg u.a. als Auswuchs des technischen Fortschritts, als eine vielleicht nicht notwendige, aber hinreichende Folge der verbürgerlichten Gesellschaft. In dieser Gesellschaft, in der sich Wohlstand an Leistung koppelt, verbleibe, so Suhrkamp, keine Zeit, um gesellschaftliche Entwicklungen zu reflektieren. Vielmehr sei der Alltag auf Effizienz und Zweckerfüllung ausgelegt, so dass der Lebenslauf mechanischen Gesetzen zu folgen scheint, auf die die Menschen keinen Einfluss mehr haben. Akteure und Verantwortliche fehlen in Suhrkamps Analyse gänzlich.

In der deutschen Gesellschaftsform, die anders als die französische keine gewachsene sei, sah Suhrkamp eine weitere Voraussetzung für den Erfolg des Nationalsozialismus. Mit der gewachsenen Form meinte er vermutlich relative territoriale Einheitlichkeit der französischen Nation, im Vergleich zu der Deutschland erst spät eine Nation wurde, die fast ohne demokratische Erfahrung von einem Tag auf den anderen die Staatsform der Demokratie annahm. Im Nachkriegsdeutschland beobachtete Suhrkamp nun erneut tiefgreifende, gesellschaftliche Umwälzungen, zu denen sich ins Verhältnis zu setzen im Zuge des Wirtschaftswunders wieder niemand die Mühe hatte, wie Suhrkamp meinte. Andere Gründe für seinen Befund zog er an dieser Stelle nicht in Betracht, hielt ihn aber in jedem Fall für bedenklich.

Allerdings kam Suhrkamp in seinem Proust-Essay auch auf erinnerungstheoretische Fragen zu sprechen, die er jedoch mit seinem Befund nur in indirekten Zusammenhang brachte:

²⁹⁶ Suhrkamp, Proust.

„Bei Proust hingegen sind die Sujets von beiläufigem Interesse [...]; er vervollkommnet das Erinnererte, wenn es für ihn nicht genügend sinnliche Fülle hat, durch Studien an Objekten der Zeit, die, durch eine vorübergehende sinnliche Berührung gerufen, aus dem Gewebe des Vergessenen in der unbekanntenen Vegetation seiner Tiefe an die Oberfläche getaucht sind [...].“²⁹⁷ Ohne den Vergleich herauszustellen, setzte Suhrkamp Prousts Schreibweise doch in Kontrast mit den Bedingungen, auf die das Werk in der als zweckgerichtet beschriebenen deutschsprachigen Leserschaft stoßen würde. Seine Aufmerksamkeit richtete sich auf die unwillkürliche Erinnerung, die sich, scheinbar ziellos von Gegenstand zu Gegenstand übergehend, durch einen Sinneseindruck einstelle, und nicht rekonstruiert werde. Im Vortrag wurde Suhrkamp noch spezifischer:

Proust spricht von einer „unwillkürlichen Erinnerung“ und setzt den Prozess, der in seinem Werk wirksam ist, damit ab von der „willkürlichen Erinnerung.“ [...] Diese „willkürlichen Erinnerungen“ benennt Proust „ärmlich.“ Die unwillkürliche Erinnerung beruht nicht auf einem Willensakt, sie wird geweckt durch irgendeinen realen Gegenstand [...] – ruft im Gedächtnis einen ganzen Erlebniskomplex der Vergangenheit herauf, an dem wieder andere aus anderen Zeiten oder in anderen Milieus hängen, er setzt einen geistigen Prozess in Bewegung, und dieser Prozess wird in Prousts Darstellung wiederholt. [...] Ansatzpunkt, Veranlassung sind immer reale Sujets, reale Erscheinungen, reale Vorgänge und Zeremoniells des realen Lebens.²⁹⁸

Suhrkamps Interesse an Proust entzündet sich auch an erinnerungs- und erfahrungstheoretischen Fragen. Da es sich bei den unwillkürlichen Erinnerungen um scheinbare Belanglosigkeiten handelt, die zum Zeitpunkt der Erfahrung nicht bewusst registriert wurden und dann, durch einen

²⁹⁷ Suhrkamp, Weg, 5.

²⁹⁸ Suhrkamp, Proust.

Sinneseindruck hervorgerufen, langsam ins Bewusstsein steigen, wird die Erfahrung des früheren Sinneseindrucks zunächst noch einmal unmittelbar gemacht.

Ein weiterer Interessenschwerpunkt Peter Suhrkamps lag in Prousts psychologischen Beobachtungen. Suhrkamp warder Überzeugung, dass Proust sich in dieser Hinsicht in der Nachkriegszeit leichter lesen lasse, da inzwischen Freuds psychologische Erkenntnisse, die Proust schon vorweggenommen habe, allgemein etabliert seien. Dadurch habe sich „Unser Bild vom Menschen [...] dem von Proust angenähert, ohne daß wir uns dessen bewußt geworden wären; wir haben Erfahrungen gemacht, die zeigten, daß ein Mensch sich nicht immer gleich ist, [...]. Die Lektüre von Prousts Werk wird es uns bewußt machen und uns die Herrschaft darüber und damit eine größere Freiheit ermöglichen.“²⁹⁹ Die unbewusst ins Allgemeinwissen eingegangenen Erkenntnisse Freuds erleichterten das Verständnis für die changierenden Persönlichkeitsstrukturen Marcells und machten die psychischen Mechanismen bewusst. Im Bewusstsein um sie sei man ihnen weniger ausgeliefert, glaubte Suhrkamp.

In *Mein Weg zu Proust* hielt Suhrkamp es für einen weiteren Vorzug der *Recherche*, dass sie, schon allein aufgrund der Distanz zum Fin de Siècle verfremdend, zu einer kritisch distanzierte Lektüre anrege, und er zitierte Proust selbst:

Die Rolle der Lektüre wird gefährlich, wenn sie, statt uns zum persönlichen Geistesleben erwecken, dahin tendiert, sich an dessen Stelle zu setzen; wenn die Wahrheit uns nicht mehr als ein Ideal erscheint, das wir nur durch den intimen Fortschritt unsres Denkens und die Anstrengung unsres Herzens verwirklichen können, sondern als eine materielle Sache, die zwischen den Blättern eines Buches liegt wie der Honig, der für andere

²⁹⁹ Suhrkamp, *Weg*, 5.

bereitet wurde, und die wir nur aus den Regalen einer Bibliothek nehmen brauchen, um sie passiv in vollkommener Ruhe des Körpers und des Geistes zu verspeisen.³⁰⁰

Am Ende des Aufsatzes plazierte, verlieh das Proust-Zitat dem aufklärerischen Anliegen, das Suhrkamps gesamtes Verlagsprogramm durchzieht, am meisten Gewicht. In der Lektüre Prousts, so hoffte Suhrkamp, beförderte die verfremdende, kritisch-distanzierende Wirkung die Erziehung der Leserschaft zur Mündigkeit.

Eine Verbindung von Prousts Werk zur konkreten gesellschaftlichen Situation in Deutschland stellte Suhrkamp nicht her. Prousts Analysen des Antisemitismus in den Pariser Salons der Jahrhundertwende erwähnte er ebenso wenig wie er den von ihm beobachteten und als gefährlich bewerteten Erinnerungsmangel mit konkreten Inhalten füllte. Stattdessen kam er immer wieder auf das Anliegen zurück, Leserinnen und Leser mit anspruchsvoller Literatur zum selbstständigen Denken befähigen zu wollen.

AUF DER SUCHE NACH WELT:

EVA RECHEL-MERTENS' PROUST-ÜBERSETZUNG IM FEUILLETON

Schon am 3. Dezember 1953, nur einen Monat, nachdem Rechel-Mertens' Übersetzung *In Swanns Welt* erschienen war (25. Oktober 1953), zeichnete sich ab, dass Suhrkamp mit einer Auflage von 5000 Exemplaren zu knapp kalkuliert hatte. Angesichts des reißenden Absatzes meldete Unseld noch am selben Tag an Rechel-Mertens: „Das Ankommen der Ausgabe im Buchhandel übertrifft doch unsere Erwartungen. [...] Die Pressezustimmungen sind ungewöhnlich.“³⁰¹ Tatsächlich löste Suhrkamps Veröffentlichung des ersten Bandes von Prousts

³⁰⁰ Marcel Proust, zitiert in Suhrkamp, Weg, 6.

³⁰¹ Siegfried Unseld an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt/M., den 3. Dezember 1953.

Recherche eine Flut von Ankündigungen und Besprechungen aus, die bei Erscheinen eines jeden neuen Bandes, Neuauflagen (Die Bände der Erstausgabe wurden bis 1963 bis zu vier Mal – im Fall von *Sodom und Gomorrah* – neu aufgelegt),³⁰² Preisverleihungen – Rechel-Mertens' Übersetzung wurde 1957 mit dem deutschen Kritikerpreis, 1966 mit dem Johann-Heinrich-Voss-Preis für Übersetzung ausgezeichnet, - zu öffentlichen Auftritten der Übersetzerin, neuen Proust-Ausgaben im Suhrkamp Verlag (Werkausgabe in 13 Bänden, 1967-1982, Dünndruckausgabe in drei Bänden, 1967, Taschenbuchausgabe, 1982-1988, Frankfurter Ausgabe, 1994-2002 und verschiedene Einzel- und Teilausgaben)³⁰³ und zu Proust betreffenden Jubiläen, - etwa seinem hundertsten Geburtstag - jeweils wieder answoll. Allein im Nachlass der Übersetzerin sind 137 Reaktionen aus Funk, Fernsehen und Feuilleton enthalten sowie 37 Zuschriften an sie und den Verlag. Die meisten dieser Zuschriften enthalten einen Dank für die Übersetzung oder die deutschsprachige Proust-Ausgabe. Aus fachlicher Sicht mögen die im Feuilleton, in Funk und Fernsehen veröffentlichten Proust-Essays und Einschätzungen der Arbeit von Rechel-Mertens nicht immer überzeugend scheinen. Dennoch sind die in diesen Medien veröffentlichten Beiträge insofern aufschlussreich, als sie ein möglichst breit gestreutes Publikum anzusprechen suchen. Sie spiegeln die öffentliche Interessenlage, die öffentliche Meinung ebenso wie in den Zuschriften.

Mit wenigen Ausnahmen fielen die Reaktionen auf das Unternehmen, eine vollständige Ausgabe der Werke Prousts in deutscher Übersetzung vorzulegen, begeistert aus. Friedrich Rasche etwa prophezeite in der *Hannoverschen Allgemeinen Zeitung*: „Die literarische ‚Sensation‘ könnte und müßte (wenn es noch die rechten Leser gäbe) in diesem Jahre Marcel Proust sein [...]. Der erste Band *In Swanns Welt* liegt nun vor. Welch ein glänzender

³⁰² Reiner Speck, *Marcel Proust und Deutschland: Eine Internationale Bibliographie* (Heidelberg: C. Winter, 2002), 25.

³⁰³ Ebd., 25-29.

Sonnenaufgang subtilster Prosadichtung!“³⁰⁴ Unter den Pressestimmen, die Suhrkamps Mitarbeiterin Helene Ritzerfeld am 28. Oktober 1953 für Rechel-Mertens zusammenstellte, befand sich ein öffentlicher Glückwunsch des im Exil lebenden Verlegers Kurt Wolff, der aus New York schrieb: „Nur ein Wort, um Sie zu der glänzenden Idee zu beglückwünschen, den deutschen Proust zu herauszubringen. Endlich – es war Zeit. Und es wird ein Erfolg werden und ein lebendiger Titel Ihres Hauses für lange Jahre.“³⁰⁵ Neben der Zuversicht, dass Proust im deutschsprachigen Raum eine Zukunft haben werde schwingt in Wolffs Reaktion auch Kritik an der Rezeptionsgeschichte von Prousts Roman mit. Doch steht die Kritik nicht im Vordergrund und Wolff führt sie auch nicht weiter aus. Wie Wolff prophezeite die *Frankfurter Neue Presse* dem Suhrkamp Verlag eine starke Resonanz: „Sicherlich ist es ein besonders literarisches Ereignis, daß sich Peter Suhrkamp die Herausgabe von Prousts Meisterwerk *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* in einer neuen Übersetzung vorgenommen hat.“³⁰⁶ Das *Heidelberger Tageblatt* frohlockte: „Liebhaber und Freunde exzeptioneller Literatur werden sich freuen, daß das Werk dieses großen Franzosen jetzt endlich in deutscher Sprache greifbar wird!“³⁰⁷ Auch brieflich erhielten die Übersetzerin und der Verlag viel Zustimmung. „Ich freue mich sehr, daß dieses große Romanwerk nun auch in einer deutschen Übertragung erscheint,“³⁰⁸ ließ ein Proust-Leser den Verlag wissen, und ein anderer: „In San Francisco las ich sogar manchmal Proust auf Französisch und es fällt mir schwer, habet also Dank!“³⁰⁹ Anlässlich der Auszeichnung mit dem Preis der des deutschen Kritikerverbands schrieb eine Leserin 1957 an Rechel-Mertens: „Sie

³⁰⁴ Friedrich Rasche: „Großer Marcel Proust,“ *Hannoversche Allgemeine Zeitung* (19. Dezember 1953). DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

³⁰⁵ Kurt Wolff, zitiert nach Helene Ritzerfeld. Helene Ritzerfeld an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt/M., den 28. Oktober 1953. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

³⁰⁶ Wolff.

³⁰⁷ Ebd.

³⁰⁸ Robert Heilbrunn an Eva Rechel-Mertens. Bad Godesberg, den 30. September 1953. DLA, A: Rechel-Mertens. Briefe von Personen an Eva Rechel-Mertens. Kasten 225, Mappe 9.

³⁰⁹ Ebd.

haben auch mich, [...], durch Ihre Arbeit zu einer leidenschaftlichen Proustleserin gemacht.“³¹⁰

Die erste vollständige Ausgabe der Werke Prousts, allen voran der *Recherche*, stieß, wie die zitierten Reaktionen verdeutlichen, auf ein starkes Interesse und auf persönliche Anteilnahme. Optimismus und Begeisterung durchzieht die Rezensionen und die Briefe.

Der Grund für das Interesse und der Anteilnahme an der Proust-Übersetzung ist nicht nur in den literarischen Qualitäten der *Recherche* zu suchen. Ein zentraler Faktor scheint die Bedeutung gewesen zu sein, die dem Erscheinen von Prousts Werk im deutschsprachigen Raum beigemessen wurde. Proust und insbesondere die *Recherche* war in den übrigen europäischen Ländern schon längst kanonisiert. In Großbritannien hatte schon am 4. Dezember 1913, als die *Recherche* in Deutschland nur im privaten Rahmen ein Gesprächsthema war, die Kritikerin Mary Duclaux (geb. Robinson) einen Proust-Essay in der *Times Literary Supplement* veröffentlicht.³¹¹ Ab 1919, nachdem der zweite Band der *Recherche* mit dem Prix Goncourt ausgezeichnet worden war, folgten auch andere britische Kritiker. Ab 1922 begann Scott Montcrieff die *Recherche* ins Englische zu übersetzen, wobei die Bände um ein Jahr versetzt auch in den Vereinigten Staaten erschienen. Sowohl in Großbritannien wie in den Vereinigten Staaten löste diese Übersetzung starke Resonanz und Interesse an Proust aus. In Italien und Rumänien kam die *Recherche* ähnlich schnell an; sogar in Japan erschienen ab 1923 erste Essays über die *Recherche* und erste Übersetzungen.

Rechel-Mertens' Übersetzung machte Proust nun auch für eine breitere, deutschsprachige Leserschaft zugänglich und erlaubte es, den europäischen Bildungsstandard zu erreichen. Immer wieder wurde die Übersetzung der *Recherche* als Indiz dafür gewertet, dass die Jahre der nationalsozialistischen Isolation endgültig vorüber seien, dass man nun, wie Unseld es formuliert

³¹⁰ Auguste Frank-Severin an Eva Rechel-Mertens. Berlin, den 4. Oktober 1957. DLA, A: Rechel-Mertens. Briefe von Personen an Eva Rechel-Mertens. Kasten 225, Mappe 9.

³¹¹ Luzius Keller (Hrsg.), *Marcel Proust Enzyklopädie* (Hamburg: Hoffmann und Campe, 2009), 707.

hatte, Europäer genug war, um sich Proust zu eigen zu machen. Das Erscheinen einer Übersetzung der gesamten *Recherche* bei Suhrkamp schien zu verheißen, daß man sich wieder im kulturellen Kontext Europas verorten und als Teilnehmer an europäischer Kultur sehen konnte. Dieser Auffassung waren allerdings auch viele der ausländischen Rezensenten und Emigranten. Weit davon entfernt, kritische Fragen aufzuwerfen, begrüßten sie das Erscheinen der *Recherche* vorbehaltlos und werteten das Interesse an Proust als Anzeichen, dass die Deutschen wieder zur europäischen Normalität zurückkehren wollten. Die im In- wie im Ausland vorherrschende Sicht auf das Ereignis der Proust-Übersetzung in Deutschland impliziert auch eine Deutung des Holocaust, nämlich, dass das Morden als ein Lapsus zu betrachten sei, nach dem so etwas wie die Rückkehr zur Normalität möglich wäre.

Entsprechend prophezeite Wolfgang Hirsch in der *Neuen Zeitung*: „Wenn es Ihnen gelungen sein wird, den gewaltigen Proust so mustergültig zu bringen, wie dies dem hohen Niveau Ihres Hauses entspricht, werden Sie der deutschen Kultur einen Beitrag geleistet haben, wie er seit der Erschließung von Shakespeare und Cervantes für unser einst so weltoffenes literarisches Leben nicht mehr geleistet wurde.“³¹² Hirsch sah die überdurchschnittlich zahlreichen Übersetzungen von fremdsprachiger Literatur in die deutsche Sprache als ein erneutes Aufflammen des einst weit verbreiteten Interesses an dem, was im Ausland gelesen und diskutiert wurde. Rechel-Mertens' Arbeit konnte ein neuer Schritt in die Richtung dieser vormaligen Weltoffenheit sein, glaubte Hirsch.

Walter Nigel rückte anders als Hirsch weniger den Unterschied zwischen der vernationalsozialistischen Vergangenheit und der bundesdeutschen Gegenwart in den Blick, sondern vielmehr den Unterschied zwischen dem deutschen und dem ausländischen

³¹² Wolfgang Hirsch: „Marcel Proust und sein Oeuvre: Zum Erscheinen des ersten Bandes der Gesamtausgabe bei Suhrkamp,“ *Neue Zeitung* (22. November 1953). DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

Bildungsstandard: „Die Kenntnis Marcel Prousts war auf einen kleinen Kreis von Kennern beschränkt – in Deutschland allerdings nur, denn in der übrigen zivilisierten Welt genießt Proust seit einem Menschenalter unangefochten den Rang eines Genies.“³¹³ Da Nigel die Rezension 1953, also bereits in Zeiten des kalten Kriegs verfasst hat, ist zu vermuten, dass er mit der „zivilisierten Welt“ Westeuropa und die Vereinigten Staaten meinte. Nigel lässt keinen Zweifel daran, dass sich Deutschland gegenüber dieser zivilisierten Welt gewaltig im Rückstand befand. Als der vierte Band, *Sodom et Gomorrhe* erschien, nahm auch Hans Naumann dieses Ereignis noch einmal zum Anlass, in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* auf die Ausnahmestellung Deutschlands hinzuweisen, wie sie sich in dem einstmaligen Desinteresse an Proust zeigte: „Und während das Romanwerk Prousts so etwas wie ein gesamteuropäisches Ereignis wurde, gefördert von einer Schar von Proust-Süchtigen, die den Namen des Dichters zum Mythos erhoben, blieb die deutschsprachige Übersetzung ein Torso. Jetzt endlich erscheint auch der vierte Band, *Sodom und Gomorra* in deutscher Sprache.“³¹⁴ Das Erscheinen einer vollständigen Ausgabe der Werke Prousts in Deutschland wurde also stark mit symbolischer Bedeutung aufgeladen; über die Romane Prousts setzten deutsche Leser und Leserinnen sich in ein neues Verhältnis zum Ausland und das Ausland, wie es sich in noch im Exil lebenden Kritikern oder deutschsprachigen, ausländischen Kritikern repräsentierte, schloss sich in punkto Proust dem deutschen Selbstbild an. Die *Basler Nationalzeitung* etwa ließ ähnlich wie Walter Nigel und Hans Naumann verlauten:

Proust wurde in England [...] gleich in seiner ganzen Größe erkannt, in Deutschland waren es nur Einzelne, die mit Scharfblick Prousts Einmaligkeit erfassten. [...] Ihre

³¹³ Walter Nigel, „Meisterwerke, im Bett geschrieben: Zur deutschen Proustausgabe,“ *Der Tagesspiegel* Nr. 2498 (26. November 1953). DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

³¹⁴ Hans Naumann, „Prousts Sodom und Gomorra,“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (31. Dezember 1955). DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

[Rechel-Mertens'] Übertragung gibt Deutschland eine neue Gelegenheit, eines der wesentlichen Romanwerke der Weltliteratur, [...], zu seinem eigenen Besitz zu machen. Das deutsche Geistesleben kann es sich nicht mehr leisten, diese letzte Chance zu verpassen.³¹⁵

Wie Nigel und Naumann konstatiert der Schweizer Kritiker einen Rückstand der Deutschen etwa gegenüber den Engländern, die die *Recherche* als erste übersetzten. Anders als Nigel und Naumann, die schon das Erscheinen einer deutschsprachigen Proust-Ausgabe als ein Stück europäische Normalität werten und sich zuversichtlich äußern, dass der Rückstand nun aufgeholt werden könne, schreibt der Schweizer Kritiker stärker im Modus des Imperativ; wenn die Deutschen die Gelegenheit zur Auseinandersetzung mit dem Werk Prousts wahrnehmen, holen sie einen Rückstand gegenüber anderen Ländern auf.

Die Interessenlage der deutschen Nachkriegsöffentlichkeit leitete selbstverständlich die derzeitige Proust-Lektüre. Immer wieder gerieten der Stil Prousts und seine Darstellung der internationalen Salons in den Blick. Rechel-Mertens selbst erklärte in einem Radiovortrag, der am 4. Juni 1958 im West- und Norddeutschen Rundfunk ausgestrahlt wurde: „Man hat Proust den Saint-Simon um und nach 1900 genannt. Man hat damit sagen wollen, er habe die verschiedenen sozialen Milieus seiner Zeit in einer bestimmten Auswahl meisterlicher Feder dargestellt. Das trifft besonders für die elegante, in ihrem Lebensstil stark zeitbedingte aristokratische Oberschicht des damaligen Paris durchaus zu.“³¹⁶ Die Übersetzerin hielt Prousts Darstellungen der Pariser Oberschicht neben den psychologischen Analysen für den entscheidenden Aspekt der *Recherche*, und sie beschreibt diesen Aspekt als „elegant.“ Das ist

³¹⁵ Basler National Zeitung, „Berühmte französische Romane in deutscher Übersetzung,“ 6. Februar 1954. DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

³¹⁶ Eva Rechel-Mertens, „Proust – deutsch“ (Radiovortrag), *Westdeutscher und Norddeutscher Rundfunk*, 4. Juni 1958. DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

sicher richtig, doch bei weitem keine erschöpfende Charakterisierung von Prousts Gesellschaftsanalysen.

In den Gesellschaftsbeschreibungen des Erzählers drängen sich immer wieder Auseinandersetzungen mit dem in eben dieser eleganten Oberschicht weit verbreiteten Antisemitismus auf, mit den vielgestaltigen aber trotzdem erfolglosen Versuchen Homosexueller, ihre Neigung zu unterdrücken und den Abgründen dessen, was meist für Liebe gehalten wird. Auf die Analysen des Antisemitismus gehen von den 137 überlieferten Rezensenten tatsächlich explizit nur zwei ein, die bei dieser Gelegenheit die deutsche Nachkriegssituation mitdenken. So bewertete die *Deutsche Studentenzeitung* 1955 die Dreyfus-Affäre, wie sie in der *Recherche* den Hintergrund der Plaudereien in den Salons abgibt, als Stadium einer Entwicklung, die in Frankreich schließlich doch eine andere Richtung nahm als in Deutschland, wo ähnliche Tendenzen in der Katastrophe des Holocaust kulminierten: „Auf der unheimlichen Bahn zur Barbarei, der das Nichtarbeiten sich immer mehr annähert, erscheint jedes frühere Stadium – und so das der Dreyfusaffaire, die den dunklen Horizont der Welt von Guermantes abgibt – schon verfleckt von Spuren einer zunehmenden Barbarei und doch verklärt, näher an der Humanität.“³¹⁷ Rückblickend lässt sich im Rahmen der Dreyfus-Affäre bereits erahnen, welches Potential diese international Aufsehen erregende Welle des Antisemitismus hatte. In Frankreich erschütterte sie die Grundfesten der Republik, in Deutschland zerstörten moderne Antisemiten sie ganz und mit ihr nahezu jede Möglichkeit politischen Handelns.

In den *Düsseldorfer Nachrichten* erschien gerade der Plauderton und die Naivität der antisemitischen Figuren Prousts als Indiz für den Bruch, den die Welt vor den beiden Weltkriegen von dem gegenwärtigen Nachkriegsdeutschland trennte:

³¹⁷ Deutsche Studentenzeitung, „Verlorene Zeit?“ 6. Juli 1955. DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

Am fühlbarsten wird diese Distanz an der Rolle, die in dem vorliegenden Band die Affäre Dreyfus spielt. Zwar sind fast alle Personen durch ihre Parteinahme für oder gegen den Hauptmann gekennzeichnet, aber dieser Parteinahme fehlt jeder Hauch, sei es humaner Leidenschaft, sei es politischer Emotion. Für den heutigen Leser, der die furchtbare Potenzierung und Multiplikation jenes Einzelschicksals vor Augen hat, klafft hier ein unüberbrückbarer Abstand zu der ästhetischen Unverbindlichkeit des Dichters auf.³¹⁸

Der Rezensent konstatiert eine große Distanz zwischen dem Romangeschehen und der zeitgenössischen Leserschaft, die durch die Katastrophe des Holocaust von der Welt Prousts getrennt sei. Diese Distanz mache sich besonders in den Schilderungen und der Wiedergabe von antisemitischen Äußerungen und Verhaltensweisen bemerkbar, die der Erzähler unkommentiert stehen lässt. Die zeitgenössische Leserschaft erwarte mehr Verbindlichkeit, vermutet der Rezensent, und meint damit wohl, dass Verhalten, wie Proust es schildert, in der aktuellen Situation irgendeine Art von Kommentar erfordert. Der Erzähler beschränkt sich aber darauf, sehr detailliert zu beschreiben, wie der Antisemitismus in den feinen Pariser Salons funktionierte.

Der Rezensent wirft die Frage auf, wie dieser Roman im Nachkriegsdeutschland überhaupt zu lesen sei und reißt das Problem der nicht stattfindenden Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit an, die sich angesichts eines dem Erinnerungsprozess gewidmeten Roman doch aufdrängt: „Und heute? Wir kultivieren nicht die Erinnerung, sondern das Vergessen. Wir paralysieren die Zeit durch den Zeitroman. Es gibt auch eine Flucht aus der Realität in den Realismus. Auf der Flucht ist der Mensch, scheint's, dort und hier – ob er die

³¹⁸ Düsseldorf Nachrichten, „Die endgültig verlorene Zeit,“ 16. August 1955. DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

verlorene Zeit sucht oder ob er sie im Engagement der immer neuen Gegenwart vergißt.“³¹⁹

Anders als die 135 anderen Kritiker wertete der Rezensent in den *Düsseldorfer Nachrichten* die neue Beschäftigung mit Proust als Flucht vor der nationalsozialistischen Vergangenheit, die entweder in eine andere Vergangenheit führte oder in die unmittelbare Gegenwart, also einer Konfrontation mit dem Zivilisationsbruch ausweicht.

Der Fluchtpunkt der anderen Kritiken war – unabhängig welchem Aspekt der *Recherche* sie sich widmeten - „Eleganz“ und das dazugehörige Wortfeld. Starkes Interesse zog die Person Marcel Prousts auf sich, über den Winfried Sabais 1954 im *Darmstädter Echo* schrieb: „Im Jahre 1913 veröffentlicht ein Mann namens Marcel Proust, der in der eleganten Pariser Gesellschaft als Millionenerbe und geistreicher Causeur geschätzt ist, den ersten Teil eines weitgespannten literarischen Zyklus – auf eigene Rechnung.“³²⁰ Die Faszination mit Proust entzündet sich offensichtlich an seinem nicht erarbeiteten Reichtum, den er mit vollen Händen ausgab, und an seinem Umgang mit anderen, sehr reichen oder ehemals reichen, dann aber elend verarmten Adelligen und Großbürgern.

Die Faszination mit Reichtum und Eleganz findet besonders im dritten Band der *Recherche*, in der *Welt der Guermantes*, ihre Nahrung. In den *Presse-Nachrichten* heißt es darüber: „Zurückgekehrt [aus der Kaserne Doncières] finden wir ihn [den Erzähler] im Salon der Marquise von Villeparisis und bei einem Diner im Hause der Guermantes. Er bewundert die aristokratische Eleganz, den Luxus der bezaubernden Worte, die weltmännisch und snobistisch gemischte Gesellschaft.“³²¹ Die Einschätzung über den Luxus der bezaubernden Worte erstaunt insofern, als der Erzähler zunehmend die Leere und Falschheit der Kommunikation entlarvt.

³¹⁹ Düsseldorfer Nachrichten.

³²⁰ Winfried Sabais, „In Prousts verlorener Zeit,“ *Darmstädter Echo* (6. Februar 1954). DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

³²¹ *Presse-Nachrichten*, „Die Welt der Guermantes von Marcel Proust,“ 20. Juni 1955. DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

Sprache dient vor allem der Erzeugung eines Eindrucks, eines Scheins, und im Fall von der Marquise de Villeparisis ist es noch nicht mal ein schöner.

Die Schilderung des Besuchs im Salon der alten Marquise spart nicht mit Grausamkeiten von ausgesuchter Perfidität. So hat Madame de Villeparisis Bloch eingeladen, dessen Erscheinungsbild dem des jüdischen Stereotyps entsprach. Juden einzuladen galt als schick, denn, so berichtet der Erzähler: „ein Israelit, der dort [in den Salons] seinen Einzug hält, als käme er aus der tiefsten Wüste, mit hyänenhaft gekrümmten Leib, schräggestelltem Kopf und unter unaufhörlichen ‚Salaams,‘ befriedigt vollkommen den Geschmack am Orientalischen.“³²² Der jüdische Gast ergänzte also gewissermaßen das exotische Ambiente, wie es im Zuge der um die Jahrhundertwende voranschreitenden Kolonialisierung in Mode kam, eine Mode, die sich ansonsten in einer Vorliebe für asiatische oder orientalische Möbel, Musik und bildende Kunst manifestierte. Eine differenzierte Auseinandersetzung, der Versuch ein Verständnis der fremden Kulturen zu entwickeln, ging mit dieser Mode allerdings nicht einher; wie das bei Mode immer der Fall ist, ging es nur um die Erscheinung, die irgendwie exotisch wirken sollte; um welches exotische Land genau es sich dabei handelte, spielte keine Rolle. So schreibt der Erzähler Marcel, der die Haltung der reichen Salonieren ironisch zuspitzt, dem jüdischen Gast einen exotischen Gruß zu, der kein jüdischer ist, die „unaufhörlichen Salaams.“

Die zentrale Bedeutung der Erscheinung, hinter der sich aber nichts, oder zumindest nichts Schönes bzw. Elegantes verbirgt, erweist sich, als die Gäste tatsächlich zusammentreffen. Im Zuge der Dreyfus-Affäre hatte sich nämlich – und das war der alten Marquise entgangen – der Geschmack geändert und Juden wurden nicht mehr gern in den Salons gesehen. Das

³²² Keller, *Guermantes*, 263.

Proust, *Guermantes*, 487/488: „[...] un Israélite faisant son entrée comme s’il sortait du fond du désert, le corps penché comme une hyena, la nuque obliquement incline et se répandant en grands ‚salams,‘ contente parfaitement un gout d’orientalisme.“

bemerkte Madame de Villeparisis am Verhalten ihrer Gäste Bloch gegenüber deutlich. Ihn galt es nun loszuwerden: „Sie [die Marquise] wollte also Bloch bedeuten, er brauche nicht wiederzukommen, und fand ohne Mühe im gesellschaftlichen Repertoire die Szene vor, wie eine große Dame jemandem die Tür weist, eine Szene, bei der es weder einen streng verweisende Finger noch die blitzeschleudernden Blicke gibt, die man sich sonst dabei vorzustellen pflegt.“³²³ Der Jude fungierte als Statist in dem gesellschaftlichen Theater, dessen Regie sich aber geändert hatte. Trotz des Faux Pas, in Zeiten der Dreyfus-Affäre einen Juden eingeladen zu haben, beherrschte die alte Marquise die Spielregeln bestens. Und da sie wusste, dass sich die Mode auch schnell wieder ändern konnte, gelang es ihr sogar, die Antisemiten unter ihren Gästen zufrieden zu stellen, ohne den jüdischen Gast ein für allemal zu verprellen:

Als Bloch zu ihr trat, um sich zu verabschieden, schien sie in den Tiefen ihres großen Lehnstuhls in einer Art von Halbschlaf zu ruhen. Ihre verschwimmenden Augen hatten nur den schwachen, reizvollen Schimmer, den eine Perle besitzt. Die Worte, mit denen sich Bloch empfahl, vermochten im Antlitz der Marquise eben ein schwebendes Lächeln zu entfachen, entlockten ihr jedoch kein Wort; sie reichte ihm auch nicht die Hand. Diese Szene setzte Blochs Verwunderung die Krone auf, da aber ein Kreis von Personen Zeuge davon war, war er der Meinung, sie könne, ohne ihm zu schaden, nicht wohl noch länger andauern, und um auf die Marquise einen Druck auszuüben, streckte er ihr die Hand, die sie nicht ergriffen hatte, selbst ostentativ entgegen. Madame de Villeparisis war entsetzt. Aber zweifellos wollte sie zwar dem Archivar sowie den ganzen dreyfusfeindlichen Clan zufriedenstellen, gleichzeitig aber auch für die Zukunft sich alle Möglichkeiten

³²³ Keller, Guermantes, 346.

Proust, Guermantes, 545: „Elle voulait donc signaler à Bloch qu’il eût à ne pas revenir et elle trouva tout naturellement dans son répertoire mondain la scène par laquelle une grande dame met quelqu’un à la porte de chez elle, scène qui ne comporte nullement le goigt levé et les yeux flambant que l’on se figure.”

offenhalten, und so begnügte sie sich damit, die Lider zu senken und die Augen halbgeschlossen zu halten.

„Ich glaube, sie schläft,“ sagte Bloch zu dem Archivar, der, da er sich durch das Verhalten der Marquise in dem seinen bestärkt fühlte, eitel Empörung schien. „Adieu, Madame,“ rief er laut.

Die Marquise machte mit den Lippen die ganz leichte Bewegung einer Sterbenden, die den Mund öffnen möchte, deren Blick jedoch nichts mehr erkennt. Dann wendete sie sich, überströmend von wiedergefundenem Leben, dem Marquis d'Argencourt zu, während Bloch sich mit der Überzeugung entfernte, sie sei bereits etwas „schwach im Kopf.“³²⁴

Zugehörig als Gast unter Gästen war Bloch von vornherein nicht, doch nachdem es aus der Mode gekommen war, Juden einzuladen, durfte er noch nicht einmal mehr als Statist fungieren.

Inzwischen nutzte die Marquise den Abbruch des Kontakts zugleich als Gelegenheit, ihre Raffinesse in diesem Spiel zu demonstrieren, sie inszenierte ihn regelrecht, wie die zahlreichen Theaterbegriffe des Erzählers auch auf der Ebene des Ausdrucks nahelegen. Madame de Villeparisis' abruptes Erwachen angesichts von Blochs Abgang war zur Schau gestellt und vermittelte den anderen Zuschauern unmissverständlich, dass ihr Halbschlaf als Beispiel ihrer

³²⁴ Keller, *Guermantes*, 347.

Proust, *Guermantes*, 545: „Comme Bloch s'approchait d'elle pour lui dire au revoir, enfoncée dans son grand fauteuil, elle parut à demi tirée d'une vague somnolence. Ses regards noyés n'eurent que la lueur faible et charmante d'une perle. Les adieux de Bloch, dépliant à peine dans la figure de la marquise un languissement sourire, ne lui arrachèrent pas une parole, et elle ne lui tendit pas la main. Cette scène mit Bloch au comble de l'étonnement, mais comme un cercle de personnes en était témoin alentour, il ne pensa pas qu'elle pût se prolonger sans inconvénient pour lui et, pour forcer la marquise, la main qu'on ne venait pas lui prendre, de lui-même il la tendit. Mme de Villeparisis fut choquée. Mais sans doute, tout en tenant à donner une satisfaction immédiate à l'archiviste et au clan antidreyfusard, voulait-elle pourtant ménager l'avenir, elle se contenta d'abaisser les paupières et de fermer à demi les yeux.“

„Je crois qu'elle dort,“ dit Bloch à l'archiviste qui, se sentant soutenu par la marquise, prit un air indigné. „Adieu, madame“ cria-t-il.

La marquise fit le léger mouvement de lèvres d'une mourante qui voudrait ouvrir la bouche, mais dont le regard ne reconnaît plus. Puis elle se tourna, débordante d'une vie retrouvée, vers le marquis d'Argencourt tandis que Bloch s'éloignait, persuadé qu'elle était „ramoillie.“

meisterhaften Schauspielkunst zu werten sei. Der Erzähler lässt das Lesepublikum wissen, dass dieser Vorfall Aufsehen erregte und noch lange den Gesprächsstoff in den Salons lieferte, was selbstverständlich ein von der Marquise mit einkalkulierter Effekt war. Das Interesse an und die Bewunderung für das Theater der großen Dame bildet nur eins von vielen Beispielen dessen, was sich in den Salons als Gesprächsstoff eignete. Größtenteils handelte es sich in den adeligen wie in den bürgerlichen letztlich um gesellschaftlichen Tratsch.

Dass die Gespräche in den Salons letztlich langweilig sind, illustriert eine Rezension von Grete Schüddekopf, „In den Salons des Pariser Adels“: „Man hat die Längen dieser Gesellschaftsschilderung seufzend und doch bewundernd getadelt -, aber wer mit einiger Geduld nur in sie eindringt, wird sehr bald von der erlesenen ‚finesse d’esprit‘ bezwungen sein, mit der diese endlosen Szenen der déjeuners, diners und soirées beschrieben sind, wird die Luft der ‚Guermantes‘ zwischen den Zeilen spüren.“³²⁵ Die zunächst schwer zu lesenden, ausführlichen Beschreibungen erlesener Malzeiten, die in deutscher Sprache ganz unspektakulär klingen würden, die langatmigen Gespräche erscheinen Schüddekopf letztendlich doch ihre Zeit wert zu sein. Nach der Überwindung der anfänglichen Schwierigkeiten wartet auf die Leserschaft die Welt des Pariser Adels, in die sie eintauchen können.

Wilhelm Westecker, der in Prousts Schilderungen ebenfalls so etwas wie „die Luft der Guermantes“ zu suchen schien, fand diese im Stil des Autors: „Das Bestechende an Proust ist nicht nur seine vitale Aufnahmekraft, nicht nur seine mit den feinsten Organen betätigte Analyse des Bewußten und Unbewußten, sondern die geschmeidige und elegante Form,“³²⁶ urteilte der Kritiker und verglich Proust mit anderen französischsprachigen Autoren der klassischen

³²⁵ Grete Schüddekopf, „In den Salons des Pariser Adels,“ *Hessische Nachrichten* (27. August 1955). DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

³²⁶ Wilhelm Westecker, „Das Epos des Individualismus,“ *Christ und Welt* (29. Juli 1954). DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

Moderne: „Sie ist in ihrer ebenso durchsichtigen wie komplizierten Klarheit dem Geist Valéry's wie Girodoux' verwandt, in ihrer weichen Geschmeidigkeit aber einzigartig. Proust verbindet den Wirklichkeitssinn der englischen Literatur mit der schmiegsamen Eleganz der französischen.“³²⁷ Westecker sah in Proust's Realismus und Eleganz zugleich englische und französische Stereotype bestätigt. Das Urteil der Geschmeidigkeit musste er noch ein drittes Mal wiederholen und auf Rechel-Mertens' Übersetzung ausdehnen: „Die Übersetzerin Eva Rechel-Mertens hat den manchmal recht komplizierten Stil Proust's in wunderbar geschmeidiges Deutsch übertragen.“³²⁸ Auf die Herausforderungen, die Proust's Roman für die Übersetzung darstellt, ging Westecker nicht weiter ein, so wie er sich überhaupt in seiner Rezension ausschließlich auf die Form konzentrierte.

Mit seinem Urteil über die vorliegende Übersetzung stand Westecker nicht allein. Mit ihrer Proust-Übersetzung habe Rechel-Mertens „eine klassische Leistung geschaffen“³²⁹ urteilte ein Kritiker, als ihr der Preis des Kritikerverbandes verliehen wurde. Die Bezeichnung „klassisch“ muss Rechel-Mertens gefallen haben. Schließlich hatte sie sich bewusst gegen eine ausgesprochen aktualisierende Übersetzungsweise und für dauerhafte Lesbarkeit entschieden. Rudolf Hartung griff im Urteil über Rechel-Mertens' Arbeit wieder auf das Lieblingswort der Rezensenten zurück: „Verglichen mit der früheren unzulänglichen Übersetzung wird erst jetzt die Sicherheit und Eleganz der Proust'schen Diktion sichtbar.“³³⁰ Werner Schmid machte allerdings darauf aufmerksam, dass die Erfahrung der Eleganz etwas Mühe koste: „Man muß mit ihr [Rechel-Mertens' Übersetzung] vertraut werden, muß sich geduldig in sie einlesen und wird

³²⁷ Westecker, Epos.

³²⁸ Ebd.

³²⁹ „Heidelberger Übersetzerin geehrt: Eva Rechel-Mertens erhielt den Literaturpreis des Kritikerverbandes,“ 14./15. September 1957. DLA, A: Rechel-Mertens. Kasten 225, Mappe 9.

³³⁰ Rudolf Hartung, „Marcel Proust erscheint wieder in Deutschland,“ *Süddeutsche Zeitung* (7. November, 1953). DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

dann bald staunen über ihre Schönheit und Eleganz.“³³¹ Ähnlich formulierte es auch der *Weser Kurier*: „Die Übersetzung Eva Rechel-Mertens’ läßt auch in diesem Bande die Feinheit und Grazie, die psychologische Gewichtigkeit und die thematische Kunst des Proustischen Stils rein zur Geltung kommen, [...]“³³² Prousts Roman und Rechel-Mertens’ Übersetzung, so legen die vorliegenden Reaktionen nahe, scheinen einem starken, weit verbreiteten Bedürfnis nach Eleganz, kultiviertem Schein und Schönheit entgegengekommen zu sein. Im Alltag der Leserschaft dürften allein die materiellen Kriegsschäden noch allgegenwärtig gewesen sein, von allen anderen Folgen ganz zu schweigen. Das Bild einer vom Untergang gezeichneten, aber doch noch funktionierenden Gesellschaft muss in dieser Situation sehr anziehend gewesen sein. In beiden Texten, in Prousts Roman und in Rechel-Mertens’ Übersetzung wird diese Welt wieder lebendig. In Rechel-Mertens’ Text sind es unter anderem die französischsprachigen Einsprengsel, die das Potential haben, einen Eindruck von Eleganz zu erzeugen. Denn schon die französische Sprache selbst ist in einem ansonsten deutschsprachigen Kontext mit der eleganten Welt konnotiert.

Was sich hinter dem schönen Schein verbarg, war in den Proust-Lektüren des Fünfziger-Jahre-Feuilletons weniger von Interesse. Selbstverständlich verbietet allein der Umfang eines Beitrags im Feuilleton oder einer Ankündigung, sich in ausgefeilten Interpretationen oder Erörterungen sprachphilosophischer Fragen zu ergehen. Dennoch bleibt die starke Fokussierung – weniger von Prousts Gesellschafts- als vielmehr Luxusbeschreibungen, von Fragen der Form und des Auftretens sowie des Stils, auffällig. Die vergleichsweise geringe Aufmerksamkeit, die

³³¹ Werner Schmid, „Begegnung mit Marcel Proust,“ *Freies Volk: Wochenzeitung für das Schweizervolk* (5. Februar 1954). DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

³³² *Weser Kurier*, „Marcel Proust: *Die Welt der Guermantes*,“ 28. Juni 1955. DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

den Bänden vier bis sieben entgegengebracht wurde, untermauert den Eindruck, dass das Lesepublikum der fünfziger Jahre in der *Recherche* Schönheit und Eleganz suchte.

Band vier, *Sodom et Gomorrhe*, ist der letzte, den Proust selbst fertigstellte, und der letzte, der in seinem Gesamtcharakter fertig wirkt. In seiner durchkomponierten Form hatte er durchaus das Potential, dem Bedürfnis nach Schönheit und Eleganz entgegenzukommen. Stärker noch als in den vorangehenden Bänden, in denen allerdings auch schon das Thema der Prostitution berührt wird, wendet sich der Erzähler in Band vier Themen zu, die in den prüden fünfziger Jahren anstößig wirken mussten.

Eingeleitet wird der Band durch die homosexuelle Begegnung des Baron de Charlus mit dem Westenmacher Jupien, die der Erzähler Marcel rein zufällig bezeugt. Ebenfalls rein zufällig gerät er immer wieder in Bordelle, in Band sieben sogar in ein Männerbordell, in dem Kokain konsumiert wird und Baron de Charlus sich von einem jungen Mann auspeitschen lässt. Wie es der Zufall will, entgeht dem Erzähler auch nicht, dass sein Freund Saint-Loup dieses Etablissement ebenfalls frequentiert. Der Erzähler, der eigentlich nur einen Cassis hatte bestellen wollen, bleibt indessen unentdeckt hinter seinem Türspion, hinter den ihn – daran lässt er keinen Zweifel – nicht der Zufall, sondern die Neugier getrieben hatte.

Der britische Kritiker Arthur Bingham Walkley, der ab 1919 in der *Times Literary Supplement* Band eins bis drei der *Recherche* mit Begeisterung besprochen hatte, nannte Prousts Baron de Charlus ohne jede Koketterie „eine der unanständigsten Figuren, die je von einem Romancier erfunden wurden.“³³³ Im deutschsprachigen Feuilleton reagierte man fast gar nicht auf Band vier oder beschränkte sich auf bloße Ankündigungen. Die wenigen, die den Band besprachen, berührten die Themen der Homosexualität und der Prostitution nur flüchtig und

³³³ Zitiert in Keller, Encyklopädie, 707.

gingen in ihren Kommentaren schnell zu Fragen der Form und des Stils über. Der *Weser Kurier* beschränkte sich darauf, das Thema des vierten Bandes zu benennen, um dann gleich Prousts Schreibweise zu kommentieren: „Vor allem erstaunt die Delikatesse, die Zurückhaltung in der Schilderung (bei großer Überzeugungskraft); man sucht unter denen, die sich heute auf Proust berufen, vergeblich nach einem so takt- und maßvollen Erzähler.“³³⁴ Selbst bei einem so „heiklen Thema, nämlich der männlichen und weiblichen Inversion“³³⁵ bewährt sich also die Form, die der Autor wählte.

Der Eindruck des takt- und maßvollen Erzählens mag aus der kühl beobachtenden Haltung des Erzählers resultieren. An die Schilderung homosexueller Begegnungen knüpfen sich immer wieder Analysen der Situation von Homosexuellen, die mit der von Juden verglichen wird. Beide bezeichnet der Erzähler als geächtete oder von Ächtung bedrohte „Rassen“³³⁶ und geht der Frage nach, wie sich die Betroffenen dieser Situation der Ächtung und, im Fall der Homosexuellen, strafrechtlichen Verfolgung verhalten, wie sie ihr Interesse aneinander signalisieren, wie und wo sie sich treffen, wie sie ihre Homosexualität oder ihr Judentum zu verbergen oder zu unterdrücken suchen. Solche zwischengeschalteten Reflexionen wirken distanzierend versachlichend. Darauf hob auch Thilo Koch ab, dessen Kommentar 1955 im *Hessischen Rundfunk* ausgestrahlt wurde: „Das Hauptthema ist hier die Sonderbarkeit, die Verkehrtheit menschlicher Liebesbeziehungen. Heute packt die Literatur dergleichen derb und lustvoll an. Proust ist in aller Genauigkeit zurückhaltend, delikate – Beziehungen, auch Liebesbeziehungen sind ihm nie Selbstzweck oder Mittel, um Effekt zu machen; er will

³³⁴ *Weser Kurier*, „Proust IV,“ 26. November 1955. DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

³³⁵ Ebd.

³³⁶ Keller, *Encyklopädie*, 718.

erkennen, was da wirklich ist.“³³⁷ Auch Koch kam die distanziert-beobachtende Haltung des Erzählers entgegen, die, wie er zurecht bemerkte, darauf zielt, den menschlichen Beziehungen auf den Grund zu gehen.

Die Themen in Band vier stellten allerdings nicht nur für die Leser, sondern auch für den Verlag und die Übersetzerin eine Herausforderung dar. Auch in dieser Hinsicht zeigt sich, wie die Ausgangslage der Übersetzerin der von vielen Leserinnen und Lesern gleich und ihre Interessenlage der des Lesepublikums entgegenkam. Nachdem Peter Suhrkamp die Übersetzung der ersten Passagen von Band vier überprüft hatte, ahnte er, dass *Sodom et Gomorrhe* besonders schwer zu übersetzen sein würde und er riet Rechel-Mertens am 20. Juni 1955, bei diesem Band besonders auf ihre vom Verlag bezahlte Hilfskraft, Robert Jauß, zurückzugreifen. Außerdem unterbreitete er der Übersetzerin einen Vorschlag: „Gerade bei diesem Band wird die Zusammenarbeit mit Herrn Dr. Jauß für Sie sehr wichtig sein. [...]. Unter Umständen wird es noch notwendig sein, zu den heiklen Partien, die Homosexuellen betreffenden Partien, jemanden aus dieser Gesellschaft zuzuziehen. Daran werden Sie aber selbst schon gedacht haben.“³³⁸ Prousts Beobachtungen homosexueller Begegnungen schließen insbesondere Analysen der Kommunikation mit ein, deren Doppelbödigkeit Schutz vor der strafrechtlichen Verfolgung bot und zugleich die Möglichkeit einer heimlichen Verständigung. Die Aussagen in dieser Form der Verständigung müssen so formuliert sein, dass sie sich leicht uminterpretieren lassen, wenn z.B. ein begehrlisches Interesse nicht erwidert wird.

Rechel-Mertens räumte ein, dass sie tatsächlich an ihre Grenzen stoße:

³³⁷ Thilo Koch, „Marcel Proust ‚Auf der Suche nach der verlorenen Zeit,‘ Band III, ‚Die Welt der Guermantes,‘“ (Radiovortrag), *Hessischer Rundfunk*, 4. Dezember 1955. DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

³³⁸ Peter Suhrkamp an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt/M., den 20. Juni 1955.

Was die Partien über die Homosexuellen betrifft, so habe ich an sich mein Bestes getan. [...] Bei gewissen derberen Intimitäten ist es natürlich schwierig, ganz den richtigen Ton zu treffen. Jemanden ‚aus dieser Gesellschaft selbst hinzuzuziehen‘ fällt mir vor allem in Heidelberg schwer. Es gibt in einer solchen Stadt kein deklariertes ‚Milieu‘ dieser Art. Sollte in Frankfurt der Kontakt leichter sein, so wäre ich vor allem den Herren Ihres Verlages für jeden Korrekturvorschlag sehr dankbar, vielleicht kommen Sie leichter dazu. Herr Dr. J. kann mir offenbar auch gar nicht helfen.³³⁹

War Rechel-Mertens mit der eleganten Welt vertraut, so wirkte das Milieu der Homosexuellen umso befremdender auf sie und ihr Umfeld im Verlag, so dass die Übersetzung der entsprechenden Passagen ihr, ihrem Mitarbeiter und Peter Suhrkamp Unsicherheit bereiteten.

Die Bände fünf bis sieben wurden im Feuilleton fast gar nicht besprochen. In diesen Bänden spielt die elegante Welt bestenfalls eine marginale Rolle. Stattdessen rückt ins Zentrum des Interesses die Eifersucht des Erzählers Marcel und seine Befürchtung, dass seine Freundin Albertine lesbische Beziehungen unterhalten könnte, ein Verdacht, der sich bestätigt. Nach ihrer Flucht folgt eine Reihe von Enthüllungen lesbischer Begegnungen Albertines. Diese Begegnungen bezeugt der Erzähler allerdings nie selbst; ihm wird nur davon erzählt. Ab Band sechs wird die Sphäre des Adels durch früher undenkbbare Heiraten und gegenseitige Besuche immer stärker verbürgerlicht, wobei in Band sieben der Erste Weltkrieg das Hintergrundgeschehen abgibt.

Die letzten drei Bände kamen dem Formbedürfnis des Lesepublikums nicht so entgegen wie die ersten drei. Band fünf, *La Prisonnière*, hatte Proust noch zu Lebzeiten durchgesehen, aber nicht korrigiert. Das übernahmen sein Bruder Robert Proust und der Dichter Jacques

³³⁹ Eva Rechel-Mertens an Peter Suhrkamp. Heidelberg, den 27. Juni 1955.

Rivière, wobei unklar ist, wie weit sie bei ihren Eingriffen gingen. Luzius Keller bemerkt in seiner 2009 erschienenen *Marcel Proust Enzyklopädie*, dass die beiden „Unstimmigkeiten bereinigten.“³⁴⁰ In Band sechs, *La Prisonnière*, beinhalteten die Unstimmigkeiten auch sachliche Fehler, von denen Rechel-Mertens am 16. Januar 1957 an Suhrkamp schrieb: „Albertine soll abwechselnd in die Touraine und nach Nizza entflohen sein. Pléiade hat das nicht retuschiert.“³⁴¹ Die Unstimmigkeit ist wohl darauf zurückzuführen, dass Proust für Albertine ein Modell hatte, Alfred Agostinelli, den er als Chauffeur im Urlaub kennen gelernt und schließlich als seinen Sekretär mit nach Paris genommen hatte. Agostinelli verließ den Haushalt Prousts aber fluchtartig Richtung Nizza und kam am 30. Mai 1914 vor der Küste bei Antibes bei einem Flugunfall ums Leben.

Die Albertine-Episoden entstanden im Zuge dieser Ereignisse; ihr Name taucht in den Notizen erstmals 1913 auf. Bei der Ausgestaltung der Flucht von Albertine hatte sich scheinbar Agostinellis Geschichte wieder eingeschlichen. Rechel-Mertens verlegte die Flucht in ihrer Übersetzung ausschließlich in die Touraine, da Albertine nicht an zwei Orte gleichzeitig geflüchtet sein konnte: „Ich selbst möchte aber bei unserer deutschen Ausgabe immer in erster Linie den Blickpunkt des Lesers wahren, da ich meine, der Proust-Exeget müsse doch immer auf das Original zurückgreifen.“³⁴² Rechel-Mertens verwies Suhrkamp noch einmal auf die Entscheidung für eine Leseausgabe, für die eine gute Lesbarkeit maßgeblich war.

Ähnlich hatten es wohl auch Robert Proust und Jacques Rivière gesehen. Nathalie Mauriac Dyer und Étienne Wolff lösten laut Keller 1987 eine editorische Erschütterung aus, als sie 1987 eine neue Proust-Ausgabe besorgten, aus der hervorging, dass „mit Prousts letzten

³⁴⁰ Keller, *Enzyklopädie*, 313.

³⁴¹ Rechel-Mertens an Peter Suhrkamp. Heidelberg, den 16. Januar 1957.

³⁴² Ebd.

Korrekturen das ganze Ende des Werks aus den Fugen geraten ist.“³⁴³ Schon in seiner von Robert Proust redigierten Form ist der Band äußerst heterogen, er enthält, wie Keller zusammenfasst, „überraschende Enthüllungen über Albertine und Saint-Loup, über die weite Verbreitung von Homosexualität, erstaunliche Rückkehr der Mutter ins Zentrum der Handlung, Vereinigung der beiden Gegenden von Combray.“³⁴⁴ Doch gab es außer dem Manuskript, das der Ausgabe Robert Prousts zugrundelag, noch ein anderes, in dem der Text auf zwei Drittel zusammengestrichen wurde. Der Status dieses Manuskripts ist unklar. Unklar ist auch der Status einiger Episoden und Fragmente, die Proust in Notizbüchern festgehalten hat. Wohlmöglich wollte er sie noch in die *Recherche* einarbeiten. Vielleicht sind sie für den einen oder anderen abrupten Themenwechsel in den letzten Bänden verantwortlich. Die thematische Heterogenität der letzten Bände deckt sich also mit ihrer unfertigen Formgebung, die auch in den von Robert Proust verantworteten Bänden und in Rechel-Mertens' Übersetzung bemerkbar bleibt.

Die Bände vier bis sieben eigneten sich weder inhaltlich noch formal als Projektionsfläche für die Wünsche des Lesepublikums von Rechel-Mertens und Proust. In ihrer unfertigen Form, den Themen der Homosexualität, Prostitution und der Verstrickungen zwischen den Geschlechtern konnten diese Bände das Bedürfnis nach Eleganz und Formvollendung nicht erfüllen. In den ersten drei Bänden, in denen der Erzähler von seiner Kindheit im schönen ländlichen Combray, den Wochen im Strandbad Balbec und schließlich den ersten Besuchen in den Salons der Adligen und reichen Bürger erzählt, zeichnet sich eher das Bild einer noch intakten Gesellschaft.

³⁴³ Keller, Enzyklopädie, 283.

³⁴⁴ Ebd., 283.

RECHEL-MERTENS' VERLAGSINTERNE KRITIKER

Trotz der Hoffnungen, die sich an Rechel-Mertens' Übersetzung knüpften, trotz der Schönheit und Eleganz, die die Mehrheit der Proustleserinnen und -leser in der *Recherche* sowie in Rechel-Mertens' Übersetzung suchten und fanden, blieb diese nicht ohne Widerspruch. Ihre schärfsten Kritiker sollte sie in Wolfgang Hirsch, Rudolf Schottlaender und Walter Boehlich finden. Alle drei waren oder traten mit Rechel-Mertens und dem Suhrkamp Verlag in Kontakt und suchten die Auseinandersetzung. In Rechel-Mertens' Verteidigung ihrer Arbeit lässt sich besonders gut zeigen, wie sich ihr europäisches Selbstverständnis sowie ihre Ausbildung bei Curtius unmittelbar auf ihre Übersetzungsweise auswirkten. Das Ergebnis, ein Text, der Proust zwar übersetzt, aber doch Distanz zum deutschen Kontext hält, kam tatsächlich den oben skizzierten Erwartungen insbesondere des deutschen Lesepublikums entgegen.

Wolfgang Hirsch, Rudolf Schottlaender und Walter Boehlich trugen einen anderen Erfahrungshorizont als Rechel-Mertens und Suhrkamp an Proust heran. Alle drei waren im nationalsozialistischen Deutschland Außenseiter, wenn nicht Verfolgte gewesen. Sich im Nachkriegsdeutschland niederzulassen, fiel ihnen in unterschiedlich hohem Maß schwer. Sie, die ohnehin eine gewisse Distanz zum deutschen Kontext hatten, so ließe sich argumentieren, stießen sich an Rechel-Mertens' glättender Übersetzungsweise. Im Gegensatz dazu betonten, insistierten sie stärker auf die Sichtbarmachung von Brüchen.

Rudolf Schottlaender

Der am 5. August 1900 geborene Schottlaender gehört zwar der Generation von Suhrkamp und Rechel-Mertens an, bewegte sich in den zwanziger Jahren aber in einem links-intellektuellen Umfeld, dem er, wenn auch kein Marxist, sicher näherstand als Rechel-Mertens und auch als

Suhrkamp. Wie Schottlaender in seinen Lebenserinnerungen schreibt, überlebte er im Schutz einer sogenannten „Mischehe“ und mit sehr viel Glück im nationalsozialistischen Deutschland, war aber dennoch in einer lebensbedrohlichen Situation.³⁴⁵ Auf dieser Grundlage wurde er 1950, auch das beschreibt Schottlaender in seinen Lebenserinnerungen, in der Bundesrepublik als „politisch-rassisch-Verfolgter“³⁴⁶ anerkannt und mit 10.000 DM entschädigt.

Schottlaender, dem, wie schon der Titel seiner Lebenserinnerungen, *Trotz Allem ein Deutscher: Mein Lebensweg seit Jahrhundertbeginn* zeigt, die Situation der Teilung Deutschlands unerträglich war, suchte als Professor in Dresden und später an der Humboldt Universität sowie auch als Gymnasiallehrer in Westberlin immer wieder zwischen den beiden deutschen Staaten zu vermitteln, blieb etwa von Westberlin aus mit Johannes R. Becher im Gespräch und nahm von Dresden und Ostberlin aus an verschiedenen Kongressen im Westen teil, schrieb einen offenen Brief an Theodor Heuss und gründete zusammen mit dem Journalisten Manfred Röhling die *Zeitung für Weltweite Verständigung*.³⁴⁷ Er eckte mit seinen Bemühungen in der DDR wie in der BRD an, was zu einem Umzug von Westberlin nach Dresden, von Dresden nach Westberlin und schließlich nach Ostberlin führte.³⁴⁸ Wie er in dem letzten Kapitel seiner Lebenserinnerungen, „In der DDR nur halbwillkommen“ beschreibt, konnte er auch dort nur bedingt, als Altphilologe, Fuß fassen, während er sich als Philosoph vor ideologische Hindernisse gestellt sah.³⁴⁹

Veranlasst durch die Lektüre von *In Swanns Welt* stellte Schottlaender eine Liste mit Bemerkungen zusammen, die sich ausschließlich auf den ersten Band bezog. Die Vorschläge zu

³⁴⁵ Rudolf Schottlaender, *Trotz allem ein Deutscher: Mein Lebensweg seit Jahrhundertbeginn* (Freiburg/Br.: Herder, 1986), 38-51.

³⁴⁶ Ebd., 72.

³⁴⁷ Ebd., 52-87.

³⁴⁸ Ebd.

³⁴⁹ Ebd., 88-126.

alternativen Übersetzungslösungen stammten aus seiner eigenen Übersetzung. Den konkreten Vorschlägen schickte Schottlaender noch einmal seine prinzipiellen Überlegungen über die Herausforderungen und Erfordernisse einer modernen Proust-Übersetzung voraus:

Da es sich um eine Gesamtausgabe handelt, sind am gefährlichsten für die Treue der Leserschaft zum Werk – und insofern auch für den Absatz – die Ermüdungserscheinungen aufseiten des Lesers. Sie entstehen nicht so sehr durch Anstöße, Unbestimmtheiten, Rätselhaftes, wovon ja diese Übersetzung in der erfreulichsten Weise freizubleiben scheint, als vielmehr durch eine leichte – im einzelnen fast unmerkliche, aber oft wiederkehrende – Blässe, Schwerfälligkeit, Arrythmie, die den Reiz, die Plastizität, die Kühnheit, vor allem die Paradoxien und die Symmetrien des Originals nicht voll hindurchwirken lässt. Darauf zu achten ist umso wichtiger, als gerade diese Eigenschaften der Proustischen Prosa den nötigen Ausgleich zustandebringen, ohne den das vom oberflächlichen Betrachter übermäßig bemerkte „Anstrengende“ die Qualität des Angenehmseins verlieren kann.³⁵⁰

Als größte Herausforderung für die Gesamtausgabe sah Schottlaender den Umfang der *Recherche* und die von ihm als „anstrengend“ bezeichneten Passagen. Beispiele für solche Passagen führt Schottlaender nicht an. Schottlaenders Beobachtung der Blässe widerspricht dabei letztlich nicht Rechel-Mertens' Einschätzung ihres Textes, nur der Bewertung. Sie entspricht wohl dem Eindruck, den andere als „klassisch“³⁵¹ beschrieben oder Mälzer sehr viel später als „zeitlos.“³⁵² Ohne Schottlaenders Bemerkungen zu kennen, beurteilte Barbara Kleiner Rechel-Mertens' Übersetzung als „zu abstrakt,“³⁵³ ja sogar als „bürokratisch“³⁵⁴ oder

³⁵⁰ Schottlaender, Bemerkungen.

³⁵¹ Heidelberger Übersetzerin.

³⁵² Mälzer, 141.

³⁵³ Kleiner, 177.

„langweilig.“³⁵⁵ Diesen Einschätzungen liegt wohl Rechel-Mertens' Entscheidung für eine Orientierung am Schriftsprachlichen und gegen eine aktualisierende Übersetzungsweise zugrunde. Kleiner führt außerdem überzeugende Beispiele von Rechel-Mertens' Gebrauch von Nominalisierungen und Fremdwörtern nicht nur französischen Ursprungs, sondern aus dem Lateinischen an, die eine distanzierende Wirkung entfalten.

Schottlaender wendete sich mit seinen Bemerkungen an Theodor W. Adorno. Warum ihm Adorno als der geeignete Gesprächspartner erschien, woher die beiden einander kannten und wie sie zueinander standen, ist nicht nachweisbar. Jedenfalls war Peter Suhrkamp an Adornos Rat gelegen. Seine *Minima Moralia* waren 1951 bei Suhrkamp erschienen. Stefan Müller-Doohm, dessen Adorno-Biographie ebenfalls im Suhrkamp Verlag erschien, wertet die *Minima Moralia* als einen publizistischen Erfolg, der zu Adornos Berufung als Professor für Philosophie und Soziologie an die Universität Frankfurt und seiner Rückkehr aus dem Exil in New York beitrug.³⁵⁶ U.a. diesem Erfolg schreibt Müller-Doohm den wachsenden Einfluss von Adorno im Suhrkamp Verlag zu: „Aufgrund des publizistischen Erfolgs der *Minima Moralia* gewann Adorno mit der Zeit einen gewissen Einfluß auf Peter Suhrkamp und Friedrich Podszus, bei denen er sich für die Erstveröffentlichung von Benjamins *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert* sowie den Plan einer zweibändigen Ausgabe ausgewählter Schriften desselben Autors einsetzte; [...]“³⁵⁷ Müller-Doohm führt noch weitere Beispiele für Adornos Einflussnahme an; seinen Anregungen folgte der Verlag tatsächlich ebenso oft wie anderen erfolgreichen Verlagsautoren. Adorno versuchte seinen Einfluss auch für Schottlaender geltend zu machen, obwohl er dessen Übersetzungsansatz nicht in allen Punkten begrüßte.

³⁵⁴ Kleiner, 144.

³⁵⁵ Ebd., 134.

³⁵⁶ Stefan Müller-Doohm, *Adorno: Eine Biographie* (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2003), 934.

³⁵⁷ Ebd., 517.

Anders als Schottlaender glaubte Adorno zum Beispiel, dass die Herausforderung, die die Proust-Lektüre für das französischsprachige Lesepublikum darstelle, auch in der deutschsprachigen Übersetzung vollständig als solche bestehen bleiben müsse. In einem Brief vom 4. Januar 1954 erklärte er: „Ich glaube nicht, daß bei der Proustübersetzung auf die Ermüdung des Lesers Rücksicht genommen werden darf. Dieses Werk ist dem Leser gegenüber ähnlich hermetisch wie Kafka, und jede Rücksicht auf die Rezeption läuft der Sache zuwider.“³⁵⁸ Ähnlich wie Benjamin sah Adorno in Prousts Roman wohl vor allem ein sprachkritisches Projekt, in dem Proust versucht, ursprüngliche Bedeutungen offenbar werden zu lassen, die sonst durch das zweckmäßige Sprechen und die kommunikative Funktion von Sprache verdeckt würden. Einer solchen Interpretation musste eine Übersetzungsweise, die auf Lesewirkung und Verständniserleichterung abhebt, zuwider laufen. Mit Curtius' Kritik an Schottlaenders Übersetzung war Adorno jedoch auch nicht einverstanden: „Ich teile Ihre Ansicht, daß Ihnen in der Sache des deutschen Proust bitter Unrecht widerfahren ist [...]“³⁵⁹; Adorno monierte die Unsachlichkeit, mit der Schottlaenders Arbeit besprochen wurde und vermutete, daß hinter den Angriffen auf Ihre Übersetzung ganz andere, wahrscheinlich höchst unbewußte Motive stehen. Sonst wären nicht Leute in Harnisch gekommen, wenn Sie ein Wort falsch übersetzt hatten, die kaum dieses Wort gekannt und sicher keinen Satz von Proust verstanden haben. [...] Es wäre wirklich der Mühe wert, einmal diesem Mechanismus nachzugehen und auch der sonderbaren Überwertigkeit, die solche Dinge im öffentlichen Bewußtsein annehmen.³⁶⁰

³⁵⁸ Theodor W. Adorno an Rudolf Schottlaender. Frankfurt/M., den 4. Januar 1954. Staatsbibliothek zu Berlin, Nachlass 359 (Rudolf Schottlaender), Mappe 551 (Theodor W. Adorno).

³⁵⁹ Ebd.

³⁶⁰ Ebd.

Welche unbewussten Motive die heftigen Reaktionen der Kritiker provoziert haben sollen, führt Adorno nicht weiter aus. Dass Schottlaender sich nach so langer Zeit noch an ihn wendete, Adorno ihm insgesamt drei Briefe in der Angelegenheit schrieb und Schottlaenders Kritiker, Gleiches mit Gleichem quittierend, pauschal als inkompetente Dilettanten verurteilte, lässt allerdings auch auf Adornos und Schottlaenders Seite auf starke persönliche Betroffenheit schließen. Adornos Brief mündete in dem Vorschlag, dass Schottlaender an der gerade im Suhrkamp Verlag entstehenden Gesamtausgabe beteiligt werden solle: „Ich finde es nicht nur schön und fruchtbar, sondern auch eine Art Wiedergutmachung, wenn Sie an dem neuen Proust beteiligt würden.“³⁶¹ Schottlaenders Beteiligung würde, wie Adorno meinte, nicht nur der Sache dienen, sondern auch das Unrecht begleichen, das seiner Meinung nach Schottlaender widerfahren war.

Die andauernden und heftigen Reaktionen im Zusammenhang mit Schottlaenders Proust-Übersetzung sind mit deren gerechter oder ungerechter Beurteilung allein nicht zu erklären. Wie sich in dieser Debatte bereits andeutet, geriet die Übersetzung der *Recherche* unter Vermengung sachlicher, persönlicher und gesellschaftlicher Motive anscheinend von Anfang zum Katalysator der jeweils aktuellen politischen Konflikte.

Walter Boehlich

Die nächste Kritik, mit der Rechel-Mertens sich auseinanderzusetzen hatte, war die von Walter Boehlich. Boehlichs Kritik fiel scharf aus, obwohl er Rechel-Mertens' grundsätzliche Herangehensweise schätzte. Das Leben des am 16. September 1921 in Breslau geborenen Walter Boehlich verlief weit weniger gradlinig als das der anderen Akteure im Streit um die Proust-

³⁶¹ Theodor W. Adorno an Rudolf Schottlaender. Frankfurt/M., den 4. Januar 1954.

Übersetzung und seine politische Position veränderte sich je nach Kontexten und Lebensstadien. Im Krieg gehörte er weder zu den Verfolgten noch zu den Verfolgern. Die Familie des Vaters Ernst Boehlich beschreibt Boehlichs Zwillingsbruder Wolf Boehlich in seinen Lebenserinnerungen als eine von „stramme[n] Deutschnationale[n] und Antisemiten.“³⁶² Das hielt Ernst Boehlich aber nicht davon ab, 1919 die Ehe mit der getauften Jüdin Edith Jansen einzugehen, der Mutter von Wolf und Walter Boehlich. Diese Ehe wurde von Ernst Boehlichs Familie nicht begrüßt. 1938 ließen sich Boehlichs Eltern scheiden.

Ernst Boehlich promovierte 1913 mit einer Arbeit über *Goethes Propyläen* bei dem Germanisten Max Koch. Auch als Koch in der Weimarer Republik für die DNVP und den Stahlhelm Propaganda betrieb, blieb Ernst Boehlich seinem Lehrer in Freundschaft verbunden. Walter Boehlich meldete sich am 4. November 1939 freiwillig zum Wehrdienst und nahm 1940 am Westfeldzug gegen Holland, Belgien und Frankreich teil. Am 17. November 1940 wurde er jedoch als Sohn einer getauften Jüdin aus dem aktiven Wehrdienst entlassen. Selbst nicht unmittelbar von Deportation bedroht, erlebte er nach der Scheidung der Eltern die Deportation der Mutter nach Theresienstadt, die dort den Krieg überlebte. Die Großmutter hatte sich einen Tag vor dem angekündigten Deportationstermin das Leben genommen. Boehlich konnte als sogenannter „Halbjuden“ kein reguläres Studium aufnehmen, wie es sein Wunsch war. Zunächst durfte er noch als Gasthörer an Seminaren an der Universität Breslau teilzunehmen, doch verlor er auch den Gasthörer-Status. Der Literaturhistoriker Paul Merker gestattete Boehlich, weiterhin inoffiziell seine Seminare zu besuchen, und Boehlich machte Gebrauch von dieser Möglichkeit.

Nach Kriegsende kam Boehlich bei Verwandten in Hamburg unter. Dort schrieb er sich für die Fächer Germanistik und Kunstgeschichte ein. Obwohl er ungeachtet der

³⁶² Wolf Boehlich, „Lebenserinnerungen,“ zitiert nach Christoph Kapp, „... und die Tore entthronte ich mit den Jahren‘: Walter Boehlichs frühe Jahre – eine biographische Skizze,“ in *Walter Boehlich: Kritiker*, hrsg. Helmut Peitsch und Helen Thein (Berlin: Akademie Verlag, 2011), 20.

entbehrungsreichen Studienbedingungen zunächst gern bei Herbert von Einem und Ulrich Pretzel studierte, blieb das Studium auf Dauer unbefriedigend. 1947 begab sich Boehlich auf eine Reise durch Deutschland, „nach Bonn und Frankfurt und Göttingen, nach Halle, Leipzig und Jena und wohin sonst noch, um mich umzusehen.“³⁶³ In Bonn begegnete er Curtius, und wie einst für Rechel-Mertens sollte diese Begegnung eine von entscheidender Bedeutung werden. Als er 1996 in die Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung gewählt wurde und in einer kurzen Ansprache auf seinen Lebensweg einging, beschrieb Boehlich die Erfahrung, bei Curtius lernen zu dürfen, als einen der zwei Glücksfälle in seinem Leben:

Zu meinem Leben und Werdegang ist wenig zu sagen, höchstens, daß ich zweimal Glück gehabt habe. Das erste Mal in den zwölf Jahren, die ich an Universitäten verbracht habe, als ich den Lehrer fand, von dem nicht einmal zu träumen ich gewagt hätte und bei dem ich nach vielen Jahren in der eher ariden und völkisch gewordenen Germanistik eine Ahnung davon erworben habe, daß Literatur nichts primär Nationales ist, sondern ein zusammenhängendes, durch geschichtliche Bedingungen und persönliche Wahl strukturiertes Teilganzes, wo das Ganze eine Fiktion und niemandem zugänglich wäre.³⁶⁴

Ähnlich wie schon Rechel-Mertens nach dem Ersten Weltkrieg fand Boehlich in Curtius nach dem Zweiten Weltkrieg den Lehrer, der die internationale Verflochtenheit der einzelnen Nationalliteraturen in den Blick rückte und die wechselseitige Abhängigkeit verdeutlichte. Was Boehlich und Rechel-Mertens an Curtius faszinierte, war das gleiche, aber die Ursachen für die Faszination waren verschieden. Rechel-Mertens kam Curtius' Forschung ihren bereits vorhandenen Interessen entgegen und entsprach ihrem Herkommen. Für Boehlich war Curtius'

³⁶³ Walter Boehlich an Helmut Heißenbüttel vom 27. September 1981. Familienarchiv Boehlich, Mappe Walter Boehlich. Zitiert in Kapp, 31.

³⁶⁴ Walter Boehlich, „Walter Boehlich“ (Ansprache vor der Akademie für Sprache und Dichtung, 1996), in Peitsch, Antwort, 65.

Forschungsansatz vollkommen neu. Was er bei dem großen Romanisten in Bonn lernte, stand geradezu im Gegensatz zu den Autoritäten seiner Kindheit und Jugend. Die Faszination war beiderseitig. Curtius gewann den 26-jährigen Boehlich 1947 sofort als seinen Assistenten und beauftragte ihn mit der Erstellung des Registers für *Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter*.

Wie bereits seiner Schülerin Rechel-Mertens öffnete Curtius auch Boehlich die Türen u. a. zum *Merkur*. Im Oktober 1947 war in der Schweiz Thomas Manns *Doktor Faustus* erschienen und der *Merkur* fragte bei Curtius an, ob er den Roman besprechen könne. Der begeisterte Proust-Leser hielt diesen Roman jedoch für zu lang. Am 20. Januar 1948 schrieb er an Hans Paeschke: „Hauptregel für Redakteure: alles streichen, was der Autor hätte streichen sollen. Manche Autoren lernen das nie. Zu diesen gehört Th. Mann, wie schon p. 1 des neuen Buches verrät.“³⁶⁵ Den Begriff „Redakteur“ scheint Curtius in diesem Brief auf das Lektorat angewendet zu haben, das den Roman nicht zu seiner, Curtius, Zufriedenheit für die Publikation vorbereitet habe. Trotz seiner Beanstandung stellte er den gewünschten Beitrag in Aussicht, bevor er am 6. April aufgrund anderer Verpflichtungen absagte, aber einen Vorschlag machte: „Es trifft sich gut, daß ich Ihnen beiliegenden Ersatz bieten kann. Der Vf. ist ein intelligenter Hamburger Student.“³⁶⁶ Curtius legte einen Thomas-Mann-Essay von Walter Boehlich bei. Auf Paeschkes und Moras' Anfrage, – sie hatten noch nie von Boehlich gehört – versicherte ihnen Curtius:

Boehlich ist ein ungewöhnlich begabter junger Germanist (26 Jahre), [...]. Er las hier – in Ihrem Ex., das jetzt Moras hat,- *Dr. Faustus* und schrieb, ganz unbeeinflusst von mir, seine Besprechung nieder, mit der ich sachlich ganz übereinstimme. Ich hielt es für

³⁶⁵ Ernst Robert Curtius an Hans Paeschke. Bonn, den 20. Januar 1948.

³⁶⁶ Ernst Robert Curtius an Hans Paeschke. Bonn, den 6. April 1948.

wertvoll, wenn ein Vertreter der ‚Jugend‘ zu diesem Thema das Wort ergriffe. Ich glaube, Sie täten gut, den jungen Mann in den Kreis Ihrer Mitarbeiter aufzunehmen.³⁶⁷

Da viele junge Männer im Krieg gefallen waren, lag im kulturellen Bereich der Wiederaufbau weitgehend in den Händen älterer Männer wie Peter Suhrkamp oder Curtius selbst. Curtius meinte nun wohl, dass der Jugend zunehmend mehr Verantwortung übertragen und das Wort übergeben werden müsse. Boehlichs Kritik an *Doktor Faustus* war scharf. Anstoß erregte Thomas Manns Analyse der nationalsozialistischen Entwicklung in Deutschland. Der Autor, so argumentiert Boehlich, sei schließlich nicht in Deutschland gewesen und habe diese Entwicklung nicht selbst erlebt: „Es war eine Epoche der Weltgeschichte, und Thomas Mann kann sagen, er sei nicht dabei gewesen,“³⁶⁸ schrieb Boehlich in seinem Essay. Gerade im Licht seiner späteren politischen Orientierung erstaunt das Urteil, nach dem die Perspektive aus dem Exil und die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs als Verfolgter nicht zählt.

Wie Hans Rudolf Vaget in seiner Überblicksdarstellung der Rezeptionsgeschichte von Thomas Manns *Doktor Faustus* zur Darstellung bringt, war der von Boehlich vorgebrachte Kritikpunkt in den zeitgenössischen Rezensionen allerdings prominent. Vaget argumentiert, dass diese Rezensionen im Zusammenhang mit dem Streit über Thomas Manns Verhältnis zu Deutschland zu sehen sei, der im Sommer 1945 entbrannte. Von Thomas Mann war in mehreren von den Alliierten kontrollierten Zeitschriften ein Kommentar zur Befreiung der Konzentrationslager erschienen, den er selbst *Die Lager* betitelt hatte. In der *Bayrischen Landeszeitung* vom 18. Mai 1945 erschien der Kommentar jedoch unter dem Titel *Thomas Mann über die Deutsche Schuld*, einem Titel, der den Gedanken der Kollektivschuld suggerieren mochte. Vaget weist darauf hin, dass Mann von „kollektiver Verantwortung“ sprach: „Doch jene

³⁶⁷ Ernst Robert Curtius an Hans Paeschke. Bonn, den 17. April 1948.

³⁶⁸ Walter Boehlich, „Thomas Manns ‚Doktor Faustus,‘“ *Merkur: Zeitschrift für Europäisches Denken* Nr. 2 (1948): 589.

nicht autorisierte Überschrift hatte ihre Wirkung getan und verstrickte Thomas Manns neuen Roman in eine äußerst erregte Diskussion über die sogenannte Kollektivschuld.“³⁶⁹ Im Rahmen dieser Diskussion wurde, so führt Veget aus, immer wieder das Argument vorgebracht, dass die Exilanten die Entwicklungen in Deutschland nicht beurteilen könnten, da sie nicht dabei gewesen seien. Dagegen ließen sich viele Gegenargumente vorbringen, die hier jedoch zu weit führen. In den zeitgenössischen Rezensionen des *Doktor Faustus* griff jedenfalls die gleiche Kritik.

Curtius' Argumente für Boehlichs Artikel wirkten. Hatte er sich 1926 vergeblich bemüht, Rechel-Mertens' den Auftrag zur Proust-Übersetzung und damit den Durchbruch als Übersetzerin zu verschaffen, so konnte Curtius den *Merkur* zur Veröffentlichung von Boehlichs Kritik an Thomas Manns Roman bewegen. Die Resonanz auf den Thomas Mann-Essay war gemischt aber so stark, dass Boehlichs Beiträge fortan überall, in Zeitschriften und Feuilletons, sehr gefragt waren. Regelmäßig erschienen seine Essays nun im *Merkur*, der Boehlich tatsächlich „in den Kreis seiner Mitarbeiter“ aufnahm.

Der *Merkur* war es auch, der mit dem Anliegen auf Boehlich zukam, Rechel-Mertens' Proust-Übersetzung zu besprechen. Die Chancen, dass ein Aufsatz von Boehlich über Rechel-Mertens' Arbeit positiv ausfallen würde, standen dem Anschein nach gut, hatten doch Kritiker und Übersetzerin bei Curtius studiert. Auch waren beide Mitarbeiter des *Merkur*. Boehlich nahm die Anregung des *Merkur* gern auf, wie er Hans Paeschke am 20. Oktober 1953 wissen ließ: „Eva Rechels Proust-Übersetzung will ich gern anzeigen, wenn mir auch diese Kontrollarbeit wegen ihrer Mühseligkeit etwas verdrießlich ist. Aber in E.R.C. setzte ich Vertrauen, und wenn man

³⁶⁹ Hans Rudolf Veget, „Fünfzig Jahre Leiden an Deutschland: Thomas Manns ‚Doktor Faustus‘ im Lichte unserer Erfahrung,“ in *Thomas Mann: ‚Doktor Faustus‘; 1947-1997*, hrsg. Werner Röcke (Bern: Peter Lang, 2004), 16.

dann die Sachen schöner und zutreffender ausgedrückt findet als man selbst es könnte, hat man ja auch so etwas wie Freude.“³⁷⁰ Boehlich deutet an, dass er Rechel-Mertens' Übersetzung trotz des erwarteten günstigen Ergebnisses einem detaillierten Vergleich mit dem Original unterziehen werde.

Boehlichs spontane Reaktion auf Rechel-Mertens' Übersetzung lässt indessen keinen Zweifel daran, was er von ihr hielt: „Das ist richtig schlampig gemacht, mit wenig Instinkt und sehr vielen dollen Fehlern,“³⁷¹ schrieb er am 2. März 1954 an Joachim Moras. Zwei Wochen später bat er Hans Paeschke, Curtius gegenüber zunächst nichts verlauten zu lassen, denn, so begründete Boehlich sein Anliegen, „ich möchte in diesem Fall gern unabhängig von ihm sein.“³⁷² Curtius wie auch Rechel-Mertens erfuhren aber doch davon und versuchten zusammen mit dem *Merkur*, eine scharfe Kritik zu verhindern. Boehlich war aber nicht aufzuhalten, obschon sich die Fertigstellung und Veröffentlichung des Artikels auf diese Weise bis in den Februar 1955 hineinzog. Joachim Moras, der nach der Lektüre von Boehlichs Manuskript nochmals Bedenken wegen Curtius äußerte, antwortete Boehlich am 17. Februar 1955: „Sie wissen genau, welch großes Hemmnis Bewunderung ist, und werden verstehen, dass irgendwo meine Unabhängigkeit anfangen muss.“³⁷³ Boehlichs wiederholtes Pochen auf seine Unabhängigkeit von Curtius erweckt den Eindruck, dass neben den sachlichen Einwänden gegen die Übersetzung von Rechel-Mertens auch das Ringen um Eigenständigkeit eine Rolle gespielt haben könnte.

³⁷⁰ Walter Boehlich an Hans Paeschke. Aarhus, den 20. Oktober 1953. DLA, D:Merkur. Briefe von Walter Boehlich an den *Merkur: Zeitschrift für Europäisches Denken*. Hamburg, Bonn und Aarhus, 1948-1953. Zugangsnummer: HS.NZ80.0003, Mediennummer: HS001925012

³⁷¹ Walter Boehlich an Joachim Moras. Aarhus, den 2. März 1954. DLA, D:Merkur. Briefe von Walter Boehlich an den *Merkur: Zeitschrift für Europäisches Denken*. Hamburg, Bonn und Madrid, 1954-1956. Zugangsnummer: HS.NZ80.0003, Mediennummer: HS001925021.

³⁷² Walter Boehlich an Hans Paeschke. Aarhus, den 14. März 1954.

³⁷³ Walter Boehlich an Joachim Moras. Madrid, den 17. Februar 1955.

Dieser Eindruck erhärtet sich umso mehr, als Boehlich auf die Veröffentlichung der Kritik bestand und Curtius' Anregung, Rechel-Mertens eine Liste mit Verbesserungsvorschlägen brieflich zukommen zu lassen, erst befolgte, als der Artikel bereits erschienen war. Der Sache, d.h. der Qualität der Proust-Übersetzung, wäre mit einer vor der Veröffentlichung zugesendeten und wohlmöglich noch von der Übersetzerin berücksichtigten Liste von Korrekturvorschlägen ebenso gedient gewesen wie mit dem öffentlichen Ereignis, das Boehlichs Kritik an Rechel-Mertens' Proust-Übersetzung wurde.

Doch bei allem Streben nach Unabhängigkeit und Unbestechlichkeit war Boehlich schließlich doch zu einigen Konzessionen bereit. Neben der schwierigen Konstellation bewegte ihn vor allem ein sachlicher Grund, trotz der schwerwiegenden Einwände gegen Rechel-Mertens' Übersetzung einzulenken: Trotz seiner Beanstandungen wollte er diese Arbeit zum erfolgreichen Abschluss gebracht sehen. Boehlichs Essay, *Marcel Proust in Frankreich, Deutschland und Anderswo*, erschien im Februar 1955 im *Merkur* und endete mit dem dringenden Anliegen: „Diesmal muß das Werk zu einem guten Ende kommen, es darf nicht wieder stocken; [...]“³⁷⁴ Nachdem Boehlich beschrieben hatte, wie in den zwanziger Jahren das durch den Prix Goncourt entfachte Interesse an Proust nach dem abrupten Abbruch der Arbeit Schottlaenders im Sande verlief, äußerte er die Sorge, dass sich diese Situation wiederholen könnte. Er als Kritiker sah sich an dieser Stelle offensichtlich in der Verantwortung, wiewohl er Curtius als Kritiker an Schottlaenders Übersetzung von jeder Verantwortung freisprach.

Für die verzögerte Proust-Rezeption in Deutschland machte Boehlich neben den politischen Entwicklungen allein die für ihn feststehende mangelnde Qualität von Schottlaenders

³⁷⁴ Walter Boehlich, „Marcel Proust in Frankreich, Deutschland und Anderswo,“ in Peitsch, Antwort, 184.

Arbeit, also Schottlaender verantwortlich. Über *Der Weg zu Swann* urteilte er: „Schottlaenders Übersetzung stellte sich als so unzulänglich heraus, daß an eine Fortsetzung nicht zu denken war. Sie wurde von der Kritik fast einmütig abgelehnt.“³⁷⁵ Boehlich blendet die Verantwortung der Kritik an dieser Stelle vollkommen aus, indem er die mangelnde Qualität der Übersetzung als ein Faktum darstellt, welches durch die Kritik lediglich erwiesen wurde. Das vorläufige Ende der Beschäftigung mit der *Recherche* in Deutschland lastete er folglich Schottlaender an: „[...] trotzdem scheint festzustehen, daß Schottlaenders Übersetzung, eben weil sie so schlecht war, sich als Hemmnis erwies und die Einbürgerung Prousts der folgenden politischen Mißstände wegen um dreißig Jahre verzögert hat.“³⁷⁶ Schottlaenders Arbeit, so legte Boehlich nahe, verstellte also zunächst die Auseinandersetzung mit Proust, bevor die politischen Entwicklungen sie vollends unmöglich machten.

Obwohl Boehlich im Fall Schottlaenders die Verantwortung für das Gelingen oder Misslingen eines Durchbruchs von Proust in Deutschland lediglich dem Übersetzer zuschrieb, muss sich an diesem Beispiel doch die Frage nach der Verantwortung des Kritikers aufgedrängt haben. Zwar geht Boehlich dieser Frage in seinem Proust-Essay nicht nach, doch liegt die Entscheidung auf der Hand, die er als inzwischen avancierter Kritiker zu treffen hatte: War Rechel-Mertens' Arbeit nun so schlecht, dass an eine Fortsetzung, wie im Falle Schottlaenders, „nicht zu denken war“? Konnte er eine Fortsetzung vertreten oder musste das Risiko einer stagnierenden Proust-Rezeption erneut eingegangen werden? Scheinbar hielt er die Übersetzung trotz der von ihm beanstandeten „Schlamperei“ schließlich doch nicht für schlecht genug, um sie vollständig zu kompromittieren und so der Beschäftigung mit der *Recherche*, wie er befürchtete, wieder ein Ende zu bereiten. So kam er Curtius, Rechel-Mertens und dem *Merkur* entgegen und

³⁷⁵ Boehlich, Proust, 184.

³⁷⁶ Ebd.

versprach Hans Paeschke am 5. Juli 1954: „An dem besprochenen Tenor halte ich natürlich fest [...]“³⁷⁷ Dieser Tenor, so rief Boehlich noch einmal in Erinnerung, als er am 29. November 1954 das Manuskript seines Essays einreichte: „[...] sollte ja versöhnlich sein, und ich selbst war in diesem Falle auch dafür.“³⁷⁸ Trotz der Beanstandungen sollte Rechel-Mertens’ Arbeit eine Zukunft haben.

Aus der Intensität, mit der sich Boehlich mit dem Problem der Proust-Übersetzung und seiner Rolle als Kritiker auseinandersetzte, wird deutlich, dass für ihn weit mehr zur Debatte stand als die mangelnde Qualität irgendeiner beliebigen Übersetzung; wie schon für die bereits zitierten Kritiker im Feuilleton besaß das Schicksal der *Recherche* in Deutschland symbolischen Wert. An der Geschichte der Proust-Rezeption, so geht es aus seinem Essay hervor, las Boehlich die politische Verfasstheit des Lesepublikums ab. Und die Interessen des deutschen Lesepublikums waren, wie Boehlich beobachtete, in der Vergangenheit ganz anders gelagert als bei den europäischen Nachbarn: „Die deutsche Literatur ging ja zumeist andere Wege, seichte und bequeme oder verlorene und abseitige, denen gewiß die Größe nicht zu fehlen brauchte.“³⁷⁹ In Boehlichs Kritik werden die vormaligen Interessen des deutschen Lesepublikums anschaulicher als in den Feuilleton-Kritiken, doch geht die Deutung in die gleiche Richtung: Nun werde in Deutschland gelesen, was in den anderen europäischen Ländern schon längst etablierte Literatur ist.

In dieser Ausgangslage beschloss der Kritiker, auf Mängel in Rechel-Mertens’ Übersetzung aufmerksam zu machen, ohne eine Fortsetzung zu gefährden. Anders als in seinem Brief an Paeschke vom Oktober 1953 führte er in seiner veröffentlichten Besprechung die Mängel entsprechend nicht auf die mögliche Instinktlosigkeit der Übersetzerin zurück, sondern

³⁷⁷ Walter Boehlich an Hans Paeschke. Aarhus, den 5. Juli 1954.

³⁷⁸ Walter Boehlich an Hans Paeschke. Aarhus, den 29. November 1954.

³⁷⁹ Boehlich, Proust, 161.

auf Zeitmangel: „Ein halbes Jahr für einen Band von 600 bis 800 Seiten ist einfach zu wenig; niemand kann in diesem Zeitraum eine makellose Übersetzung zustandebringen. Die Unvollkommenheit der neuen Übersetzung scheint tatsächlich weit eher auf Zeitmangel als auf etwas anderes zurückzugehen.“³⁸⁰ Implizit schreibt Boehlich an dieser Stelle die Verantwortung für die Fehlerhaftigkeit der Übersetzung den zeitlichen Rahmenbedingungen und letztlich dem Verlag zu, der den Zeitrahmen vorgab. Dem Verlag ist wohl auch die Kritik an der Entscheidung für eine Leseausgabe anzulasten. Boehlich sprach sich stattdessen für eine Angleichung an die Pléiade-Ausgabe von 1954 und für Anmerkungen aus.³⁸¹ Er sah wohl, dass es in der Übersetzung nicht nur eine sprachliche, sondern auch eine zeitliche und kulturelle Barriere zu überwinden galt; eine Situation, der mit einem Anmerkungsapparat adäquat zu begegnen war. Ganz entlastete Boehlich die Übersetzerin aber nicht, wenn er seine Forderung nach einer abgeschlossenen Proust-Übersetzung an eine Bedingung knüpfte: „wenn es zu einem guten Ende kommen soll, muß eine Forderung erfüllt werden: mehr Zeit und mehr Energie. Dann wird Proust ein deutsches Ereignis sein.“³⁸² Die Übersetzerin müsse sich, daran lässt Boehlichs Essay keinen Zweifel, mehr Mühe geben.

Die angeführten Mängel sind zahlreich, aber nicht prinzipieller Natur. Es sind Flüchtigkeitsfehler, die Boehlich in sinnverzerrende, falsch übersetzte Vokabeln und sachliche Fehler gruppierte. In die erste Gruppe fällt seine Beanstandung einer Passage, in der der Erzähler die Verfassung Swanns in den Anfängen seiner Liebe zu Odette beschreibt. Rechel-Mertens übersetzte: „so wie es einem in den ersten Phasen der Liebe geht, wenn man alle Tage eine Frau bei irgendeiner Veranstaltung, einer Darbietung zu treffen versucht und meint, man fühle sich

³⁸⁰ Boehlich, Proust, 172.

³⁸¹ Ebd., 167.

³⁸² Ebd., 184.

durch ihre angenehmen Umgangsformen angezogen.“³⁸³ Boehlich stellte richtig: „Gemeint ist aber etwas anderes: „par les agréments desquels on se croit attiré,‘ nämlich ‚les agréments de la réunion et du divertissements,‘ keineswegs aber der Geliebten.“³⁸⁴ Laut Boehlich hatte Rechel-Mertens die Kontruktion falsch aufgelöst und einen falschen Bezug hergestellt. Worauf der Erzähler hinauswollte, ist, dass der sich Verliebende sich seiner entstehenden Neigung nicht bewusst sei und meine, er besuche die Veranstaltung um ihrer selbst willen, wegen der zu erwartenden Zerstreung und der Gesellschaft im Allgemeinen, nicht aber, um eine bestimmte Frau zu treffen. In Rechel-Mertens’ Übersetzung ist der Verliebte sich zwar seiner Neigung noch nicht ganz bewusst, weiß aber, dass er wegen der Frau die Veranstaltung besucht.

An anderer Stelle macht Swann dem Erzähler den Vorschlag, auf eine polynesische Insel zu fahren. Der Erzähler, der in Swanns Tochter Gilberte verliebt ist, wendet in Rechel-Mertens’ Übersetzung ein: „Aber dann sehe ich ja ihre Tochter nicht mehr und lebe unter Menschen und Dingen, die ich nie gesehen habe.“³⁸⁵ Wie Boehlich richtig beobachtete, ist es aber die Vorstellung, unter Menschen und Dingen zu leben, die Gilberte nie gesehen hat, die den Erzähler abschreckt: „au milieu des choses et des gens qu’elle n’a jamais vus.“³⁸⁶ Flüchtigkeitsfehler wie diese stellen Rechel-Mertens’ Fähigkeit als Übersetzerin nicht grundsätzlich in Frage; am 14. März 1954 sprach Boehlich in einem Brief an Paeschke die Überzeugung aus, dass sie es „viel besser hätte machen können.“³⁸⁷ Je nach Anzahl solcher Fehler, so Boehlich, beeinträchtigen sie den Gesamteindruck der *Recherche* aber doch erheblich bzw. verfälschen sie. Für die anderen Fehlergruppen führt Boehlich Beispiele mit ähnlichen Auswirkungen an und kommt zu dem

³⁸³ Boehlich, Proust, 173.

³⁸⁴ Ebd., 174.

³⁸⁵ Ebd.

³⁸⁶ Ebd.

³⁸⁷ Walter Boehlich an Hans Paeschke. Aarhus, den 14. März 1954.

Schluss, dass sie zu zahlreich sind. Am 5. Juli schrieb er an Paeschke: „Man kann sie [Rechel-Mertens' Übersetzung] nur retten, indem man das Geglückte stark hervorhebt.“³⁸⁸

Die als geglückt erachteten Aspekte sind im Gegensatz zu den kritisierten durchaus prinzipieller Natur. So lobte er:

Man muß Eva Rechel-Mertens dankbar sein, daß sie so viel Kolorit wie möglich hat bestehen lassen, daß sie die Titel und Anredeformen beibehielt, daß sie einen Teil der Zitate im Original wiedergegeben hat [...]; aber den größten Dank schuldet man ihr für ihr Bemühen, Prousts Stil möglichst streng nachzubilden und dem deutschen Leser nichts zu ersparen, was auch dem französischen Leser nicht erspart bleibt.³⁸⁹

Was andere Kritiker als „Faulheit“³⁹⁰ der Übersetzerin interpretieren würden und eine befremdende, distanzierend wirkende Übersetzung befürchten ließ, hielt Boehlich für vorteilhaft. Rechel-Mertens' Übersetzungsweise hielt den französischsprachigen Ursprung und den kulturellen Kontext Frankreichs im deutschsprachigen Text präsent. Darüber hinaus begrüßte er Rechel-Mertens' Versuch, Prousts Stil nachzubilden, als dessen Merkmal er vor allem die langen Sätze erkannte: „Die eine oder andere Mühsal wird man einfach in Kauf nehmen müssen, [...]“. Eine Auflösung der Perioden ist nichts als eine Verfälschung des ursprünglichen Kunstcharakters, vor der jeder Übersetzer sich hüten sollte.“³⁹¹ Boehlich erachtet die Satzstruktur also als so wesentlich für Prousts Stil, dass dessen Auflösung den Status der Übersetzung als solcher in Frage stellen würde.

Einem anderen Stilmerkmal der *Recherche*, nämlich die höchst eigenwillige Bildlichkeit, kommt in Boehlichs Kritik keine so zentrale Bedeutung zu wie Prousts Satzstruktur. Zwar führt

³⁸⁸ Walter Boehlich an Hans Paeschke. Aarhus, den 5. Juli 1954.

³⁸⁹ Boehlich, Proust, 171.

³⁹⁰ Peter Szondi an Ivan Nagel. O.O., den 18. Mai 1954. Zitiert in Mälzer, 72.

³⁹¹ Boehlich, Proust, 172.

Boehlich Beispiele an, in denen Rechel-Mertens Prousts Bilder fallen ließ und beklagt: „Ein wunderschönes Bild ist durch Mißverständnis des Wortes ‚fleuron‘ zerstört,“³⁹² oder „Ganz jammerschade ist es um eine charakteristische Feinheit der Proustischen Bildsprache.“³⁹³

Boehlich beschreibt diese Beispiele aber nicht als ein prinzipielles Problem, das etwa, wie im Fall der aufgelösten Satzkonstruktionen, „den ursprünglichen Kunstcharakter“ zerstören würde. Obgleich Prousts lange Sätze den meisten Lesern und Leserinnen auffallen,³⁹⁴ muss Boehlichs Interpretation aber nicht unwidersprochen bleiben. Wie Barbara Kleiner in ihrer Dissertation über Benjamin und Proustauseinandersetzt, interessierte sich Benjamin besonders für Prousts sprachkritisches Projekt und damit verbunden für Prousts Bildersprache. Dieser Bildersprache kam bei Benjamin in etwa der zentrale Stellenwert zu, den andere den Satzkonstruktionen beimessen. Prousts sprachkritisches Projekt spielt für Rechel-Mertens keine Rolle. Boehlich kritisiert zwar einzelne unglücklich übersetzte Bilder, sieht dieses Problem aber ebenso wenig wie die Übersetzerin im Zusammenhang eines sprachkritischen Projektes.

Stattdessen lobte Boehlich Rechel-Mertens’ „seltene Geschmeidigkeit, auf dem Gebiet der Wortspiele.“³⁹⁵ Mälzer führt in ihren Übersetzungsvergleichen allerdings einige Beispiele an, in denen Prousts Figuren eher plumpe Wortspiele in ihre Rede einflechten, die Rechel-Mertens glättete oder durch pfiffigere ersetzte. Daran nahm Boehlich ebenso wenig Anstoß wie an Rechel-Mertens’ durchgehender Orientierung am Schriftdeutschen. Was einst Curtius’ scharfe Kritik an Schottlaenders Arbeit begründet hatte, bildet bei Boehlich also die Grundlage dessen, was er auch in dem Brief an Paeschke als das Geglückte gefasst hatte; das Geglückte, das es besonders herauszustreichen galt, um Rechel-Mertens’ Arbeit zu „retten.“ Die prinzipiellen

³⁹² Boehlich, Proust, 178.

³⁹³ Ebd., 180.

³⁹⁴ Achim Hölter (Hrsg.), *Marcel Proust: Leseerfahrungen Deutschsprachiger Schriftsteller von Theodor W. Adorno bis Stefan Zweig* (Frankfurt/M.: 1998).

³⁹⁵ Boehlich, Proust, 180.

Maßstäbe, - diesen Eindruck vermittelt seine Kritik letztendlich – teilte Boehlich mit Curtius und Rechel-Mertens.

Wie einst die heftige Reaktion von Curtius' auf Schottlaenders Arbeit hatte Boehlichs kritischer Essay eine starke Resonanz und ein langes Nachspiel. Schottlaender hatte Curtius seinerzeit öffentlich in der *Literarischen Welt* geantwortet und seine Übersetzungsprinzipien erläutert, Curtius aber auf seinen Kritikpunkten beharrt. Auch Rechel-Mertens antwortete ihrem Kritiker in einem Brief, nicht aber in einer veröffentlichten Stellungnahme. In diesem Brief verteidigt die Übersetzerin einzelne Entscheidungen und entkräftet einige Vorwürfe. Zu einer Debatte um Übersetzungsprinzipien kam es in diesem Brief aber noch nicht. Zu diesem Zeitpunkt waren sich die Übersetzerin und ihr Kritiker darüber einig, dass die französischsprachigen Einsprengsel, die schriftsprachliche Orientierung und das Ziel, den Sprachgebrauch der Jahrhundertwende anklingen zu lassen, nicht zu beanstanden oder sogar vorteilhaft seien.

Auseinandersetzungen um Übersetzungsprinzipien sollten erst entstehen, als Boehlich am 1. September 1957 Lektor im Suhrkamp Verlag wurde und auch die Übersetzung von Rechel-Mertens in seinen Verantwortungsbereich fiel. Wie es im Einzelnen zu Boehlichs Anstellung im Suhrkamp Verlag kam, ist nicht schriftlich überliefert. Immer wieder heißt es, dass Suhrkamp gesagt haben soll: „Wir können uns einen solchen Kritiker draußen nicht leisten.“³⁹⁶ Ein Ausspruch wie dieser lässt sich gut mit Suhrkamps durch Unseld überlieferten Haltung vereinbaren, laut der in der Entstehungsphase eines Buches kritisiert und gestritten werden könne und müsse, schließlich aber die Entscheidungen des Autors, und, wie er in

³⁹⁶ Peitsch, Antwort, 159.

Auseinandersetzungen um die Arbeit von Rechel-Mertens einforderte, auch der Übersetzer, zu akzeptieren und mitzutragen sei. Ein Kritiker wie Boehlich mußte „draußen“ eine Gefahr, „drinnen“ mit seiner Genauigkeit und Gründlichkeit aber von größtem Nutzen sein. Boehlich bezeichnete die zwölf Jahre, die er im Suhrkamp Verlag verbrachte, als die Zeit, in der er zum zweiten Mal in seinem Leben Glück hatte:

Das zweite Mal in weiteren zwölf Jahren, die ich in einem Verlage verbracht habe, in dem sich mir eine andere, neue Welt auftat, die nicht länger die der Seminare und Bibliotheken war, sondern die ganz ungewöhnlich belebte Welt von Bücherschreibern und Büchermachenden, die mich in Grenzen gelehrt haben, wie Literatur entsteht und was ihre Praxis ist, mit allen ihren Stärken und Schwächen, ihren Taten und Eitelkeiten, ihrer Dankbarkeit und Undankbarkeit, ihren Taktiken und Strategien, vor allem aber: was ein Markt ist, wie man ihn bedient und wie man ihn durch Beharrlichkeit überlisten kann.³⁹⁷

Der junge Boehlich lernte im Suhrkamp Verlag, welche Faktoren die letztlich Gestalt eines Buches bestimmen, wie Bücher im Zusammenspiel von Verlagsumfeld, von Autoren, Lektoren und der Leseöffentlichkeit entstehen.

Eine von Boehlichs ersten Aufgaben bestand in der Angleichung von Rechel-Mertens' Proust-Übersetzung an die Pléade-Ausgabe von 1954. Die angegliche Ausgabe, - sie wurde als die „definitive“ bezeichnet – kam 1967 zum Abschluss. Sie enthielt ein Personenregister, Résumés der einzelnen Kapitel und einen Anmerkungsapparat, nicht aber ein Vor- oder Nachwort, in dem etwa das zugrundeliegende Übersetzungsverständnis erläutert worden wäre.

³⁹⁷ Boehlich, *Ansprache*, 65.

Auch ein editorischer Kommentar, der den Anspruch der Ausgabe erläutert hätte, ist nicht enthalten. Die Funktion des Anmerkungsapparates sah Boehlich darin, „Anspielungen und Zitate nach[zu]weisen.“³⁹⁸ Die Anmerkungen waren also informativer Natur. Boehlich erklärte hier Verhaltensweisen, Anspielungen, Ereignisse, deren Erläuterung dem Lesepublikum Textebenen erschließt, die ihm aufgrund des zeitlichen Abstands und kultureller Unterschiede verschlossen blieben. Er leistete gewissermaßen auf einer anderen Ebene Übersetzungsarbeit insofern, als er die *Recherche* für das deutschsprachige Lesepublikum von 1967 verständlich machte.

Von den verlagsinternen Diskussionen, die sich an den Überarbeitungen der Proust-Übersetzung entzündeten, schlägt sich indessen nichts in den Anmerkungen nieder. Siegfried Unseld hatte nach der Übernahme des Verlags Suhrkamps grundsätzliche Haltung übernommen, wie seine Antwort auf eine Beschwerde von Rechel-Mertens zeigt: „So halten wir es mit allen Autoren: Wir verhehlen bis zuletzt nicht unsere offene und ehrliche Meinung, respektieren dann aber die Entscheidung, die der Autor aus seinem künstlerischen Gewissen heraus getroffen hat.“³⁹⁹ Dem Respekt für die Entscheidung des Autors bzw. der Übersetzerin war es wohl auch geschuldet, dass die strittigen Fragen verlagsintern zu klären und nicht an die Öffentlichkeit zu tragen wären. Die Bezeichnung „definitiv“ verrät darüber hinaus den Anspruch, diese Fragen tatsächlich abschließend zu klären.

Schon in Anbetracht von Prousts Arbeitsweise scheint der Anspruch einer definitiven, abgeschlossenen Übersetzung der *Recherche* aber fragwürdig. Da die Ausgabe bereits mit einem Anmerkungsapparat versehen war, hätte man mit einem Hinweis auf die strittigen Fragen und einer Begründung der gewählten Option den Respekt vor Rechel-Mertens' Entscheidung wahren

³⁹⁸ Walter Boehlich an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt/M., den 31. Oktober 1957. DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

³⁹⁹ Siegfried Unseld an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt/M., den 30. November 1960.

und dem offenen Charakter von Prousts Werk Rechnung tragen können. Wie sich noch herausstellte, wurde die dreibändige Dünndruckausgabe nicht die definitive.

Neben der Angleichung an die Ausgabe der Pléiade war es Boehlichs Aufgabe, Rechel-Mertens' Übersetzung vor jeder neuen Auflage zu überprüfen und Listen mit Verbesserungsvorschlägen zusammenzustellen, die die Übersetzerin, je nachdem, was sie für zuträglich hielt, in ihre Übersetzung einarbeitete oder ablehnte. Weiterhin prüfte Boehlich Verbesserungsvorschläge, die Leserinnen oder Leser bisweilen an den Verlag sandten, und leitete die von ihm als bedenkenswert erachteten an Rechel-Mertens weiter. Diese wehrte sich immer wieder gegen solche Vorschläge mit dem Einwand, dass auch eine Übersetzung ihren eigenen Stil habe und Eingriffe von weiteren Mitarbeitern zu Stilbrüchen führen würden. Darüber hinaus lösche Boehlichs „Schulmeisterei“⁴⁰⁰ jeden kreativen Impuls in ihr aus. Als Boehlich sie im August 1960 fragte, ob sie Prousts *Jean Santeuil* für den Suhrkamp Verlag übersetzen würde, bat Rechel-Mertens sich Unseld gegenüber noch etwas Bedenkzeit aus und gab zu bedenken: „Ich bin, wie Sie sicher wissen, im Augenblick – vor einer kurzen Ferienreise - noch im alten kämpferischen Geist mit und gegen Herrn Boehlich um die neue Redaktion von Proust II bemüht.“⁴⁰¹ In fortgeschrittener Anbahnungsphase des neuen Proust-Projekts legte die Übersetzerin dann doch noch einmal grundsätzlich ihre Schwierigkeiten mit dem Lektorat Walter Boehlichs dar:

Außerdem läuft jeder Eingriff, der mir abgerungen wird, auf einen Stilbruch der Übersetzung hinaus. Ich bin dabei bereit, auch grundsätzliche Fragen wie z.B. deutsche oder franz. Wiedergabe von Zitaten, Beibehaltung von Monsieur, Madame etc., aber auch nicht viel mehr, im Voraus mit dem Verlag abzuklären. [...] Ich kann aber nicht mit dem

⁴⁰⁰ Eva Rechel-Mertens an Siegfried Unseld. Heidelberg, den 23. Oktober 1960.

⁴⁰¹ Eva Rechel-Mertens an Siegfried Unseld. Heidelberg, den 20. September 1960.

Gefühl arbeiten, mit dem, was ich niederschreibe, unaufhörlich wie ein Klippschüler vor dem Herrn Lehrer dazustehen. Das unterbindet bei mir jeden (nach-)schöpferischen Impuls.⁴⁰²

Bevor sie den neuen Auftrag schließlich annahm, fasste Rechel-Mertens noch einmal zusammen, was sie während der Überarbeitung ihrer Übersetzung der *Recherche* störte. Nach dieser Erfahrung glaubte sie, dass sich bereits bei der erneuten Übersetzungsarbeit der Gedanke an die Rückmeldung aufdrängen und sie hemmen würde. Die Rückmeldung, so wird in ihrer Beschreibung deutlich, empfand sie als Verweis in eine dem Lektor Boehlich unterlegene Position. Unseld verteidigte daraufhin den Lektor: „Ich bin sicher, daß Sie in keinem deutschen Verlagslektorat einen kompetenteren Partner finden. An Ihrer Stelle würde ich gern bereit sein, Herrn Boehlichs mögliche Kritik oder seine Vorschläge anzuhören; sie zielen ja nur darauf ab, Ihre Texte zu verbessern.“⁴⁰³ Wiewohl das Verhältnis von Boehlich und Unseld immer wieder als von Anfang an schwierig beschrieben wurde, so war Unseld, das wird an dieser Stelle mehr als deutlich, trotz der Differenzen überzeugt, mit Boehlich den besten Lektor in seinem Verlag zu haben. Indem er den Lektor als „Partner“ bezeichnet, weist er die Beziehung zwischen Autor bzw. Übersetzer und Lektor als eine Beziehung auf Augenhöhe aus. Ihm gelang jedoch nicht, Rechel-Mertens' Bedenken zu zerstreuen.

Unseld setzte Boehlich von Rechel-Mertens' Bedenken in Kenntnis, was dieser zum Anlass nahm, ihr zu schreiben: „Die Leute sind nun einmal verschieden geschaffen und eingerichtet. Der eine weiß dies und der andere das. Es können auch nicht alle gleichaltrig sein. Ich bin sicher, daß ich im umgekehrten Falle viel von Ihnen lernen könnte und auch in der Tat

⁴⁰² Eva Rechel-Mertens an Siegfried Unseld. Heidelberg, den 23. Oktober 1960.

⁴⁰³ Siegfried Unseld an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt/M., den 30. November 1960.

lernen würde [...].”⁴⁰⁴ Wo Unseld die außerordentliche Kompetenz seines Lektors betonte, stellte dieser mit einer Geste der Bescheidenheit seine wie jede Perspektive als begrenzt dar und führte gerade die Unterschiedlichkeit der Perspektiven, wie sie sich etwa aus dem Altersunterschied ergaben, an, um Rechel-Mertens mit seinem Lektorat auszusöhnen. Langfristig hatte er mit dieser Strategie auch Erfolg.

Wolfgang Hirsch

Eine weitere Perspektive auf Proust, mit der sich Rechel-Mertens während der Überarbeitung ihrer Übersetzung auseinandersetzen musste, war die von Wolfgang Hirsch. Hirsch, der Suhrkamp einst empfohlen hatte, sich auf seiner Suche nach einem geeigneten Proust-Übersetzer an Curtius zu wenden, hatte noch während des Übersetzungsprozesses und im Anschluss an die Veröffentlichungen der einzelnen Bände weiter mit Suhrkamp und Unseld über Fragen der richtigen deutschsprachigen Wiedergabe korrespondiert. Darüber hinaus hatte er das Unternehmen als Kritiker in der niederländisch-belgischen Exilzeitung *Elseviers Weekblad* und in der *Neuen Zeitung* begleitet. Nachdem Boehlich das Lektorat der *Recherche* übernommen hatte, verwies Suhrkamp Hirsch an Boehlich weiter, der die Korrespondenz bis zur Fertigstellung der definitiven Ausgabe fortsetzte.

ZWISCHEN REGIONALISMUS UND EUROPÄISIERUNG: RECHEL-MERTENS IN AUSEINANDERSETZUNG MIT IHREN KRITIKERN

Zunächst war es jedoch Schottlaenders Kritik, mit der Rechel-Mertens im Januar 1954 konfrontiert wurde. Entsprechend seiner bereits zitierten einleitenden Bemerkungen liefen viele

⁴⁰⁴ Walter Boehlich an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt/M., den 3. Mai 1961.

Beispiele Schottlaenders auf die Forderung nach einer stärkeren emotionalen Resonanz hinaus, als Rechel-Mertens' Übersetzung erzeugte. Seine Anmerkungen beziehen sich vor allem auf „Abschwächungen“⁴⁰⁵ durch Rechel-Mertens, womit Schottlaender in vielen Fällen das meinte, was Kleiner als den „affektiven Ton“⁴⁰⁶ bezeichnete; er selbst nannte es den „Gemütston.“⁴⁰⁷ So monierte er an einer Stelle, „Das Rührende kommt erst heraus durch den Kontrast [...],“⁴⁰⁸ an einer anderen „wie amüsant der Ausklang in die drei Silben ‚un peu fou‘ – aber über das juristisch umständliche ‚mehr oder minder unzurechnungsfähig‘ amüsiert man sich kaum noch.“⁴⁰⁹ „Voyons“⁴¹⁰ ließe sich gut mit „Wissen Sie was, Herr Swann [...]“⁴¹¹ übersetzen, schlug Schottlaender vor und gab zu bedenken: „solche Töne der ‚Gemütlichkeit‘ dürfen nicht geopfert werden [...].“⁴¹² Viele Übersetzungsvorschläge Schottlaenders wirken im Vergleich zu Rechel-Mertens' oft eher verhaltenem Ton lebendiger und geben sofort eine Vorstellung davon, was in oder zwischen den Figuren vor sich geht. Fragwürdig werden Schottlaenders Vorschläge da, wo Proust seine Figuren eine ausgesprochen regionale Variante des Französischen sprechen lässt. Darüber hinaus wird Schottlaenders affektiver Ton immer wieder insofern problematisch, als der Gefühlsausdruck sich kulturell und individuell stark unterscheidet. Die vertrauten Ausdrucksweisen des Übersetzers können auf die Leserschaft umso befremdender wirken.

Viele Beispiele Schottlaenders stammen aus dem Bereich Kindheit und Familie, der sich ebenfalls durch einen stark differierenden Sprachgebrauch auszeichnet. Wie Eltern mit ihren Kindern und untereinander sprechen, wie Kinder ihre Eltern anreden – etwa mit Vornamen, Mama und Papa oder Mami - ist sehr unterschiedlich, ebenso wie sich die verwendeten

⁴⁰⁵ Schottlaender, Bemerkungen.

⁴⁰⁶ Kleiner, 165.

⁴⁰⁷ Schottlaender, Bemerkungen.

⁴⁰⁸ Ebd.

⁴⁰⁹ Schottlaender, Bemerkungen.

⁴¹⁰ Ebd.

⁴¹¹ Ebd.

⁴¹² Ebd.

Kosenamen sehr unterscheiden. In einem literarischen Text wirkt es befremdend, eine sehr individuelle Familiensprache zu finden, die von der gewohnten abweicht. So schlug Schottlaender an einer Stelle vor, die Mutter den etwa zehn- bis zwölfjährigen Erzähler ein „Dummerle“⁴¹³ nennen zu lassen, während sie selbst sich als „Mutterle“⁴¹⁴ bezeichnet. Die Stelle bezieht sich auf das „Drame de mon coucher,“ das „Drama des Zubettgehens.“ Die Eltern bekommen unangekündigten Besuch von ihrem Nachbarn, Monsieur Swann, und über dessen Eintreffen entgeht dem Jungen der Gutenachtkuss der Mutter; er muss ohne die gewohnte Zärtlichkeit zu Bett gehen.

In seinem Bett liegend steigert er sich in eine Art krankhaften Zustand hinein, bis er beschließt, trotz der zu befürchtenden, schlimmsten Konsequenzen aufzubleiben, bis seine Mutter ins Bett geht, ihr dann noch einmal Gute Nacht zu sagen und sie zu küssen. Als die drei, Mutter, Vater und Sohn, auf dem Treppenabsatz zusammentreffen, ist es überraschenderweise der Vater, der der Mutter zuredet, den Jungen zu beruhigen. Den Einwand der Mutter, dass der Sohn auf diese Weise schlechte Gewohnheiten entwickeln würde, wischt der Vater mit der Bemerkung weg: „Wenn er nachher krank ist, hast du auch nichts davon!“⁴¹⁵ Die so errungene Zuneigung kann der Junge jedoch zunächst nicht genießen, da sich ihm immer wieder der Gedanke aufdrängt, der Mutter eine Niederlage bereitet zu haben:

Cette pensée redoubla mes sanglots, et alors je vis maman, qui jamais ne se laissait aller à aucun attendrissement avec moi, être tout d'un coup gagnée par le mien et essayer de retenir une envie de pleurer. Comme elle sentit que je m'en étais aperçu, elle me dit en

⁴¹³ Schottlaender, Bemerkungen.

⁴¹⁴ Ebd.

⁴¹⁵ Marcel Proust, „Unterwegs zu Swann,“ in *Auf der Suche nach der Verlorenen Zeit*, übers. Eva Rechel-Mertens, rev. Luzius Keller, Bd. I, 1994-2002 (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1994), 55.

Marcel Proust, „Du Côté de chez Swann,“ in *À la Recherche du Temps Perdu*, Bd. I, 1987-1989 (Paris: Gallimard, 1987), 36: „Quand tu l'auras rendu malade, tu seras bien avancée.“

riant: „Voilà mon petit jaunet, mon petit serin, qui va rendre sa maman aussi bêtasse que lui, pour peu que cela continue. Voyons, puisque tu n’as pas sommeil ni ta maman non plus, ne restons pas à nous énerver, faisons quelque chose, prenons un de tes livres.“⁴¹⁶

Rechel-Mertens übersetzte:

Bei dem Gedanken brach ich in erneutes Schluchzen aus, und da sah ich, wie Mama, die sich in meiner Gegenwart niemals etwas wie Rührung hatte anmerken lassen, sich plötzlich von meinem Jammer anstecken ließ und sich bemühen mußte, eine Neigung zum Weinen zu unterdrücken. Sie fühlte wohl, daß ich es bemerkt hatte, und sagte lachend zu mir: „Wenn das so weitergeht, wird mein kleiner Goldspatz es noch dahin bringen, daß seine Mama sich so töricht benimmt wie er. Schau, wenn wir beide noch nicht müde sind, dann wollen wir doch anstatt zu heulen lieber etwas Vernünftiges tun; wir könnten doch eins von deinen Büchern vornehmen.“⁴¹⁷

Schottlaender wendete dagegen ein: „‚töricht‘ sagt doch in der deutschen Umgangssprache eine Mutter scherzenderweise nicht zu ihrem Kind – ‚bêtasse‘ ist ja auch viel derber. Auch fehlt das so kindgemäße ‚ni ta maman non plus.‘“⁴¹⁸ Gegen Schottlaender ließe sich einwenden, dass auch in älterer muttersprachlicher Literatur nicht immer dem gegenwärtigen, geläufigen Sprachgebrauch der Leserschaft entsprechend kommuniziert wird. Dennoch entsteht eine Vorstellung davon, was sich zwischen den Figuren abspielt. Andererseits bietet es sich an, im Übersetzungsvorgang zugleich auch solche Verständnishürden zu beseitigen, die sich durch das Alter des Originaltextes ergeben. Der Ausdruck „bêtasse“ ist allerdings immer noch gebräuchlich. Die gängigen Wörterbücher schlagen die Bedeutung „dumm“ vor. Das scheint der

⁴¹⁶ Proust, Swann, 39.

⁴¹⁷ Marcel Proust, „In Swanns Welt,“ in *Auf der Suche nach der Verlorenen Zeit*, übers. Eva Rechel-Mertens, Bd. I, 1953-1957 (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1953), 62.

⁴¹⁸ Schottlaender, Bemerkungen.

zwar nervlich sehr strapazierten, aber doch zärtlichen Mutter nicht zu entsprechen. Schottlaender schlug vor:

Ei ei, mein kleiner Blondkopf, mein kleines Dummerle – da hätte er aus seiner Mutter doch um ein Haar auch so ein Schäfchen gemacht, wie er selber eins ist. Nun schau, weil du nun einmal nicht schlafen kannst und dein Mutterle auch nicht, da wollen wir uns doch nicht weiter kaputt machen, wollen irgendwas treiben, vielleicht eins von deinen Büchern vornehmen.⁴¹⁹

Die Zärtlichkeit der Mutter bringt Schottlaender durch den Einwurf „Ei ei,“ mit dem er das von Rechel-Mertens fallen gelassene „Voilà“ übersetzt, und durch die Diminutive in den Kosenamen „Dummerle“ und „Mutterle“ sowie im „Schäfchen“ zum Ausdruck. Die Bedeutung „dumm“ bleibt im „Dummerle“ und im „Schäfchen“ erhalten, ist das Schaf doch mit Dummheit konnotiert. Auf diese Weise wollte Schottlaender „das Behagliche der entzückenden Stelle“⁴²⁰ betonen, das, wie ihm schien, in der Übersetzung von Rechel-Mertens nicht genügend zum Ausdruck komme. Der Einwurf „Ei ei“ sowie die Kosenamen „Dummerle“ und „Mutterle“ wirken allerdings etwas altertümlich oder regional markiert und von daher befremdend.

Der Zustand der Mutter sowie der Kontext des „Dramas des Zubettgehens“ werfen auch die Frage auf, ob die Behaglichkeit in den durch das „Ei ei“ und den drei dicht aufeinanderfolgenden Diminutiven in Schottlaenders Version nicht überbetont wird. Sicher sehnt sich der Junge nach der vormals unbedarften Behaglichkeit, die ihn mit der Mutter verband, und sicher versuchte sie „jetzt, wo der Fehler nun einmal begangen war,“⁴²¹ den Jungen „wenigstens die beruhigende Freude, [...], auskosten zu lassen und den Vater nicht zu stören.“⁴²² Die Mutter

⁴¹⁹ Schottlaender, Bemerkungen.

⁴²⁰ Ebd.

⁴²¹ Keller, Swann, 58.

⁴²² Ebd.

versucht also, die ersehnte Behaglichkeit herzustellen. Andererseits hat sie, wie sich gleich zeigen wird, gerade eine herbe Enttäuschung und Desillusionierung erfahren. Die Stelle deutet auf die für beide schmerzhafteste Trennung von Mutter und Sohn hin, die durch die erwachende Sexualität des letzteren notwendig wurde:

Ich hätte glücklich sein müssen; ich war es nicht. Es schien mir, als habe Mama mir ein Zugeständnis gemacht, das ihr schmerzlich sein müßte, als bedeute dies einen ersten Verzicht von ihrer Seite auf eine Idealvorstellung, die sie von mir hatte, und als gebe sie, die doch so unverzagt war, sich nun zum erstenmal geschlagen. Es schien mir, daß ich zwar einen Sieg, aber einen Sieg gegen sie errungen hatte, und daß es mir so, wie es die Krankheit, dem Kummer, dem Alter hätte gelingen können, meinerseits gelungen war, ihren Willen zu beugen, ihre Vernunft zum Nachgeben zu bestimmen, und daß dieser Abend der Beginn einer neuen Ära, ein schmerzliches Datum für alle Zeiten sei.⁴²³

Auch nach der Auseinandersetzung erscheinen die beiden als Gegner; dem Jungen wird bewusst, dass seine Bedürfnisse nicht die der Mutter sind. Sie will etwas anderes als er, selbst wenn sie sich seinem Willen fügt. Dabei gibt die Mutter Erziehungsziele auf, von denen der Erzähler wissen lässt: „[...] während meine Mutter und meine Großmutter es sehr wohl wußten [wie unglücklich den Jungen das Zubettgehen und die Trennung von der Mutter machte]; sie liebten mich aber genug, um mir das Leiden nicht ersparen zu wollen, sie wollten es mich überwinden lehren, um dadurch meine nervöse Empfindlichkeit zu mindern und meinen Willen zu

Proust, Swann, 38: „[...] maintenant que le mal était fait, elle aimerait mieux m'en laisser du moins goûter le plaisir calmant et ne pas déranger mon père.”

⁴²³ Keller, Swann, 57.

Proust, Swann, 38: „J'aurais dû être heureux: je ne l'étais pas. Il me semblait que ma mère venait de me faire une première abdication de sa part devant l'idéal qu'elle avait conçu pour ma, et que pour la première fois, elle, si courageuse, s'avouait vaincue. Il me semblait que si je venais remporter une victoire, c'était contre elle, que j'avais réussi, comme auraient pu faire la maladie, des chagrins, ou l'âge, à détendre sa volonté, à faire fléchir sa raison, et que cette soirée commençait une ère, resterait comme une triste date.”

festigen.“⁴²⁴ Nach dem Drama des Zubettgehens löst sich die Mutter von der Vorstellung, dass ihr Sohn einmal etwas robuster würde und etwas mehr Selbstdisziplin entwickeln könnte. Mit der Aufgabe der Idealvorstellung, mit der Erkenntnis des Sohnes als einem anderen, ist die Trennung besiegelt. Das ist es, worauf die Bereitschaft der Mutter, entgegen ihrer Prinzipien mehr Zeit mit dem Jungen zu verbringen, hinausläuft, und das ist auch der Grund, warum sie eine Neigung zum Weinen verspürt. Trotz des Versuchs, Behaglichkeit zu verbreiten und zu empfinden, stellt sich diese erst an späterer Stelle ein, nämlich als die Mutter vorliest. Doch auch da weiß der Junge, dass diese Nacht die letzte sein würde, die seine Mutter mit ihm verbringt:

Ich wußte, daß eine solche Nacht nicht wiederkommen konnte, daß mein allergrößter Wunsch auf dieser Welt, nämlich meine Mutter während der traurigen Stunden der Dunkelheit bei mir in meinem Zimmer zu haben, allzusehr den Notwendigkeiten des Lebens und den Wünschen der anderen widersprach, als daß die ihm heute gewährte Erfüllung etwas anderes hätte sein können als ein Verstoß gegen die Regel oder beinahe gegen die Natur.⁴²⁵

Der Erzähler deutet an, dass eine Fortsetzung der zärtlichen Gewohnheiten von der Mutter und dem nunmehr heranwachsenden Sohn auf einen Verstoß gegen das Inzestverbot hinauslaufen würde. So gelesen beeinträchtigen die Resignation der Mutter und die schmerzliche Trennungserfahrung die ersehnte Behaglichkeit. Insofern bietet sich eine besondere Betonung der gemütlichen Atmosphäre nicht an.

⁴²⁴ Keller, Swann, 56.

Proust, Swann, 37: „[...] ce que ma mère et ma grandmère savaient bien; mais elles m'aimaient assez pour ne pas consentir à m'épargner de la souffrance, elles voulaient m'apprendre à la dominer afin de diminuer ma sensibilité nerveuse et fortifier ma volonté.”

⁴²⁵ Keller, Swann, 64.

Proust, Swann, 43: „Je savais qu'une telle nuit ne pourrait se renouveler; que le plus grand désir que j'eusse au monde, garder ma mère dans ma chambre pendant pendant ces tristes heures nocturnes, était trop en opposition avec les nécessités de la vie et le vœu de tous, pour que l'accomplissement qu'on lui avait accordé ce soir pût être autre chose que factice et exceptionnel.”

Neben der richtigen Balance der Gefühlslagen, deren Wirkung auf das Lesepublikum schwer kalkulierbar ist, stellt auch die regionale Variante des Französischen eine Herausforderung für die Übersetzung dar, zumal in Prousts Text explizit auf die Mundart hingewiesen und diese zum Reflexionsgegenstand des Erzählers wird. Die Köchin Françoise und Madame de Guermantes zum Beispiel äußern sich immer wieder in einer regionalen Variante des Französischen, die auf einer älteren Form dieser Sprache basiert, und die im Südwesten Frankreichs noch gesprochen wird.⁴²⁶ Der Erzähler beobachtet: „Nicht in den gleichgültigen Klischees der Schriftsteller von heute, [...], findet man die alte Sprache und die richtige Aussprache der Wörter, sondern wenn man mit einer Madame de Guermantes oder einer Françoise spricht.“⁴²⁷ Der Erzähler betrachtet diese Sprache als schön und bedauert ihren Verfall, der bei Françoise unter dem Einfluss ihrer nach Paris umgesiedelten und um Anpassung bemühten Tochter einsetzt: „Françoise’ Tochter hätte nicht bewirkt, daß die klassische Sprache ihrer Mutter sich bis zum niedrigsten Jargon herabentwickelte, hätte sie sich damit begnügt, den heimischen Dialekt mit ihr zu sprechen.“⁴²⁸ Die von Madame de Guermantes gelegentlich und von Françoise häufig verwendete Sprache wird immer wieder der Gegenstand ausgedehnter sprachkritischer Reflektionen des Erzählers. Den Dialekt in der Übersetzung zu übergehen, scheint von daher problematisch. Isabelle Serça, die sich in ihrem 2002 erschienenen Artikel *Portrait du Narrateur en Sociolinguiste* mit den verschiedenen Varianten gesprochener Sprache in der *Recherche* beschäftigte, bemerkte: „Diese sprachliche Form weist zudem eine

⁴²⁶ Isabelle Serça, „Portrait du Narrateur en Sociolinguiste,” in *Marcel Proust au Début du Troisième Millenaire*, hrsg. Yvonne Goga und Corina Moldovan (Cluj-Napoca: Editura Limes, 2002), 225.

⁴²⁷ Marcel Proust, „Die Gefangene,” in *Auf der Suche nach der Verlorenen Zeit*, übers. Eva Rechel-Mertens, rev. Luzius Keller und Sibylla Laemmle, Bd. V, 1994-2002 (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2000), 43.

Marcel Proust, „La Prisonnière,” in *À la Recherche du Temps Perdu*, Bd. III (Paris, Gallimard, 1988), 544: „Ce n’est pas dans les froids pastiches des écrivains d’aujourd’hui [...] qu’on retrouve les vieux langage et la vraie prononciation des mots, mais en causant avec une Mme de Guermantes ou une Françoise.”

⁴²⁸ Keller, *Gefangene*, 216. Proust, *Prisonnière*, 660: „La fille de Françoise n’aurait pas fait dégénérer jusqu’au plus bas jargon le langage classique de sa mere, si elle s’était contentée de parler patois avec elle.”

Besonderheit auf, die im Hinblick auf die proustische Ästhetik äußerst bedeutsam ist: sie steht mit der Vergangenheit in Beziehung, oder genauer: sie trägt Spuren der Vergangenheit in der Gegenwart.⁴²⁹ Gerade in der *Recherche* als sprachkritischem Projekt scheint dem Dialekt als einer älteren Form des Französischen eine zentrale Bedeutung zuzukommen.

In einer Episode muss Françoise nachts aufstehen und dem gerade niedergekommenen Küchenmädchen behilflich sein. Erbst über die Ruhestörung sinniert Françoise über die tiefere Ursache ihres Ärgernisses nach und meint, dass es „ein gottverlassener Kerl“⁴³⁰ habe sein müssen, der sich mit ihrer Kollegin eingelassen habe und fügt einen mundartlichen Vers an, der darüber hinaus in seiner Derbheit eine Herausforderung in der Übersetzung darstellt: „Ach ja! meine arme Mutter hat schon recht gehabt, sie hat immer gesagt, so wie die Leute da sprechen in ihrer Gegend.“⁴³¹ übersetzte Rechel-Mertens, und ließ den nachfolgenden Spruch französisch stehen: „Qui du cul d’un chien s’amourose/ Il lui paraît une rose.“⁴³² So bleibt das altertümliche „s’amourose“ zwar stehen und der Dialekt erhalten, wird von der Leserschaft aber wohl kaum als solcher erkannt. Schottlaender wertete Rechel-Mertens’ Entscheidung außerdem zurecht als Abschwächung. Wie in Kapitel II deutlich wurde, hatte Rechel-Mertens eine Abneigung gegen derbe Sprache, und der vorliegende im Französischen belassene Vers ist äußerst derb. Die Übersetzung des Verses birgt also die Schwierigkeit des Dialekts und der Derbheit.

Schottlaender machte einen Vorschlag: „Ach, das hieß so schön in Mutterchens Platt: ,Wer sich in’n Hundearsch verkiekt,/ De dücht, dat is en Ros.““⁴³³ Schottlaenders Übersetzung

⁴²⁹ Serça, 224: „Cette forme langagière offer aussi une particularité extrêmement suggestive au regard de l’esthétique proustienne: elle est en effet en relation avec la passé, oi plus exactement, elle offer des *traces du passé dans le présent*.“

⁴³⁰ Keller, Swann, 181.

Proust, Swann, 123: „Faut-il tout de même qu’un garçon ait été abandonné du bon Dieu pour aller avec ça.“

⁴³¹ Rechel-Mertens, Swann (1953): 166. Proust, Swann, 123: „Ah! C’est bien comme on disait dans le patois de ma pauvre mère: [...]“

⁴³² Proust, Swann, 123.

⁴³³ Schottlaender, Bemerkungen.

trifft sowohl den Sachverhalt wie die Derbheit im Ton von Françoises Spruch genau. Auch den Rhythmus des Verses hat er in seine deutschsprachige Version übertragen.

Das Plattdeutsche ruft den Lesenden allerdings ins Bewusstsein, dass sie einen deutschsprachigen Text vor sich haben. Bei einem im Standarddeutsch formulierten Text ist dieser Sachverhalt bei der Lektüre nicht präsent. Wenn aber den Lesenden die deutsche Sprache bewusst wird, verwundert das Plattdeutsche im Mund einer Französin umso mehr. In ihrer Geschichte der Proust-Übersetzung in Deutschland weist Mälzer zudem darauf hin, dass die *Recherche* sich grundsätzlich schlecht in eine andere Umgebung verpflanzen lasse, da Prousts Figuren der Gegend, aus der sie stammen, stark verhaftet sind.⁴³⁴ Dieser Einwand erweist sich etwa in der Einführung Albertines als berechtigt. Auf den ersten Eindruck scheint das Mädchen dem Erzähler zu der sie umgebenden Landschaft, vor allem dem Meer zu gehören. Der Dialekt in der *Recherche* stellt die Übersetzer also vor ein Dilemma, das sich nicht restlos lösen lässt. An dieser Stelle kann die Übersetzung nur ein Kompromiss sein, in dem zwangsläufig etwas vom Original verloren geht.

In Passagen, in denen nicht die regionale Variante oder der „affektive Ton“ die Herausforderung darstellt, sondern die Bildlichkeit oder explizite sexuelle Nuancen, schlägt Schottlaender Formulierungen vor, in denen ihm die Umsetzung seiner eigenen Forderungen – der Reiz, der Rhythmus, die Kühnheit in der Proust’schen Bildersprache müsse erhalten bleiben – gut gelingt. So etwa in der Wiedergabe der Phantasien, die den Halbschlaf des Erzählers durchziehen. Bei Proust heißt es davon:

⁴³⁴ Mälzer, 118.

Quelquefois, comme Ève naquit d'une côte d'Adam, une femme naissait pendant mon sommeil d'une fausse position de ma cuisse. Formée du plaisir que j'étais sur le point de goûter, je m'imaginai que c'était elle qui me l'offrait.⁴³⁵

Rechel-Mertens übersetzte:

Manchmal entstand in meinem Schlaf aus einer falschen Lage wie Eva aus der Rippe Adams eine Frau. Während sie aus der Lust hervorgegangen war, die ich erlebte, bildete ich mir ein, daß diese mir erst durch sie zuteil geworden sei.⁴³⁶

Zunächst einmal fällt auf, dass Rechel-Mertens das Wort „cuisse,“ also den „Schenkel“ fallen ließ. Schottlaender bedauerte das, da Proust den Schenkel des Träumers in Analogie zur Rippe Adams gesetzt habe: „Das [die Analogie] ist kühn – und geht hier verloren! Es ist auch plastisch, denn so erst erhält das nachfolgende ‚plaisir que j'étais sur le point de goûter‘ seine unabgeschwächte sexuelle Nuance. Weil hier die Analogie verfehlt wird, fehlt auch die klingende Schönheit der Symmetrie.“⁴³⁷ Eben die explizite sexuelle Nuance wird es allerdings gewesen sein, die Rechel-Mertens veranlasste, den Schenkel zu ignorieren. Das Ergebnis ist nicht nur die Abschwächung dieser Nuance, sondern auch der Verlust eines Beispiels der ungewöhnlichen Bildersprache Prousts. Schottlaender stellte vergleichend seine Übersetzung daneben:

Wie Eva aus einer Rippe Adams entstanden, so entstand manchmal ein Weib aus einer falschen Lage meines Schenkels. Sie, Gebilde nur der gerade verspürten Lust, schien deren Spenderin in meiner Phantasie.⁴³⁸

⁴³⁵ Proust, Swann, 4.

⁴³⁶ Rechel-Mertens, Swann (1953): 11.

⁴³⁷ Schottlaender, Bemerkungen.

⁴³⁸ Schottlaender, Bemerkungen.

In Schottlaenders Übersetzung wird überhaupt erst deutlich, was in der geschilderten Szene vor sich geht. Zudem wirkt die Analogie in seiner Übersetzung tatsächlich originell und formschön. Im zweiten Satz bringt Schottlaender das sich gerade erst einstellende Lustgefühl mit seiner Formulierung „der gerade verspürten Lust“ stärker zum Ausdruck als Rechel-Mertens mit ihrem neutralen „die ich erlebte.“ Prousts Partizipialkonstruktion „Formée du plaisir“ ersetzt Schottlaender durch eine substantivische Konstruktion, ebenso „je m’imaginai“ mit dem nachfolgenden Objektsatz. Durch diese Option erzielt Schottlaender einen glatteren Satzbogen als Rechel-Mertens, die mit ihren ineinander geschachtelten Nebensätzen Prousts Satzstruktur nachzubilden sucht, und er arbeitet die Kreisstruktur in Prousts Bild deutlich heraus. Dass es sich um die Vorstellung des Träumers handelt, verdeutlicht Schottlaender durch seine Formulierung „in meiner Phantasie“; den Prozess der Imagination lässt er anders als Rechel-Mertens allerdings fallen. Dennoch unterfüttern Beispiele wie diese das Ergebnis des Übersetzungsvergleichs von Nathalie Mälzer, die Schottlaender ein gutes Gespür für Prousts Bildlichkeit attestierte.

Das gleiche ließe sich auch von Prousts Humor sagen. Dieser entzündet sich oft an den spezifischen Redeweisen seiner Figuren, an Körperlichkeit in ihren verschiedensten Äußerungen und an verwirrten, aber umso intensiveren Gefühlslagen. So an einer Stelle, an der Swann senior den Tod seiner geliebten Frau in einer Anwendung von übertriebener Lebensfreude zu überwinden versucht, die jedoch abrupt von erneut einbrechender tiefer Trauer unterbrochen wird:

Tout d’un coup, M. Swann prenant mon grand-père par le bras s’était écrié: „Ah! Mon vieil ami, quel Bonheur de se promener ensemble par ce beau temps! Vous ne trouvez pas ça jolie, tous ces arbres, ces aubépines et mon étang dont vous ne m’avez jamais félicité? Vous avez l’air comme un bonnet de nuit. Sentez vous ce petit vent? Ah! On a beau dire,

la vie a du bon tout de même, mon cher Amédée!” Brusquement le souvenir de sa femme morte lui revint, [...]. „C’est drôle, je pense très souvent à ma pauvre femme, mais je ne peux y penser beaucoup à la fois.” „Souvent, mais peu à la fois, comme le pauvre père Swann,” était devenu une des phrases favorites de mon grand-père qui la prononçait à propos les choses les plus différentes.⁴³⁹

Rechel-Mertens übersetzte:

Plötzlich faßte Monsieur Swann meinen Großvater beim Arm und rief: „Ach! alter Freund, was für ein Glück, daß wir hier bei diesem schönen Wetter zusammen spazieren gehen können! Ist das nicht wunderhübsch, diese Bäume, dieser Weißdorn und mein Teich, zu dem Sie mir noch nicht einmal gratuliert haben! Sie sehen ja so sauertöpfisch aus. Spüren Sie nicht diesen leichten Wind? Ach, man kann sagen, was man will, das Leben hat doch seine guten Seiten, mein lieber Amédée!” Auf einmal fiel ihm seine verstorbene Frau wieder ein, [...]: „Es ist merkwürdig, ich denke sehr oft an meine arme Frau, aber ich kann nicht lange auf einmal an sie denken.” – „Oft, aber nicht lange auf einmal, wie der arme Swann,” war eine der Lieblingsredensarten meines Großvaters geworden, die er bei den verschiedensten Gelegenheiten anbrachte.⁴⁴⁰

Rechel-Mertens’ Übersetzung vermittelt eine lebhaftere Vorstellung von dem Zustand des gerade verwitweten Monsieur Swann. Sie bringt die abrupten Gefühlswechsel und die Übertriebenheit des Naturgenusses zum Ausdruck, die Komik erzeugen, ebenso wie Monsieur Swanns Übertragung seiner Verstimmung auf den Großvater des Erzählers.

⁴³⁹ Proust, Swann, 15.

⁴⁴⁰ Rechel-Mertens, Swann, (1953): 26/27.

Doch Schottlaender wendete ein: „Die Umgangssprache muss ihre Derbheit behalten. Zl. 1: ‚sauertöpfisch‘ habe ich noch nie sagen hören – ‚schlafmützig‘ (bonnet de nuit!) schon oft.“⁴⁴¹ Schottlaenders ‚schlafmützig‘ entspricht ‚bonnet de nuit‘ wörtlicher als ‚sauertöpfisch‘ und passt auch zu der nachfolgenden Frage ‚Spüren Sie nicht diesen leichten Wind,‘ die auf die Unterstellung hinausläuft, der Großvater des Erzählers habe kein Bewusstsein für die ihn umgebenden Naturschönheiten, die er nicht wahrnimmt und würdigt.

Die Bemerkung über die Schlafmützigkeit war an dieser Stelle allerdings nicht Schottlaenders Hauptpunkt: „Aber noch mehr hängt ab von der adäquaten Wiedergabe des kurzen ‚c’est drôle [...]‘.“⁴⁴² Schottlaender schlägt den passenden Ausdruck ‚Komisch – ich denke sehr oft‘⁴⁴³ vor. Er gibt zu bedenken: „Das Rührende kommt erst heraus durch den Kontrast des scheinbar leichtsinnigen ‚Komisch‘ mit dem Todtraurigen, was unmittelbar darauf folgt.“⁴⁴⁴ Auch in Rechel-Mertens’ Version kommt das Rührende zum Ausdruck, doch ist dies in Schottlaenders Version noch stärker der Fall. Das eingeworfene ‚Komisch‘ wirkt schlichter als Rechel-Mertens’ ‚Es ist merkwürdig‘ und betont tatsächlich den Kontrast zwischen der scheinbar leichtsinnigen Äußerung des Witwers und seiner tiefen Trauer.

Solche Wirkungen erzielt Schottlaender auch durch den geschickten Einsatz von Interpunktion, die er zugleich dem Verlag und der neuen Übersetzerin empfahl.⁴⁴⁵ So wies er zurecht darauf hin: „Im Frz. wie im Lat. fehlt oft ‚et‘ wo wir ‚und‘ erwarten. Aber diesem Erwarten darf man nicht immer nachgeben.“ Er führt Beispiele aus dem „Drama des Zubettgehens“ an, so die Stelle, an der die Mutter sich schließlich in das Zimmer des Jungen eingefunden hat, dieser aber ihre plötzliche Sanftmut nicht genießen kann: „J’aurais dû être

⁴⁴¹ Schottlaender, Bemerkungen.

⁴⁴² Ebd.

⁴⁴³ Ebd.

⁴⁴⁴ Ebd.

⁴⁴⁵ Ebd.

heureux: Je ne l'étais pas."⁴⁴⁶ Rechel-Mertens hatte übersetzt: „Ich hätte eigentlich glücklich sein müssen, aber ich war es nicht.“⁴⁴⁷ Schottlaender schlug vor: „Ich hätte glücklich sein sollen – ich war es nicht.“⁴⁴⁸ Diese Version wirkt im Vergleich zu der von Rechel-Mertens pointierter und betont den Kontrast zwischen dem tatsächlichen Zustand des Erzählers und dem, was er sich im Vorfeld ausgemalt hatte. Dadurch kommt wie im Original die Verzweiflung des Erzählers zum Ausdruck, der sich nicht über die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches freuen kann.

Schottlaenders Hauptkritik an Rechel-Mertens' Übersetzungsweise ist, so lässt sich zusammenfassen, der tendenziell gereinigtere, verhaltene Ton, die mangelnde Berücksichtigung von verschiedenen Formen der Mündlichkeit. Mit dieser Kritik steht er wie oben bemerkt nicht allein da. Seine konkreten Verbesserungsvorschläge überzeugen jedoch nicht immer, selbst wenn seine theoretischen Überlegungen es tun. Das ist vor allem dann der Fall, wenn er auf stark markierte Ausdrücke zurückgreift. Dass seine Übersetzungsweise grundsätzlich zwar nicht die einzig mögliche, aber eine geeignete für die *Recherche* ist, sollte in einigen Beispielen indessen deutlich geworden sein. Die Episoden von dramatischer Gefühlsintensität, die vielen an die gesprochene Sprache angelehnten Gespräche sowie Prousts Humor bieten sich dafür an. Die Kritikerin Ina Hartwig wusste Schottlaenders Text insgesamt durchaus zu würdigen:

Um Prousts Biss hat sich der lange Zeit unterschätzte Rudolf Schottlaender hochverdient gemacht. So macht er beispielsweise aus „ça ne devrait pas être permis de jouer Wagner comme ça!“ (wörtlich: Es sollte nicht erlaubt sein, Wagner *so* zu spielen!): „Es ist einfach polizeiwidrig schön, wie er seinen Wagner kann.“ Man vernimmt hier das unverklemmte,

⁴⁴⁶ Proust, Swann, 39.

⁴⁴⁷ Rechel-Mertens, Swann (1953): 61.

⁴⁴⁸ Schottlaender, Bemerkungen.

gewitzte, das moderne Deutsch der Weimarer Republik, das die Nazis konsequent zu vernichten wussten.⁴⁴⁹

Schottlaender nahm sich bisweilen die Freiheit, von einer wörtlichen Übersetzung abzuweichen. Davon profitierte Prousts Humor, ebenso wie von dem aktualisierenden Ansatz. Die Handhabung dieser Aspekte verdeutlicht indessen, dass Schottlaenders Projekt sich schon im Ansatz grundsätzlich von Rechel-Mertens' unterschied. Beide Ansätze wurden konsequent verfolgt und zeitigten in sich stimmige, lesbare Übersetzungen. Die Konsequenz in der Option scheint allerdings notwendig. Viele Vorschläge von Schottlaender hätten im Kontext von Rechel-Mertens' Übersetzung tatsächlich zu den störenden Stilbrüchen geführt, die sie bei jedem Verbesserungsvorschlag, auch von anderen, befürchtete.

Suhrkamp wollte trotzdem, dass Rechel-Mertens Schottlaenders Bemerkungen durchdenkt. Er selbst konnte ihnen einiges abgewinnen. Nachdem er von Adorno am 7. Januar 1954 Schottlaenders Unterlagen erhalten hatte, schrieb er vier Tage später wohlwollend an den ersten Proust-Übersetzer und würdigte am Ende seines Briefs dessen Leistung:

Sie haben seinerzeit mit der Übersetzung von Proust eine Aufgabe übernommen, deren Schwere heute gar nicht mehr abzusehen ist. Proust war damals wirklich etwas absolut Neues, und es wird immer Ihr Verdienst bleiben, einen wirklich respektablen Anfang gemacht zu haben. Aus meiner Erfahrung als Verleger weiß ich nur zu gut, dass jeder, der als Kritiker an eine Übersetzung herantritt, mit Leichtigkeit Einwände machen kann.

Dazu habe ich auch sehr geneigt.⁴⁵⁰

Denn in seinem Aufsatz „Mein Weg zu Proust“ vom September 1953 hatte Suhrkamp sich Curtius' Urteil über Schottlaenders Arbeit ohne Einschränkung angeschlossen: „Ernst Robert

⁴⁴⁹ Ina Hartwig, „Die chemische Reaktion des Leidens,“ in *Süddeutsche Zeitung* Nr. 263 (14. November 2013): 14.

⁴⁵⁰ Peter Suhrkamp an Rudolf Schottlaender. Frankfurt/M., den 11. Januar 1954. DLA, SUA: Suhrkamp, Peter Suhrkamp Archiv, Korr. zu Proust 1952-1959 II A-Z.

Curtius stellte schon bald ihre Mangelhaftigkeit öffentlich fest.“⁴⁵¹ Sie habe nur an vereinzelt Stellen vermocht, die von Curtius’ Proust-Essay versprochenen Eindrücke hervorzurufen.⁴⁵² Nach seiner Begegnung mit Schottlaender bezeichnete er dessen Übersetzung in seinen Proust-Vorträgen vom Dezember 1954 Übersetzung auch öffentlich als einen „einen wirklich respektablen Anfang.“⁴⁵³ Suhrkamps Brief an Schottlaender ist also nicht nur ein weiteres Beispiel seines Balancierens auf dem Dachfirst, sondern die darin geäußerte Einschätzung entspricht tatsächlich seiner Meinung.

In der Heftigkeit, mit der Schottlaenders Arbeit einstmals abgelehnt worden war, erkannte Suhrkamp nun ähnlich wie Adorno ein Politikum:

Ich erlebte seinerzeit in Berlin die Auseinandersetzung mit Ihrer Übersetzung. Das erwähne ich hier, um Ihnen gleichzeitig zu sagen, dass ich damals die Ungerechtigkeit in der ganzen Kampagne durchaus empfunden habe. Diese Tendenz lag in der damaligen Zeit. Im übrigen bestehen noch heute derartige Gefahren.⁴⁵⁴

Auch Suhrkamp bleibt bei den Tendenzen und Gefahren, die sich in den hitzigen Reaktionen auf *Der Weg zu Swann* ausgewirkt haben mochten, im Ungefähren. Sein Wohlwollen Schottlaender gegenüber gründete sich aber nicht allein auf das Unrecht, das ihm widerfahren und wieder gut zu machen war, sondern auch auf dessen Überlegungen zu den Fragen der Proust-Übersetzung und auf seine Argumente. Suhrkamp räumte ein:

Einige Ihrer allgemeinen Gesichtspunkte hatten auch mich schon beschäftigt. Manches war aber auch für mich neu und interessant und wichtig. [...]. Das ist ein sehr ernstes Problem, wie die wesentlichen Gesichtspunkte für die Zeit der Übersetzungsarbeit

⁴⁵¹ Suhrkamp, Weg, 2.

⁴⁵² Ebd.

⁴⁵³ Suhrkamp, Proust.

⁴⁵⁴ Peter Suhrkamp an Rudolf Schottlaender. Frankfurt/M., den 11. Januar 1954.

gegenwärtig und lebendig zu halten sind. Es kommt wirklich alles darauf an, die Kontinuität des Werks auch in der Übersetzung zu wahren.

Der Umfang der *Recherche*, so räumte Suhrkamp ein, erschwerte es, ständig den Überblick zu bewahren und prinzipielle Entscheidungen durchzuhalten. So haben sich bei Rechel-Mertens beispielsweise trotz der Entscheidung für französischsprachige Anreden einige „Herr“ und „Frau“ eingeschlichen.

Trotz seiner zunächst aufgeschlossenen Reaktion Schottlaenders Liste gegenüber hielt er sich bedeckt, was eine mögliche Zusammenarbeit von ihm und Rechel-Mertens betraf. Ihr ließ er zunächst ohne diese Möglichkeit zu erwähnen Schottlaenders Überlegungen zukommen, strich diese aber als durchaus erwägenswert heraus: „Seine Liste ist mir [...] durchaus verständlich. Sie zeigt aber darüber hinaus auch, dass er sich von vornherein der Aufgabe, die er übernommen hatte, bewusst gewesen ist, und nicht einfach, wie man gerne annimmt, nur schludrig gearbeitet hat. Ich selbst war über einige Einsichten sogar erstaunt. Seine allgemeinen Bemerkungen sind zum größeren Teil sogar richtig und beachtenswert.“⁴⁵⁵ Suhrkamp war inzwischen überzeugt, dass der Vorwurf der Schlamperei nicht gerechtfertigt war. Vielmehr hatte sich der Übersetzer nach reiflicher Überlegung für eine bestimmte Herangehensweise entschieden, die er konsequent durchhielt. Deswegen wollte Suhrkamp, dass Rechel-Mertens sich mit Schottlaenders Vorschlägen beschäftigt.

Die Register der *Recherche*

Doch Rechel-Mertens reagierte auf Schottlaenders Liste ähnlich scharf wie seinerzeit Curtius auf Schottlaenders Übersetzung, und das mit ähnlichen Argumenten. „[Schottlaenders]

⁴⁵⁵ Peter Suhrkamp an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt/M., den 11. Januar 1954.

Übersetzung war – und ist – kurz gesagt schlecht“⁴⁵⁶ stellte sie gleich am Anfang ihres Antwortbriefes vom 15. Januar fest, „Sie weist einen erheblichen Ungeschmack in der Behandlung der deutschen Sprache auf, [...]“⁴⁵⁷ Dass daran inzwischen weniger Anstoß genommen werde, betrachtete sie als eine Mode, die sie nicht weiter zu irritieren brauche: „Ich aber jedenfalls sehe mit Ruhe dem Tag entgegen, wo man meine Übersetzung aus der Hand legen und leidenschaftlich nach ‚Mutterchens Platt‘ Schottländerscher Konfektion zurückverlangen wird.“⁴⁵⁸ Resümierend lehnte Rechel-Mertens „alle die Einwände gegen eine gewisse gleichmäßige Sachlichkeit der Wiedergabe,“⁴⁵⁹ ab und erklärte: „d.h. das Bedürfnis des Kommentators nach Einsprengungen der Gemütlichkeit und Derbheit. Das hängt nun aufs Engste mit den oben geschilderten Mängeln seiner eigenen Wiedergabe zusammen. Es war ihm durchaus gelungen, der vornehmen, von einer gewissen intellektuellen Trauer durchströmten Prosa des Autors etwas teils Spießiges, teils Ordinäres zu geben.“⁴⁶⁰ Wie der Lehrer nahm die Schülerin und neue Proust-Übersetzerin Anstoß an Schottlaenders regional eingefärbten Wendungen, Modeausdrücken und Umgangssprache, mit denen er Lebendigkeit im Lektüreeindruck zu erzeugen und den gegenwärtigen Leser in seinem Kontext anzusprechen versucht hatte. Rechel-Mertens plädierte stattdessen im Sinn einer dauerhaften Lesbarkeit für eine neutralere Ausdrucksweise, die, wie sie in Übereinstimmung mit Curtius argumentiert, der vornehmen Sprache Prousts besser gerecht werde. Auch ihr subjektives ästhetisches Empfinden spielte bei ihrer Reaktion eine Rolle: Schottlaenders Übersetzung gefiel ihr nicht. Am Schluss ihres Briefes weist Rechel-Mertens allerdings auch ihre Übersetzungsweise als eine unter vielen möglichen aus, die für sie aber die einzige mögliche ist:

⁴⁵⁶ Eva Rechel-Mertens an Peter Suhrkamp. Heidelberg, den 15. Januar 1954.

⁴⁵⁷ Ebd.

⁴⁵⁸ Ebd.

⁴⁵⁹ Ebd.

⁴⁶⁰ Ebd.

Ich selbst sehe nur e i n e Art, wie ich mir den deutschen Proust denke und wie ich ihn machen kann und will. Bewährt sie sich nicht, so gebe ich den Weg den Schottlaenders wieder frei. Man kann nämlich nicht fruchtbar an dieser einen ganz und gar in Anspruch nehmenden Arbeit tätig sein, wenn man gleichzeitig eine Art von Slalom zwecks Umgehung aller subjektiven Publikumseinwände daraus machen soll.⁴⁶¹

Hatte Suhrkamp die Auseinandersetzung mit Einwänden und Vorschlägen als Möglichkeit begriffen, die eigene Arbeit und deren theoretische Voraussetzungen zu reflektieren, betrachtete Rechel-Mertens diesen Arbeitsschritt als abgeschlossen. Sie hatte sich für eine bestimmte Herangehensweise entschieden und wollte sich nun auf die Übersetzungsarbeit selbst konzentrieren. Zudem verdeutlicht ihre Reaktion, dass sie die Übersetzung zu einem hohen Grad als ihren Text betrachtete, dass die Übersetzung für sie eine Schreibform war, deren Ergebnis also auch ihre Handschrift trug. Vor dem Hintergrund, dass sie bis 1938 in verschiedenen Formen geschrieben hatte, erscheint ihre heftige Reaktion auf „Einmischungen“ in ihre einzig übrig gebliebene, die Übersetzung, nachvollziehbar.

Schottlaenders Kritik an dem von Rechel-Mertens gewählten Register fand jedoch noch weitere Vertreter. Hirschs Begeisterung für Rechel-Mertens' Übersetzung hatte sich von Band zu Band stärker abgekühlt und war schließlich in vollkommene Ablehnung umgeschlagen, wie in seinem Brief vom 26. Dezember 1956 an Peter Suhrkamp deutlich wurde: „Wie konnten Sie dieses Werk nur Frau R. überlassen: einer Übersetzerin, die sich [...] an einigen leichten Stellen gut bewährt, die aber das Gebrauchsfranzösisch in keiner Weise beherrscht [...]?“⁴⁶² Dass er dem Verleger selbst vorgeschlagen hatte, sich an Curtius zu wenden und nach seiner Schülerin zu fragen, erwähnte Hirsch nun nicht mehr. Rechel-Mertens' Entscheidung für die durchgehende

⁴⁶¹ Eva Rechel-Mertens an Peter Suhrkamp. Heidelberg, den 15. Januar 1954.

⁴⁶² Wolfgang Hirsch an Peter Suhrkamp. Amsterdam, den 26. Dezember 1956.

Beibehaltung eines schriftsprachlichen Registers hielt er indessen für vollkommen verfehlt, gibt für diese Einschätzung anders als Schottlaender aber keine Begründung. Boehlich, an den sich Hirsch ebenfalls wandte, hatte weder in seiner veröffentlichten Kritik an Rechel-Mertens' Proust-Übersetzung noch in seiner Korrespondenz mit der Übersetzerin oder Hirsch Anstoß an der vorherrschenden Schriftsprachlichkeit genommen. Zwar verteidigte er sie Hirsch gegenüber nicht, doch war er in dieser Hinsicht vermutlich einverstanden mit Rechel-Mertens.

In einzelnen Fällen schlug Boehlich aber doch umgangssprachliche Übersetzungen vor, die Rechel-Mertens ablehnte. So etwa in einer Passage, in der der Erzähler Marcel die blitzartige Desillusionierung seines Freundes Robert de Saint-Loup schildert. Als der Freund mit seiner von ihm vergötterten und reich beschenkten Geliebten Rachel am Bahnhof billigen Straßenmädchen begegnet, begrüßen diese Rachel in einem Ton der Vertrautheit. Plötzlich ist klar: Sie gehört zu ihnen:

Dennoch glaube ich, daß gerade an diesem Vormittag Robert zum ersten Mal wahrscheinlich aus dieser Frau entwich, der er ganz allmählich, von Liebkosung zu Liebkosung, zusammengesetzt hatte, und plötzlich in einer gewissen Entfernung zu ihm eine andere Rachel wahrnahm, ihre Doppelgängerin, doch vollkommen verschieden von ihr, eine, die ein einfaches Straßenmädchen darstellte. Als wir den schönen Obstgarten durchschritten hatten, wollten wir uns zum Zug nach Paris begeben, als auf dem Bahnhof Rachel, die ein paar Schritte vor uns herging, von gewöhnlichen ‚Poules,‘ wie sie selbst eine war, erkannt und angesprochen wurde; da sie glaubten, sie sei allein, riefen sie ihr zu: „O guten Tag, Rachel, kommst du mit?“⁴⁶³

⁴⁶³ Marcel Proust, „In der Welt der Guermantes,“ in *Auf der Suche nach der Verlorenen Zeit*, übers. Eva Rechel-Mertens, Bd. III. 1953-1957 (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1955), 234.

Proust, Guermantes, 459: „Je crois pourtant que, précisément ce matin-là, et probablement pour la seule fois, Robert s' évada un instant hors de la femme que, tendresse après tendresse, il avait lentement composé, et aperçut tout d'un

Damit ist jede Illusion über Rachels Identität restlos zerstört. Rechel-Mertens übersetzt das Wort „Poules“ nicht. Das Verständnis der Schilderung beeinträchtigt diese Option insofern nicht, als sich aus den Reaktionen der Beteiligten leicht erschließen lässt, dass es sich um Prostitution handelt. Diesen zusätzlichen Interpretationsschritt müssen die Lesenden allerdings gehen. Allein schon wegen dieses verlängerten Erschließungswegs wirkt das französische „Poules,“ auch wenn es keine unüberwindliche Verständnishürde darstellt, tendenziell distanzierend. Zudem hat die französische Sprache selbst, insbesondere wo sie in einen ansonsten deutschsprachigen Kontext eingesprengt wird, die Konnotation der Eleganz, Raffinesse und des Glamourösen. Die Ursachen dieser Konnotationen liegen sicher im Klang der Sprache und an den Kontexten, in denen sie im Ausland verwendet wurde und wird.

Boehlich hielt in der Schilderung von Robert de Saint-Loups Desillusionierung die distanzierende Wirkung die Konnotationen des Glamourösen für unpassend. „Nutzen, das darf man dem deutschen Leser doch wohl zumuten,“⁴⁶⁴ forderte der Lektor von daher. Im Gegensatz zu Rechel-Mertens, die Umgangssprache in der Proust-Übersetzung prinzipiell ablehnte, betrachtete Boehlich dieses Register in einzelnen Fällen als adäquat und scheute dann auch vor solchen Ausdrücken nicht zurück, von denen eine beschämende Lesewirkung zu erwarten war. Mit „Nutzen“⁴⁶⁵ hatten schon Benjamin und Hessel an dieser Stelle übersetzt. Das ist insofern passend, als es fast weniger Rachels Prostitution zu sein scheint, die Saint-Loup irritiert, sondern ihr billiger Preis. Er gab ihr „jährlich mehr als hunderttausend Francs,“⁴⁶⁶ und nun enthüllte sich

coup à quelque distance de lui une autre Rachel, un double d'elle, mais absolument différente et qui figurait une simple petite grue. [...] à la gare, Rachel marchant quelques pas de nous, fut reconnue et interpellée par des vulgaires 'poules' comme elle était, et qui d'abord, la croyant seule, lui crièrent: 'Tiens, Rachel, tu montes avec nous? [...]' Elles s'apprêtaient à lui présenter deux 'calicots', leurs amants, [...], quand, devant l'air légèrement gêné de Rachel, elles levèrent curieusement les yeux un peu plus loin, nous aperçurent et s'excusant lui dirent adieu en recevant d'elle un adieu aussi, un peu embarrassé mais amical.”

⁴⁶⁴ Walter Boehlich an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt/M. Ohne Angaben.

⁴⁶⁵ Benjamin, Guermantes, 156.

⁴⁶⁶ Keller, Guermantes, 223. Proust, Guermantes, 460: „plus de cent mille francs par an [...].”

ihm die Identität „einer Rachel für zwanzig Francs.“⁴⁶⁷ Erst, als Saint-Loups Blick auf das teure Collier fällt, das er seiner Freundin geschenkt hat, fängt er sich wieder: „Rachels wundervolle Perlen lehrten Robert, was für eine kostbare Frau sie war, er streichelte sie und gab ihr wieder ihren Platz in seinem Herzen.“⁴⁶⁸ Die käufliche Zuneigung seiner Freundin stellt für Saint-Loup also ein geringeres Problem dar als der billige Preis, für den sie andernorts zu haben ist. Auch diese anderen Orte, u.a. billige Spelunken wie die „Taverne de l’Olympia“,⁴⁶⁹ die Saint-Loup „vollkommen abgeschmackt vorgekommen“⁴⁷⁰ waren, sind Teil der irritierenden Desillusionierung. Der billige Preis und das abgeschmackte Umfeld als die desillusionierenden Momente rechtfertigen durchaus Benjamins und Hessels Übersetzung mit „Nutten.“

Aktualisierende vs. historisierende Übersetzungsweise

Rechel-Mertens lehnte Boehlichs Vorschlag ab mit dem Argument: „Nutten war zu seiner Zeit noch nicht üblich, außerdem typischer Berlinismus.“⁴⁷¹ Das umgangssprachliche Register, das die Übersetzerin als Argument in ihrer Beurteilung der Übersetzung von Schottlaender heranzog, bemühte sie an dieser Stelle nicht, machte aber noch einmal ihren Anspruch geltend, den Roman an der deutschen Sprache der Jahrhundertwende zu orientieren. Auf dieser Grundlage argumentierte sie auch an anderen Stellen gegen Übersetzungsvorschläge von Boehlich, der beispielsweise daran Anstoß nahm, dass in der Übersetzung von Rechel-Mertens gelegentlich Frauen die Titel und Berufsbezeichnungen ihrer Ehemänner tragen, wie

⁴⁶⁷ Keller, *Guermantes*, 223. Proust, *Guermantes*, 460: „une Rachel à vingt francs [...]“

⁴⁶⁸ Ebd., 226. Proust, ebd., 461/462: „les perles admirables de Rachel rapprirent à Robert qu’elle était une femme d’un grand prix, il la caressa, la fit rentrer dans son proper cœur [...]“

⁴⁶⁹ Ebd., 225. Proust, ebd., 461: „la taverne de l’Olympia, [...]“

⁴⁷⁰ Ebd., Proust, ebd.: „lui avaient paru assommants [...]“

⁴⁷¹ Eva Rechel-Mertens, Vermerk auf Boehlichs undatierter Liste. DLA, A: Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

etwa die „Botschafterin“,⁴⁷² mit der Rechel-Mertens „ambassadrice“⁴⁷³ übersetzt hatte: „Mich verdrießt es aber unbeschreiblich, wenn Frauen auf solche Weise Ränge oder Titel ihrer Männer erhalten. Und wir haben doch Unterscheidungsmöglichkeiten. Die Österreicher (Marschallin) sind in dieser Unart besonders übel. [...] Frau Marschall wäre zum Kotzen.“⁴⁷⁴ Wieder gab Boehlich keine Gründe für seine Kritik an Rechel-Mertens’ Option an. Dass sie auf ein entstehendes Problembewusstsein in Fragen des Geschlechterverhältnisses zurückging, ist sehr unwahrscheinlich. Es gibt in Boehlichs Arbeiten keinen Anhaltspunkt für ein Interesse an, geschweige denn eine Auseinandersetzung mit dieser Problematik. Rechel-Mertens’ Reaktion auf Boehlichs Einwand verdeutlicht indessen noch einmal ihre historisierende Herangehensweise: „Gott gebe Ihnen keine unbeschreiblicheren Verdrüsse! ,Frau Marschall’ biete ich Ihnen ja wirklich nicht an, obwohl ich mich sogar da noch auf die ultraklassische ,Frau Rat’ berufen könnte! Ich selbst finde ,Botschafterin,’ ,Gesandtin’ etc. reizvoll altmodisch.“⁴⁷⁵ Wieder berief sich Rechel-Mertens darauf, dass es früher üblich gewesen sei, auf Frauen die Titel und Berufsbezeichnungen ihrer Männer zu übertragen und führte zudem einen ästhetischen Grund für ihre Entscheidung an, nämlich dass ihr die altmodische Wirkung gefalle. Dass auch die Franzosen die Titel und Berufsbezeichnungen der Männer oft auf ihre Frauen übertrugen und Proust das an der monierten Stelle getan hatte – auch zu „ambassadrice“ hätte es im Französischen Alternativen gegeben – gab Rechel-Mertens in ihrer Antwort an Boehlich ebensowenig zu bedenken, wie den Versuch aller männlichen Figuren in der *Recherche*, ihre Frauen und Geliebten zu besitzen. Boehlich setzte sich durch.

⁴⁷² Marcel Proust, „Die Gefangene,“ in *Auf der Suche nach der Verlorenen Zeit*, übers. Eva Rechel-Mertens, Bd. V, 1953-1957 (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1956), 368.

⁴⁷³ Marcel Proust, „La Prisonnière,“ in *À la Recherche du Temps Perdu*, Bd. III, 1987-1989 (Paris: Gallimard, 1988), 750.

⁴⁷⁴ Walter Boehlich an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt/M., den 10. Mai 1961.

⁴⁷⁵ Eva Rechel-Mertens an Walter Boehlich. Heidelberg, den 23. Mai 1961. DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

Regionale Ausdrücke

Boehlichs Einwand gegen die „Marschallin“ deutet darauf hin, dass ihm Rechel-Mertens' Text regional eingefärbt schien. Zwar hatte sich die Übersetzerin erklärtermaßen für Schriftsprache und Standarddeutsch entschieden, dagegen Schottlaenders Berlinismen und plattdeutschen Einsprengsel, die er der Haushälterin Françoise in den Mund gelegt hatte, aufs schärfste kritisiert, doch spürte Boehlich bei Rechel-Mertens immer wieder Ausdrücke auf, die er als süddeutsch identifizierte: „Bub' ist ja ein sehr liebenswürdiges Wort, das man wirklich nicht aus dem deutschen Sprachschatz tilgen sollte, aber es ist auf Süddeutschland beschränkt, rein regional. [...] Das müssen Sie wirklich ändern. Die *Recherche* spielt ja nicht in München.“⁴⁷⁶ An anderer Stelle ermahnte er: „möglichst keine ausgeprägt süddeutschen Wendungen.“⁴⁷⁷ Dagegen wendete Rechel-Mertens jedoch ein: „Sie täuschen sich über den Ausdehnungsradius von ‚Bub‘ bei weitem.“⁴⁷⁸ Was Boehlich in diesen Passagen als süddeutsch erachtete, ist wahrscheinlich eher auf die österreichischen Sprachvorbilder zurückzuführen, die sich Rechel-Mertens, wie aus dem in Kapitel II erwähnten Brief hervorgeht, im Umfeld Hugo von Hofmannthals suchte.

Das Resultat gab auch Hirsch Anlass zu Kritik: „Austriazismus,“⁴⁷⁹ beklagte er an einer Stelle, „leider bei der Übersetzerin sehr häufig,“⁴⁸⁰ an einer anderen: „Wieder ein Ausdruck, der dem (nicht aus Österreich stammenden) Leser unbekannt ist. Gott schütze die deutsche Sprache vor Wien!“⁴⁸¹ und dann wieder: „Austriazismus, der bei der Revision der vorigen Bände durchlaufend beseitigt ist.“⁴⁸² Beispiele für die von Hirsch monierten Austriazismen finden sich

⁴⁷⁶ Walter Boehlich an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt/M., den 12. September 1960.

⁴⁷⁷ Walter Boehlich an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt/M. ohne Angaben.

⁴⁷⁸ Eva Rechel-Mertens an Walter Boehlich. Heidelberg, o.D., 1960.

⁴⁷⁹ Wolfgang Hirsch an Walter Boehlich. Aachen, den 25. November 1963. Wolfgang Hirsch an den Suhrkamp Verlag, Aachen, 1960-1968. DLA, SUA: Suhrkamp/03 Lektorate. Zugangsnummer: SU.2010.0002, Mediennummer: HS008011341.

⁴⁸⁰ Ebd.

⁴⁸¹ Ebd.

⁴⁸² Ebd.

in allen Bänden. In Band sechs, *Die Entflozene*, erklärt der Kellner Aimée, bei dem der Erzähler Nachforschungen über Robert de Saint-Loups Liebesleben anstellt: „Monsieur erinnert sich sicher noch, daß der Herr Marquis fortging, wobei er einen Wutanfall vorschützte. Ich will damit keinesfalls sagen, daß Madame etwa recht gehabt hat. Sie hat ihn mehr als einmal bis aufs Blut sekkiert.“⁴⁸³ Rechel-Mertens erlaubte Boehlich, „sekkiert“ durch „bis aufs Blut gereizt“ zu ersetzen. Rechel-Mertens’ österreichischer Ausdruck dürfte für die meisten deutschen Leserinnen und Leser tatsächlich vollkommen unverständlich sein und sich nur über den Kontext erschließen. Dabei ruft „sekkiert“ allerdings keine österreichischen Assoziationen auf, sondern wirkt vielmehr wie ein Fremdwort, das in Deutschland nicht gebräuchlich ist.

An anderer Stelle beobachtet der Erzähler, dass sein Freund de Saint-Loup, um, von seiner Frau unbemerkt, Charles Morel aushalten zu können, „neuerdings zur Sparsamkeit neigte. [...] Saint-Loup lehnte es ab, einen Fiaker zu nehmen, und ich sah, daß er ein Umsteigebillet der Trambahn sorgfältig aufbewahrt hatte.“⁴⁸⁴ In neueren Auflagen wurde „Trambahn“ durch „Straßenbahn“ ersetzt. „Trambahn“ ist für das deutsche Lesepublikum verständlich, ruft aber österreichische oder süddeutsche Assoziationen auf. Für den Gesamteindruck ihrer Übersetzung sind Rechel-Mertens’ Austriazismen jedoch nicht bestimmend.

Grundsätzlich ergibt der Versuch, mit dem Szenario der österreichischen k.u.k. Monarchie das französische Fin de Siècle Szenario an einen deutschsprachigen Kontext anzulehnen, Sinn. Zur Lippe erinnert sich an detaillierte Überlegungen von Rechel-Mertens, die schon eine Familie wie die Guermantes, gut situiert und doch ohne Regierungsverantwortung, in

⁴⁸³ Rechel-Mertens, *Entflozene* (1956): 414.

Marcel Proust, „Albertine Disparue,” in *À la Recherche du Temps Perdu*, Bd. IV (Paris: Gallimard, 1989), 260: „Monsieur se rappelle sans doute que M. le marquis s’en alla en prétextant une crise de colère. Sans doute je ne veux pas dire que Madame avait raison. Elle lui en faisait voir de cruelles.”

⁴⁸⁴ Rechel-Mertens, *Entflozene*, 420.

Proust, *Albertine*, 263/264: „[...] était devenue économiste. [...] Saint-Loup refusa de prendre un fiacre, et je vis qu’il avait gardé une correspondance de tramway.”

Deutschland nicht sah.⁴⁸⁵ Eine Adelswelt wie Proust sie schilderte konnte sich Rechel-Mertens laut zur Lippe im deutschsprachigen Kontext nur in Österreich denken.⁴⁸⁶ Obwohl diese Überlegung nachvollziehbar ist, zeigen die Reaktionen von Boehlich und Hirsch, dass Rechel-Mertens' Austriazismen keine Assoziationen des österreichischen Fin de Siècle geweckt haben, so dass sich die Frage stellt, ob diese Anspielung überhaupt in einem größeren Leserkreis funktioniert, oder ob sie ähnlich befremdend wie Schottlaenders Plattdeutsch wirkt. Anders als dieses ist das Österreichische allerdings in einem ganzen Land verbreitet und fließt auch in die Literatur dieses Landes ein, so dass einzelne Ausdrücke in der Literaturübersetzung vielleicht doch akzeptabel sein sollten. Auch ohne die Assoziation der österreichischen Adelswelt entfaltet der Ausdruck „bis aufs Blut sekkiert“ im Vergleich zu „bis aufs Blut gereizt“ eine leicht zurücknehmende Wirkung. Ob dies bei allen von Rechel-Mertens verwendeten Ausdrücken der Fall und angemessen ist, müsste eine andere Arbeit erweisen.

Übersetzen oder nicht übersetzen?

Abgesehen von dem Aspekt der regionalen Ausdrücke, die bei Schottlaender allerdings keinen Anstoß erregten, fanden die Kritikpunkte, die Rechel-Mertens' Register betrafen, keine Berücksichtigung. Ebenso wenig folgte Rechel-Mertens Schottlaenders und Hirschs Wunsch, generell mehr zu übersetzen. Wolfgang Hirsch hatte schon im September 1953 per Brief – der Verlag hatte ihm die Druckfahnen vorab geschickt – und am 22. November 1953 in der *Neuen Zeitung* darauf reagiert. In der veröffentlichten Rezension lobte er den Verlag für Peter Suhrkamps Unterfangen, die *Recherche* vollständig in Übersetzung herauszugeben, strich die Bedeutung von Prousts Werk heraus und kommentierte auch Rechel-Mertens' Übersetzung.

⁴⁸⁵ Prinz Rudolf zur Lippe (Eva Rechel-Mertens' Erbe), im Gespräch mit Nora Brüggemann, Mai 2015.

⁴⁸⁶ Ebd.

Diese betrachtete er zwar als „ausgezeichnet,“⁴⁸⁷ gab aber die Anregung: „Namen von Speisen auf deutsch, Verse von Racine und Desjardins, Anreden ‚Monsieur‘ auf deutsch.“⁴⁸⁸ Gründe für den Wunsch nach mehr Übersetzung gab Hirsch an dieser Stelle nicht an.

Schottlaender wurde in diesem Zusammenhang spezifischer:

Kein Verleger kann sich über die Tatsache hinwegsetzen, daß in den 12 Jahren des ‚Dritten Reichs‘ Französisch an deutschen Schulen fast gar nicht unterrichtet wurde. Und auch jetzt ist es noch längst nicht wieder so weit damit wie einst. [...] Abgesehen davon, daß es auch für den, der sein Schul- oder Hotelfranzösisch im Kopf hat, fast nichts bedeutet, von dem kleinen ‚train-train‘ der Großtante zu lesen (164 ff.), während er gewiß schmunzeln würde, wenn es (wie 1926) ‚der kleine Schlendrian‘ hieße.⁴⁸⁹

Schottlaender äußerte Zweifel daran, dass das deutschsprachige Lesepublikum tatsächlich schon europäisch genug sei, um sich Proust in der vorliegenden Form anzueignen. Er glaubte nicht, dass die Folgen der Isolation im Nationalsozialismus sich bereits ausgewachsen hätten. Zudem warb er nochmals für seinen auf Lesewirkung zielenden Ansatz, wenn er auf die distanzierende Wirkung des französischen „train-train“ aufmerksam machte, während seine Übersetzung mit „der kleine Schlendrian“ unmittelbar Sinn ergeben und eine emotionelle Reaktion hervorrufen würde.

Boehlich, der in seiner veröffentlichten Kritik an Rechel-Mertens' Proust-Übersetzung noch das französische Kolorit gelobt hatte, wie es sich etwa in den Anreden und Zitaten äußere, zeigte sich im Verlauf seiner Korrespondenz mit Hirsch zunehmend zugänglich für dessen Argumente. Rechel-Mertens, die gegen Boehlichs Vorschlag, „Tisane“ mit „Kräutertee“ zu

⁴⁸⁷ Wolfgang Hirsch, Prousts Oeuvre.

⁴⁸⁸ Ebd.

⁴⁸⁹ Schottlaender, Bemerkungen.

übersetzen, eingewendet hatte, dass in der gehobenen Gastronomie die Bezeichnung „Tisane“ geläufig sei, antwortete der Lektor:

hier, wie meistens, worüber wir aber nicht diskutieren wollen, prügeln Sie den falschen Esel. Nicht ich bin der Fremdwortgegner. Von mir aus können Sie gern, wenn Sie es schön finden, Tisane stehen lassen. Allerdings können Sie nicht erwarten, daß Herr Hirsch darüber unterrichtet ist, was jeder Landser heute weiß. Er hat aus Ihnen bekannten Gründen nicht an Hitlers Krieg teilgenommen, wie er auch während der besagten zwölf Jahre keine Gelegenheit gehabt hat, Luxushotels zu besuchen, da er nicht etwa zu den Privilegierten, sondern zu den Verfolgten gehört hat.⁴⁹⁰

Daraufhin akzeptierte Rechel-Mertens Boehlichs Vorschlag sofort. Boehlich argumentierte zwar anders als Schottlaender nicht, dass die während der zwölf Jahre Nationalsozialismus im Land gebliebenen Deutschen kein Französisch mehr gelernt hätten, doch rief auch er den Kriegskontext auf, wenn er für Übersetzung plädierte.

Suhrkamp entschied sich in der Frage der französischsprachigen Einsprengsel jedoch, die Übersetzerin zu stützen. Weil der Brief einen weiteren zentralen, in Suhrkamps veröffentlichten Texten aber nur nebenbei erwähnten Aspekt beleuchtet, wird er an dieser Stelle ausführlich zitiert:

Im Deutschen werden sie [die Personen in einem Roman oder einer Erzählung] stattdessen in der Regel mit Vornamen genannt. Im Englischen oder Französischen werden die Personen fast immer mit Monsieur und Madame, Mr. oder Ms. bezeichnet. Wenn man das ständig mit Herr oder Frau übersetzt, ist die Wirkung im Deutschen leicht fatal. Andererseits kann man nicht vollständig darauf verzichten. Außerdem scheint mir,

⁴⁹⁰ Walter Boehlich an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt/M., den 12. September 1960.

dass man es auch als ein äußerliches Charakteristikum der französischen oder englischen Epik dem deutschen Leser zumuten darf. Und meine persönliche Neigung geht sogar darüber hinaus dahin, auch andere Rudimente der Fremdsprache bestehen zu lassen. Das hängt allerdings ganz von dem Werk ab und nicht zuletzt von dem Leserkreis, der für ein Werk in Betracht kommt. Bei Proust mache ich mir trotz des Augenblickserfolges gar nichts darüber vor, daß im Grunde genommen nur sehr gebildete Menschen als Leser in Betracht kommen; daß man ihn in der breiten Masse, die keine Ahnung vom französischen [sic!] hat, nicht einbürgern kann. Ich habe auch einige Wendungen stehen lassen, um damit das Weltweite, um nicht zu sagen: Kosmopolitische in der geistigen Haltung dieser Romane anzudeuten, und ich finde darin auch Charakteristika für den Proust'schen Snobismus ins Deutsche übertagen. Ich hoffe, ich habe Ihnen soweit wenigstens meine Argumente deutlich machen können. Einen Sonderfall stellen in diesem Zusammenhang die Speisekarten dar. Die Speisekarten haben auf der ganzen Welt immer mehr ein internationales Gesicht. [...] Von mir ist dabei sehr berücksichtigt, dass in Deutschland augenblicklich infolge der Besatzung die Durchsetzung der Sprache mit ausländischen Wendungen und Bezeichnungen eine große Gefahr darstellt. Aber das ist nicht nur eine Gefahr. Man kann darüber streiten, was in diesem Prozess einer Sprache bekömmlich ist.⁴⁹¹

Zunächst einmal führte Suhrkamp ästhetische Gründe für seine Unterstützung von Rechel-Mertens' Entscheidung, etwa französischsprachige Anreden beizubehalten, ins Feld, die sich aus unterschiedlichen Gepflogenheiten in der deutschsprachigen, bzw. englischen und französischen Literatur ergebe: In der deutschsprachigen Literatur erschienen die Figuren meist unter ihrem

⁴⁹¹ Peter Suhrkamp an Wolfgang Hirsch. Frankfurt/M., den 16. Dezember 1953. Briefe von Peter Suhrkamp an Wolfgang Hirsch, 1952-1959. DLA, SUA: Suhrkamp, Peter Suhrkamp Archiv. Korr. zu Proust, 1950-1959 II, A-Z.

Vornamen, in englisch- und französischsprachiger unter ihrem Nachnamen. Ob seine Einschätzung richtig ist, bleibe einmal dahingestellt. Bemerkenswert bleibt, dass ihm die Anrede mit „Sie“ als Merkmal französischsprachiger Literatur erscheint, das als solches akzeptiert werden müsse. Schon in seinem Essay *Über das Lesen* hatte er als Verleger es als seine Aufgabe beschrieben, Literatur zu verlegen, welche „die Welt“⁴⁹² als „den reichen Strom vieler Quellen“⁴⁹³ erfahrbar macht, die also ganz nebenbei auch über fremde Länder und Gebräuche Aufschluss gibt. Suhrkamps Entscheidung für Rechel-Mertens' französisches Kolorit trägt also auch eine pädagogische Nuance.

Entscheidend ist sicher aber der nachfolgende Grund, nämlich, dass Suhrkamp aus Prousts Roman „Weltweite,“ ja eine kosmopolitische „Geisteshaltung“ herausliest, die er in die deutsche Übersetzung hinübertransportiert sehen möchte. Rechel-Mertens' Übersetzung kommt diesem Anliegen aus bereits dargelegten Gründen entgegen. Beide, Suhrkamp und Rechel-Mertens, verbinden mit der Proust-Übersetzung die Hoffnung, den Horizont des Lesepublikums über die deutschsprachigen Grenzen hinweg auf Europa hin zu weiten. Eine sich stärker dem deutschsprachigen Kontext annähernde Übersetzung mag vor einem solchen Hintergrund den Anstrich des Provinziellen gehabt haben, der mit der kulturellen Isolation in den Jahren des Nationalsozialismus assoziiert wurde. In diesem Zusammenhang sieht Suhrkamp auch die Durchsetzung der deutschen Sprache mit ausländischen Wendungen nicht notwendigerweise als Gefahr, sondern wohlmöglich als eine natürliche Entwicklung, die bei der von ihm begrüßten Berührung zweier Sprachgemeinschaften einsetzt.

Gegen Einwände wie sie Schottlaender oder Boehlich vorbrachten, griff Suhrkamp schon in diesem Brief vor, indem er das anvisierte Lesepublikum von vorn herein auf sehr gebildete

⁴⁹² Suhrkamp, *Lesen*, 14.

⁴⁹³ Ebd.

Leserinnen und Leser einschränkte. Dass es möglicherweise, ja wahrscheinlich sogar nur wenige sein würden, interessierte ihn nicht. Auch im Zusammenhang mit der in seinem Verlag erscheinenden Proust-Übersetzung kam also Suhrkamps elitäres Konzept zum Tragen. Der Verleger setzte er bei der Umerziehung der Deutschen auf eine Elite, die es durch anspruchsvolle Literatur zu fördern und zu bilden galt, so dass sie ihrerseits, nunmehr von der in ihr geweckten „Gabe des selbstständigen Denkens“⁴⁹⁴ Gebrauch machend, im Sinn der Aufklärung auf ihr Umfeld einwirkten.

Abgesehen von den mit Suhrkamp abgesprochenen weisen Rechel-Mertens' französischsprachige Einsprengsel aber doch eine Tendenz auf. Wie im Fall von Saint-Loups Entdeckung, dass seine Freundin für andere Freier für 20 Francs zu haben ist, entschied Rechel-Mertens sich gegen die Übersetzung ins Deutsche, wenn sich Prousts Figuren schämten und eine beschämende Lesewirkung zu befürchten war. So auch in der Schilderung homosexueller Begegnungen. Dort wollte Boehlich die von Rechel-Mertens als Fremdwort übernommenen „Bracelets“ durch „Armbänder“ ersetzt sehen. Der Erzähler Marcel, der detailliert mehr oder weniger erfolglose Versuche bei Homosexuellen analysiert, die ihre Neigungen zu unterdrücken oder zu verbergen suchen, geht mit der Erwähnung der Armbänder zu einer anderen Gruppe über, die ihre Homosexualität auslebte und sich an öffentlichen Orten mittels der Armbänder heimlich untereinander verständigte: „[...] an gewissen Abenden gibt es [an einem anderen Tisch] Extremisten, die ein Armband unter ihrer Manchette hervorsehen lassen, manchmal auch ein Kollier aus dem Schlitz ihres Kragens, [...]“⁴⁹⁵ Da Homosexualität strafrechtlich verfolgt

⁴⁹⁴ Peter Suhrkamp, „Der Schriftsteller in der Gesellschaft“ (Vortrag, 17. September 1947). Ohne Ort. DLA, SUA: Suhrkamp/01.

⁴⁹⁵ Keller, Sodom, 33. Proust, Sodome, 21: „certains soirs, à une autre table, il y a des extrémistes qui laissent passer un bracelet sous leur manchette, parfois un collier dans l'évasement de leur col, [...]“

wurde, musste das Interesse an einem gleichgeschlechtlichen Partner verdeckt zum Ausdruck gebracht werden. Boehlichs Punkt ist nun, dass dieser Vorgang nicht verständlich würde, wenn im Deutschen das französische Bracelet stehen bliebe: „Man muß die Anspielung auf das Homosexuelle doch verstehen können.“⁴⁹⁶ „Das wußte ich nicht,“⁴⁹⁷ räumte Rechel-Mertens ein und akzeptierte Boehlichs Vorschlag.

Auch an anderer Stelle hatte Rechel-Mertens eine homosexuelle Anspielung nicht erkannt, und Boehlich bemerkte: „Aimé ist homosexuell, er verkauft sich; darauf wird angespielt: „den künstlerischen Wert seiner Gesichtszüge außer Acht gelassen und war, da sein eigentliches Wesen kühl war, wohl auch kaum geneigt, diesen Wert besonders herauszustellen.“⁴⁹⁸ Auch an dieser Stelle reagierte Rechel-Mertens konzilient. Ihre Bereitwilligkeit in dieser Hinsicht deutet darauf hin, dass ihr manche sexuelle Anspielungen entgangen waren bzw. ihr keine befriedigenden Übersetzungslösungen einfielen. Wie auch die Reaktionen im Feuilleton zeigen, war es für Rechel-Mertens' Generation vollkommen unüblich, sich so ausführlich und differenziert mit Fragen der Sexualität und deren Ächtung auseinanderzusetzen, wie Proust es in der *Recherche* tat. Der Übersetzerin dürften an dieser Stelle buchstäblich die Worte gefehlt haben; Proust eröffnete eine Welt, die ihr und vielen zeitgenössischen Leserinnen und Lesern fremd war. Neben den vorher abgesprochenen Einsprengeln und denen, die Rechel-Mertens einfach gefielen, bilden die, die sexuelle Anspielungen zum Inhalt haben, eine weitere Gruppe.

⁴⁹⁶ Walter Boehlich an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt/M., ohne Angaben.

⁴⁹⁷ Ebd.

⁴⁹⁸ Ebd.

Nationalsozialistisch kontaminierte Sprache?

Am bereitwilligsten ging Rechel-Mertens auf Einwände ein, die sich auf Passagen bezogen, in denen Rassismus thematisiert wird oder sich Prousts Figuren rassistisch äußern. In Band zwei etwa, in dem der Erzähler erstmals seiner späteren Geliebten Albertine begegnet, lästert das zu diesem Zeitpunkt etwa zwölfjährige Mädchen in einer Unterhaltung mit ihren Freundinnen über die Blochs Schwestern:

„On ne me permet pas de jouer avec des Israélites,” disait Albertine. La façon dont elle prononçait „issraélite” au lieu d’„izraélite” aurait suffi à indiquer, même si on n’avait pas entendu le commencement de la phrase, que ce n’était pas de sentiments de sympathie envers le peuple élu qu’étaient animées ces jeunes beourgoises, de familles dévotes, et qui devaient croire aisément que les Juifs égorgeaient les enfants chrétiens. „Du reste, elles ont un sale genre, vos amies,” me disait Andrée avec un sourire qui signifiait qu’elle savait bien que ce n’étaient pas mes amies. „Comme tout ce qui touche à la tribu,” répondait Albertine sur le ton sentencieux d’une personne d’expérience.⁴⁹⁹

In dieser Passage kommt der vom Erzähler Marcel beobachtete bürgerliche Antisemitismus deutlich zum Ausdruck, umso mehr, als die jungen Mädchen unreflektiert und von daher ungeschönt nachplappern, was sie bei den Erwachsenen gehört haben. Rechel-Mertens nimmt der Passage die Schärfe, indem sie wie folgt übersetzt: „„Außerdem benehmen sie sich schlecht, Ihre Freundinnen,” meinte Andrée mit einem Lächeln, in dem deutlich die Überzeugung lag, daß die Mädchen nicht meine Freundinnen seien. „Wie alles, was mit den Kindern Israels zu tun hat,”

⁴⁹⁹ Marcel Proust, „À l’Ombre des Jeunes Filles en Fleurs,” in *À la Recherche du Temps Perdu*, Bd. I u. II, 1987-1989 (Paris: Gallimard, 1988), II: 256/157.

setzte Albertine noch altklug hinzu.⁵⁰⁰ „tribu“ wird im Wörterbuch mit „Sippe“ oder „Stamm“ übersetzt, was eine biologische Nuance hat. Mit „den Kindern Israels“ dämpft Rechel-Mertens diese biologische Nuance ab. Ihre Formulierung klingt im Gegenteil fast verniedlichend und ist wohl dem Versuch geschuldet, Albertines kindliche Naivität zu betonen. Boehlich hingegen spitzt die biologische Nuance von „tribu“ zu, indem er Rechel-Mertens’ „Kinder Israels“ durch das Wort „Rasse“ ersetzt: „„Wie alles, was mit der Rasse zu tun hat,“ setzte Albertine noch altklug hinzu.“⁵⁰¹ Diese Version wirkt im Gegensatz zu der von Rechel-Mertens verschärfend.

An einer anderen Stelle schildert der Erzähler Marcel eine subtilere, deswegen aber nicht weniger perfide Form von Rassismus. Eine Dame, Mme. Blantin, besuchte gern den Jardin d’Acclimatisation, einen Zoo, in dem in einem Käfig Afrikaner ausgestellt wurden. Swann und Odette erzählen darüber:

„Vous savez que Mme. Blantin aime à interpellier tout le monde d’un air qu’elle croit aimable et qui est surtout protecteur.“ – „Ce que nos bons voisins de la Tamise appellent *patronizing*,“ interrompt Odette. [...] „Enfin, elle s’adresse à un de ces noirs: ‚Bonjour, négro!‘ [...] „[...] ce qualificatif ne plut pas au noir: ‚Moi, négro,‘ dit-il avec colère à Mme Blantin, ‚mais toi, chameau!‘“ – „Je trouve cela très drôle! J’adore cette histoire.“⁵⁰²

Rechel-Mertens übersetzte:

„„Sie wissen ja, daß Mme. Blantin alle Welt in einer Art begrüßt, die sie für liebenswürdig hält und die vor allem gönnerhaft ist.““ - „das, was unsere lieben Nachbarn an der Themse *patronizing* nennen,“ unterbrach Odette. „Also gut, sie redet einen von

⁵⁰⁰ Marcel Proust, „Im Schatten Junger Mädchenblüte,“ in *Auf der Suche nach der Verlorenen Zeit*, übers. Rechel-Mertens, Bd. II, 1953-1957 (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1954), 693/694.

⁵⁰¹ Marcel Proust, „Im Schatten Junger Mädchenblüte,“ in *Auf der Suche nach der Verlorenen Zeit*, übers. Rechel-Mertens, Bd. I, 1967 (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1967), 1186.

⁵⁰² Proust, *l’Ombre*, 526.

den Schwarzen an und sagt: ‚Guten Morgen, Nigger!‘ [...] dem Schwarzen [gefiel] diese Bezeichnung nicht: ‚Ich Nigger,‘ sagte er wütend zu Madame Blantin, ‚aber du Kamel!’” – „Ich finde das wahnsinnig komisch! Eine himmlische Geschichte.“⁵⁰³

Boehlich reagierte auf diese Übersetzung merklich gereizt und bemerkte: „Wenn Frau Blantin ‚Nigger‘ hätte sagen wollen, hätte sie es ja sagen können. Es hat schon einen Grund, daß sie ‚Negro‘ sagt, und daß der Mann gekränkt ist, hat auch einen Grund, aber nicht etwa, weil man ihn ausgerechnet ‚Nigger‘ genannt hätte.“⁵⁰⁴ Boehlichs Einwand bezieht sich wohl auf das gönnerhafte Auftreten von Mme. Blantin, das Swann zu Beginn seiner Erzählung betont, und das Odette, die ihre Rede gern mit Anglizismen schmückt, als „patronizing“ bezeichnet. Im Gegensatz zu ihrem Umfeld, auch das betont Swann, empfindet Mme. Blantin ihr Auftreten als liebenswürdig. Zu dieser Selbstwahrnehmung will Rechel-Mertens’ zuspitzende Übersetzung mit „Nigger“ nicht passen, denn diese Formulierung kann selbst eine naive Figur wie diese Dame nicht als besondere Liebenswürdigkeit bewerten. Die neutrale Bezeichnung wäre zu Prousts Zeit im Französischen „nègre,” also „Neger“ gewesen, was Proust aber nicht schreibt, weil es ebenfalls dem gönnerhafte Auftreten nicht gerecht wird. Rechel-Mertens akzeptierte Boehlichs Vorschlag, der in diesem Fall ausnahmsweise für die Beibehaltung von „negro“ plädierte.⁵⁰⁵ Luzius Keller machte daraus in seiner Überarbeitung, die in Kapitel VI detailliert besprochen wird, „Hallo Negerlein!” und verdeutlicht so das Verhalten, das Odette als „patronizing“ charakterisiert hatte, und das Mme. Blantins Versuch der Liebenswürdigkeit geschuldet ist, wo von vorn herein keine Liebenswürdigkeit möglich ist: Einen eingesperrten Menschen zu betrachten ist genauso schlimm, wie ihn einzusperren und wie ein Tier im Zoo auszustellen. Swann und Odette machen sich über Mme. Blantins Naivität lustig, von der sie aber selbst nicht

⁵⁰³ Rechel-Mertens, Schatten (1954):162.

⁵⁰⁴ Walter Boehlich an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt/M., den 12. September 1960.

⁵⁰⁵ Rechel-Mertens, Schatten (1967): 706.

frei sind. Sie erzählen diese Anekdote im Rahmen einer Plauderrunde und als Witz, bei dem sie sich gegenseitig ins Wort fallen und wechseln dann bald das Thema, ohne weiter auf die furchtbare Situation des Eingesperrten einzugehen.

Scharfe Kritik übte auch Wolfgang Hirsch in seinen Kommentaren. Über eine Textstelle hieß es bei ihm:

Eine der schändlichsten Stellen der Übersetzung. Missverständnis (absichtslose Reminiszenz aus unbewältigten Zeiten?) des französischen Wortes „race.“

Selbstverständlich meint Proust an dieser Stelle nicht die jüdische Rasse, sondern den Menschentyp Blochs. Unglaublich ist es, dass die Stelle jemals so gedruckt wurde.

Verzeihen Sie meine Offenheit! Die Übersetzung ist umso skandalöser, als es sich ja um Bloch handelt. Proust als Hitlerjunge Quex!⁵⁰⁶

Die monierte Passage befindet sich im sechsten Band, *Albertine Disparue*, und betrifft eine Indiskretion Blochs, der über den Liebeskummer der Hauptfigur Marcel getratscht hatte. Dass der Erzähler Marcel darauf heftig reagiert, quittiert Bloch mit Verwunderung. Darüber müsse man sich doch nicht so aufregen, sagt er, und der Erzähler denkt:

Vielleicht sagte er es, um seinem indiskreten Schritt in meinen Augen etwas Gewicht zu nehmen, vielleicht auch, weil [...], selbst wenn er einer anderen Menschenrasse angehört hätte, andere Menschen sich nicht auf den gleichen Standpunkt stellen können wie wir und deshalb das Ausmaß des Unheils nicht begreifen, das ihre beiläufig geäußerten Worte in uns anrichten können.⁵⁰⁷

⁵⁰⁶ Wolfgang Hirsch an Walter Boehlich. Aachen, den 25. November 1963.

⁵⁰⁷ Keller, *Flüchtige*, 43/44.

Proust, *Albertine*, 27: „Peut-être le disait-il pour ôter à mes yeux de l'importance à son indiscrete demarche, [...] peut-être parce-que, même eût-il été d'une autre race d'hommes, les autres, ne pouvant jamais se placer au même

Die Verknüpfung von empathischen Fähigkeiten und Taktgefühl mit der Zugehörigkeit zu einer bestimmten „Menschenrasse“ mag wenig überzeugend wirken und Hirschs Vorschlag, an dieser Stelle „race d’hommes“ mit „Menschenschlag“ zu übersetzen, angemessen.

Dass Rechel-Mertens dies nicht getan hatte, setzte Hirsch in Beziehung zu nationalsozialistischer Ideologie, die, der Übersetzerin unbewusst, dennoch in ihrem Denken weiterwirke und ihre Sprache kontaminiere. So klagte er über eine andere Stelle:

Frau Rechel – vielleicht ein Opfer düsterer Jahre – übersetzt das Wort „race,“ das sie im Gobineauschen Sinne als einen Abstammungsgegensatz anthropologischer Art auffasst, mit dem deutschen Wort „Rasse.“ Hier ist aber nicht, wie die Übersetzerin glaubt, der Rassengegensatz zwischen Rachel und Saint-Loup gemeint. Es handelt sich in Wirklichkeit um den von Rachels intellektuellen (keineswegs jüdischen) Freunden, d.h. Rachels ganzen Milieu einerseits und dem „geistlosen“ Hochadel andererseits.⁵⁰⁸

Rechel-Mertens hatte übersetzt: „Sie [Rachels Freunde] hatten diese überzeugt, daß sie ihr Talent niemals entwickeln würde, solange sie Robert, ‚den Mann einer andern Rasse,‘ auf sich Einfluss nehmen ließe, und sich mit ihr in seiner Gegenwart bei den Abendessen, die er ihnen gab, über ihn lustig gemacht.“⁵⁰⁹ Boehlich folgte Hirsch und drang auch an dieser Stelle auf die Übersetzung mit „Menschenschlag.“⁵¹⁰ In Rechel-Mertens’ Wahl liegt wahrscheinlich ein Echo des Intellektuellenstereotyps, der per se jüdisch konnotiert ist, während Boehlich mit Hirsch

point de vue que nous, ne comprennent pas l’importance du mal que leurs paroles dites au hasard peuvent nous faire.”

⁵⁰⁸ Wolfgang Hirsch an Walter Boehlich. Aachen, den 30. Januar 1960.

⁵⁰⁹ Marcel Proust, „Sodom und Gomorra,“ in *Auf der Suche nach der Verlorenen Zeit*, übers. Eva Rechel-Mertens, Bd. IV, 1953-1957 (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1955), 152.

Marcel Proust, Sodome, 94/95: „Ils lui avaient en effet persuadé qu’elle n’aurait jamais de talent si elle laissait Robert, ‚homme d’une autre race,‘ prendre l’influence sur elle, et avec elle se moquaient de lui, dans les dîners qu’il leur donnait.”

⁵¹⁰ Marcel Proust, „Sodom und Gomorra,“ in *Auf der Suche nach der Verlorenen Zeit*, übers. Eva Rechel-Mertens, Bd. II, 1967 (Frankfurt/M., Suhrkamp, 1967), 2176.

Rachels intellektuellen Freundeskreis nicht zwangsläufig als jüdischen Freundeskreis verstehen wollte.

Die Übersetzung mit „Rasse“ akzeptierte Hirsch nur an Stellen, in denen dezidiert von physischen Merkmalen die Rede ist:

Je savais que, aussi profound, aussi inéluctable que le patriotisme juif ou l’atavisme chrétien chez ceux qui se croient le plus libérés de leur race, habitait sous la rose inflorescence d’Albertine, de Rosemonde, d’Andrée, inconnu à elles-même, tenu en réserve pour les circonstances, un gros nez, une bouche proéminente, un embonpoint qui étonnerait mais était en réalité dans la coulisse, prêt à entrer en scène, imprévu, fatal, tout comme tel dreyfusisme, tel cléricalisme [...].⁵¹¹

Die jungen Mädchen werden zwangsläufig ihre Familienähnlichkeiten ausbilden und die typischen physischen Merkmale, wie überraschend sie auch angesichts der Erscheinung im Pubertätsalter wirken mögen. An dieser Stelle entzieht sich Hirsch der Übersetzung von „race“ mit „Rasse“ nicht, wiewohl das Konzept auch an dieser Stelle psychische Merkmale mit einbegreift, die sich bis hin auf politische Überzeugungen erstrecken. Das Konzept der Rasse verknüpft sich mit Betrachtungen über die Willensfreiheit und Möglichkeiten zur Selbstbestimmung.

⁵¹¹ Marcel Proust, *l’Ombre*, 245.

Marcel Proust, „Im Schatten Junger Mädchenblüte,“ in *Auf der Suche nach der Verlorenen Zeit*, übers. Eva Rechel-Mertens, rev. Luzius Keller und Sibylla Laemmel, Bd. II, 1994-2002 (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1995), 670: „Ebenso tief eingewurzelt, ebenso unentrinnbar wie jüdischer Patriotismus oder christlicher Atavismus bei denen, die sich frei dünken von allen Banden ihrer Rasse, wohnten – ich wußte es – unter dem rosigen Blütenstand von Albertine, Rosemonde oder Andrée, ihnen selber noch unbekannt und für spätere Gelegenheiten in Reserve gehalten, eine dicke Nase, wulstige Lippen oder eine Körperfülle, die überraschen würden, in Wirklichkeit aber schon in der Kulisserie warteten, bereit, auf die Bühne zu treten: unvorhergesehen, schicksalsmäßig, ganz wie diese oder jene Art von Dreyfus-Anhängerschaft, von Klerikalismus [...].“

Boehlich schenkte Hirsch nicht nur in der Übersetzung des Wortes „race“ Gehör, sondern entsprach zurecht seinem Wunsch, „assimilieren“⁵¹² durch „sich anpassen“⁵¹³ zu ersetzen, wo es sich um die Gepflogenheiten von Schichten oder Gruppierungen handelt, oder „Deportation“⁵¹⁴ durch „gewaltsame Wegführung.“⁵¹⁵ Hirsch hatte beklagt, dass es sich hier „nicht um eine Deportation in unserem Sinne, sondern um Vertreibung aus der Pfarrei handelt. Das ist ‚nicht nur‘ völliger Blödsinn.“⁵¹⁶ Das Wort Deportation ist in der deutschen Sprache tatsächlich nur noch auf die Deportation der Juden und anderen Opfer der Nazis anzuwenden.

Hirsch, der selbst Opfer rassistischer Hetze geworden war und aus dem nationalsozialistischen Deutschland hatte fliehen müssen, reagierte sensibel auf antisemitische Äußerungen und rassistische Ideen. Wo solche in Rechel-Mertens' Übersetzung auftraten, schrieb er sie einer durch den Nationalsozialismus kontaminierten Sprache zu. Boehlich schloss sich Hirsch an; beide entwickelten eine sprachliche Sensibilität, die viele von den Begriffen, die Rechel-Mertens verwendet hatte, unbrauchbar erscheinen ließ.

Das Ergebnis ist, wie es heute hieße, eine Proust-Übersetzung in politisch korrekter Sprache, eine Sprache, die sich u.a. im Bewusstsein des Zivilisationsbruchs durch den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust entwickelte. Zugrunde liegt ein gesteigertes Problembewusstsein, was Fragen von Unterdrückung, Diskriminierung und Rassismus betrifft. Im Paris der Jahrhundertwende waren die rassistischen Theorien, bei denen die Nationalsozialisten Anleihen machten, gerade erst geschrieben worden. Sie weckten auch im Frankreich der

⁵¹² Wolfgang Hirsch an Walter Boehlich und Siegfried Unseld. Aachen, den 25. Oktober 1963. Briefe von Wolfgang Hirsch an Walter Boehlich und Siegfried Unseld. Aachen, 1960-1968. DLA, SUA: Suhrkamp/03 Lektorate. Zugangsnummer: SU.2010.0002, Mediennummer: HS008011341.

⁵¹³ Marcel Proust, „Die Gefangene,“ in *Auf der Suche nach der Verlorenen Zeit*, übers. Eva Rechel-Mertens, Bd. III, 1967 (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1967), 1150.

⁵¹⁴ Rechel-Mertens, *Entflohene*, (1956), 83.

⁵¹⁵ Marcel Proust, „Die Entflohene,“ in *Auf der Suche nach der Verlorenen Zeit*, übers. Eva Rechel-Mertens, Bd. III, 1967 (1967), 3387.

⁵¹⁶ Wolfgang Hirsch an Walter Boehlich und Siegfried Unseld. Aachen, den 25. November 1963.

Jahrhundertwende lebhaftes Interesse, wobei der biologische Rassebegriff noch relativ neu und schillernd war. Ob es wirklich eine nationalsozialistisch kontaminierte Sprache ist, die Hirsch und Boehlich in Rechel-Mertens' Übersetzung beanstandeten, oder ob es die französische Sprache der Jahrhundertwende war, soll im folgenden Kapitel erörtert werden.

Hirschs und Schottlaenders Einwände gegen Rechel-Mertens' Übersetzung richteten sich gegen Übersetzungslösungen, die distanzierend auf das deutschsprachige Lesepublikum wirken mussten. Wenn auch nicht im gleichen Maß wie Schottlaenders und Hirschs, so tendieren Boehlichs Vorschläge ebenfalls in diese Richtung. Das zeigt sich in Einzelfällen an seiner Aufgeschlossenheit gegenüber Umgangssprache, an seiner Anregung, stärker dem gegenwärtigen Sprachgebrauch entsprechend zu übersetzen, an dem Anspruch, Anspielungen, auch sexuelle Anspielungen, deutlich zu machen und an seinem Umgang mit den französischsprachigen Einsprengseln. So blieb er zwar anders als Hirsch und Schottlaender davon überzeugt, dass die französischsprachigen Anreden dem Übersetzungstext zuträglich seien, ebenso wie französischsprachige Speisen und Getränke, wenn es sich um französische Speisen und Getränke handelte. Andererseits befürwortete er die Übersetzung der Verse und Zitate und wollte im Textkörper keine einzelnen Ausdrücke in französischer Sprache mehr sehen.

Dem zeitgenössischen Lesepublikum kam diese distanzierende Wirkung an vielen Stellen jedoch entgegen, etwa wenn es um Sexualität, insbesondere Homosexualität oder Prostitution ging. Die historisierende Übersetzungsweise erinnerte an die Vergangenheit vor dem Zivilisationsbruch, die französischsprachigen Einsprengsel weckten Hoffnungen auf eine Zukunft als Europäer. Hirsch, Boehlich und Schottlaender, die Proust aus einer

Außenseiterposition heraus lasen, wollten den Roman dem deutschsprachigen Lesepublikum näher bringen.

KAPITEL VI

DIE IDEALE STANDARD AUSGABE:

SIEGFRIED UNSELD ÜBER RECHEL-MERTENS' ÜBERSETZUNG

Suhrkamp und Unselde stellten alle Kritikpunkte zur Diskussion, die Schottlaender, Boehlich und Hirsch vorbrachten, hielten aber an ihrer Mitarbeiterin fest. Wie im vorigen Kapitel dargestellt, schätzten zunächst Podzus und Suhrkamp Rechel-Mertens' Lebenserfahrung, die es ihr erlaubte, aus eigener Anschauung auf historisch gerechtfertigter Grundlage zu übersetzen. Suhrkamp schätzte außerdem die Beibehaltung des französischen Kolorits.

Unselde drückte seine Meinung über Rechel-Mertens' Arbeit zunächst nicht direkt aus, bahnte aber noch mit Suhrkamp zusammen eine langfristige Zusammenarbeit an, nachdem die Erstausgabe von *Auf der Suche nach der Verlorenen Zeit* erschienen war. Folgende Aufgaben sollte die Übersetzerin nun als freie Mitarbeiterin übernehmen:

1. Angleichung der Proustausgabe an die Pléiade-Ausgabe
2. Inhaltsverzeichnisse in Anlehnung an die P-Ausgabe
3. Laufende Korrekturen am Text, auch bei Neudrucken
4. Begutachtung einer Auswahl von Proust-Briefen
5. Zusammenstellung u. eventuelle Übertragung eines Bandes betrachtender u. kritischer Schriften von Proust
6. Madame de Sevigné u. Memoiren von Saint-Simons für eine dt. Ausgabe prüfen
7. Gelegentliche Lektoratsbetreuung, Übersetzungen u. Ausgaben aus dem frz. betreffend⁵¹⁷

⁵¹⁷ Helene Ritterfeld an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt/M., den 28. März 1958.

Letzten Endes wurde Rechel-Mertens nur auf einigen der festgehaltenen Aufgabengebiete tätig. Der Plan verdeutlicht indessen, dass Unseld, dessen zukünftige Verlagsleitung sich bereits abzeichnete, eine intensive und langfristige Zusammenarbeit mit der Übersetzerin für zuträglich hielt, dass er sie mit weiteren Übersetzungen beauftragen wollte und insofern von ihrer Arbeit überzeugt war.

Schon am 8. März 1958 hatte er angefragt, ob sie Gérard de Nerval's Roman *Aurélia ou le Rêve de la Vie* für den Verlag übersetzen würde – und Rechel-Mertens übernahm die Aufgabe.⁵¹⁸ Sie begutachtete Agustina Bessa Luís' Roman *Die Unheilbaren* aus dem Portugiesischen, befürwortete aber keine Übersetzung.⁵¹⁹ Am 2. Juli 1962 fragte Unseld an, ob Rechel-Mertens einen zweiten Briefband von Proust zusammenstellen und übersetzen würde;⁵²⁰ diese Aufgabe lehnte sie ab.⁵²¹ Im Auftrag von Siegfried Unseld übersetzte Rechel-Mertens noch Proust's *Jean Santeuil* (1964), Marthe Bibescos *Au Bal avec Proust/Begegnung mit Marcel Proust* (1972), Angelo Rinaldis *Les Dames de France* (Insel, 1979) und Jean-Edern Halliers *Le Premier qui Dort Réveille l'Autre/Der Erste, der Schläft, Weckt den Anderen* (1980). Darüber hinaus las Rechel-Mertens Elisabeth Borchers' Übersetzungsmanuscript von Proust's *L'Indifférent*, versah es mit Anmerkungen und Vorschlägen und tauschte sich mit der neuen Proust-Übersetzerin aus (1978).⁵²² Der Suhrkamp Verlag setzte unter Unselds Leitung die Zusammenarbeit mit Rechel-Mertens also noch fast fünfundzwanzig Jahre lang fort. Allein in dieser langjährigen, mal losen, mal intensiven Zusammenarbeit drückt sich Unselds Wertschätzung der Arbeit von Rechel-Mertens' aus.

⁵¹⁸ Siegfried Unseld an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt/M., den 8. März 1958.

⁵¹⁹ Eva Rechel-Mertens an Siegfried Unseld. Heidelberg, 3. Juni 1958.

⁵²⁰ Siegfried Unseld an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt/M., den 2. Juli 1962.

⁵²¹ Eva Rechel-Mertens an Siegfried Unseld. Heidelberg, den 28. Juni 1959.

⁵²² Eva Rechel-Mertens an Elisabeth Borchers. Heidelberg, den 22. Juni 1978. DLA, A: Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

Zum 100. Geburtstag Prousts, als Unseld Hermann Borfeld ein Interview gab, wurde der Verleger direkt gefragt, ob ihm Rechel-Mertens' Übersetzung gefalle.⁵²³ Die Frage zielte auf Unselds individuelle Reaktion auf den Text ab. Unseld nutzte die Gelegenheit, die Proust-Ausgabe seines Verlags zu bewerben und antwortete begeistert. Die Gründe, auf die er seine Begeisterung zurückführt, verdeutlichen indessen, dass er Rechel-Mertens' Übersetzungsweise tatsächlich für gut und, auch mit Blick auf die Zukunft, für tragfähig hielt:

Nun, wenn Sie mich so direkt fragen, muß ich diese Frage bejahen, und im Falle von Eva Rechel-Mertens kann ich es aus vollem Herzen tun. Ich würde sagen, es ist die bedeutendste übersetzerische Leistung in den vergangenen zwei Jahrzehnten. Und es ist Eva Rechel-Mertens gelungen, ein großes Oeuvre, das nahezu achttausend Seiten umfaßt, in einem einheitlichen Zug zu übertragen, in einem Ton, der sowohl der Sprache Prousts entspricht, der Gesellschaftsschicht, in dem dieser Roman spielt, wie doch auch unserer heutigen. Ich meine, daß dieser Übersetzungsleistung kaum etwas an die Seite zu stellen ist.⁵²⁴

Auf die Frage des Wohlgefallens antwortete Unseld zunächst in einem subjektiv gefärbten Ton, indem er die Frage „aus vollem Herzen“⁵²⁵ bejahte. Die Formulierung unterstreicht zudem die Aufrichtigkeit der Reaktion. In der weiteren Antwort objektivierte Unseld subjektive Zustimmung zu Rechel-Mertens' Arbeit, indem er sie zunächst allgemein mit anderen Leistungen verglich und noch vorsichtig als zurzeit beste übersetzerische Leistung bezeichnete, um sie dann an verschiedenen Maßstäben zu messen und schließlich als die beste Übersetzung überhaupt zu beurteilen. Rechel-Mertens' Proust-Übersetzung zeichne sich durch einen in sich

⁵²³ Siegfried Unseld, Interview mit Hermann Borfeld, „Marcel Proust in Deutschland: Interview mit Proust-Verleger Siegfried Unseld; zum 100. Geburtstag des französischen Romancier am 10. Juli.“ DLA, H: Rechel-Mertens. Mediendokumentation, Mediennummer: BF000003585.

⁵²⁴ Ebd.

⁵²⁵ Ebd.

stimmigen Stil aus, der sowohl Prousts Sprache, als auch dem Sprachgebrauch der portraitierten Gesellschaftschicht gerecht werde; sie lasse die Sprache der Jahrhundertwende anklingen, wie sie sich in Prousts Roman niederschlage und spreche zugleich das zeitgenössische Lesepublikum an. Unselds Eindruck von Rechel-Mertens' Text ließe sich mit dem von Mälzer gebrauchten Ausdruck der Zeitlosigkeit zusammenfassen. Dem Eindruck der Zeitlosigkeit wird Rechel-Mertens' Orientierung am Schriftdutschen zugrundeliegen, das sie nur andeutungsweise mündlichen Varianten annäherte, und das insofern weitgehend frei von Modeausdrücken geblieben war.

Diese Übersetzungsweise war auch mit Blick auf die Zukunft von Vorteil, die Unseld für Rechel-Mertens' Übersetzung voraussah: Er glaubte nicht, dass sich die hohen Verkaufszahlen auf die Dauer würden halten lassen – zu seinem Stolz übertrafen sie allerdings die der hochgelobten, englischsprachigen von Scott Moncrieff – andererseits war Unseld aber davon überzeugt, dass es für die Proust-Übersetzung aus seinem Verlagshaus immer einen Markt geben, und dass sie die Standardausgabe bleiben werde.⁵²⁶ Rechel-Mertens' Text versprach ihm dauerhafte Lesbarkeit.⁵²⁷

Gute zehn Jahre später, - Rechel-Mertens war am 12. Oktober 1981 im Alter von 86 gestorben – erhielt Unseld noch einmal die Gelegenheit, ihre Leistung zu würdigen. Am 17. November 1982 hielt er zur Gründung der Marcel-Proust-Gesellschaft in Köln eine Rede mit dem Titel *Proust in Deutschland Verlegen*. Als Vorzüge der hauseigenen Proust-Ausgabe strich er wieder die dauerhafte Lesbarkeit der *Recherche* bei gleichzeitiger Rückbindung an die historische Situation heraus:

⁵²⁶ Unseld, Interview.

⁵²⁷ Ebd.

Nach dreißig Jahren liest sich diese Übersetzung erstaunlich frisch. Gewiß, jede Übersetzung ist nur eine Annäherung, sie kann nur das Echo des Originals schaffen, und jeder Übersetzer kann nur das geben, was in ihm steckt. Rudolf Schottlaender war für die Arbeit nicht qualifiziert. Sehr wohl qualifiziert war das Team Walter Benjamin/Franz Hessel, aber ihm fehlten Kenntnisse der Adels- und Gesellschaftswelt [...].⁵²⁸

Unselde sprach auch an dieser Stelle Rechel-Mertens' Übersetzung grundsätzlich dauerhafte Lesbarkeit zu, wiewohl sie, wie alle Übersetzungen, zwar an einen Originaltext gebunden, aber doch ein eigener Text ist, der die Handschrift der Übersetzerin trägt. Weiterhin verglich Unselde Rechel-Mertens' Übersetzung mit denen ihrer Vorgänger und strich ex negativo die Vorzüge der verlagseigenen Übersetzung heraus. Anders als Suhrkamp, der sich mit Schottlaenders Bemerkungen auseinandergesetzt hatte und die Herangehensweise des ersten Proust-Übersetzers zumindest nachvollziehen konnte, lehnte Unselde seine Arbeit von vorn herein ab. Benjamin und Hessel attestierte Unselde mangelnde Vertrautheit mit dem Milieu, in dem die *Recherche* angesiedelt ist: eine Voraussetzung, die auch Rechel-Mertens selbst immer wieder als entscheidend herausstrich. Dass Unselde dieser Voraussetzung ebenfalls eine derartig zentrale Bedeutung beimaß, verdeutlicht, dass er wie Rechel-Mertens den Anspruch einer Übersetzung auf historisch gerechtfertigter Grundlage hatte, und dass dieses Ziel mindestens so wichtig war wie die Annäherung an das zeitgenössische Lesepublikum.

Trotzdem deutete Unselde in seinem Vortrag den Wunsch nach einer Revision an: „Eva Rechel-Mertens hat bei einigen Passagen ein etwas betuliches Maß angelegt; eines Tages wird es möglich sein, ihre Übertragung vorsichtig zu revidieren.“⁵²⁹ Worin Rechel-Mertens' Betulichkeit bestehen sollte, ob sie in zu altmodischen Ausdrücken, zu prüde, zu umständlich übersetzt habe,

⁵²⁸ Siegfried Unselde, „Proust in Deutschland verlegen“ (Vortrag, gehalten am 17. November 1982 vor der Marcel Proust Gesellschaft in Köln), in *Proustiana* 1 (1983): 13.

⁵²⁹ Unselde, Proust.

oder ob sie Prousts manchmal derbem, manchmal frivolem Humor nicht gerecht geworden sei, führte Unseld nicht weiter aus, sondern schloss mit der Einschätzung, dass Rechel-Mertens' Text immer noch eine adäquate Annäherung darstelle: „Mit diesem Text können wir leben und vor allen Dingen: es ist großartig, mit seiner Hilfe das Original zu lesen.“⁵³⁰ Insgesamt, so urteilte Unseld, bewährte sich Rechel-Mertens' Arbeit.

ÜBERSETZUNG ALS FORM DER INTERPRETATION:

KELLERS REVISION VON RECHEL-MERTENS' ARBEIT

Keller erinnert in seinem Editionsbericht einen ersten Plan von 1981/1982, „die bestehenden Proust-Übersetzungen zu ergänzen und zu einer Werkausgabe zusammenzufassen.“⁵³¹ Außer den Übersetzungen von Rechel-Mertens lagen im Suhrkamp Verlag unter dem Titel *Tage der Freuden* noch *Les Plaisirs et les Jours* in der Übersetzung von Ernst Weiss vor (1962), *Pastiches et Mélanges* unter dem Titel *Pastiches: Die Lemoine-Affäre* in der Übersetzung von Ludwig Harig (1969), *L'Indifferent*, unter dem Titel *Der Gleichgültige* in der Übersetzung von Elisabeth Borchers (1978), einige kritische Essays in der Übersetzung von Helmut Scheffel (1962/1963) sowie Briefausgaben in der Übersetzung von Wolfgang A. Peters (1964) und Uwe Daube (1969). Hatte Suhrkamp um der stilistischen Einheit willen die *Recherche* einer Übersetzerin übertragen, so war Prousts sonstiges Werk in der Interpretation verschiedener Übersetzer erschienen und sollte nun noch weiter ergänzt werden.

Als 1987 in einem Zürcher Verlag, den Keller nicht nennt, der Plan einer kommentierten Ausgabe von Prousts Erstlingswerk *Les Plaisirs et les Jours* entstand, schritt der, wie Keller ihn

⁵³⁰ Unseld, Proust.

⁵³¹ Luzius Keller, Editionsbericht zu *Auf der Suche nach der Verlorenen Zeit* von Marcel Proust, hrsg. Luzius Keller (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2002), VII: 619.

beschreibt, „schon damals sehr zielstrebige Präsident der Marcel Proust Gesellschaft,⁵³² – Reiner Speck – ein und brachte sowohl Suhrkamps wie die Zürcher Pläne zu Fall. Stattdessen visierte man nun eine Gesamtausgabe an, die einem Herausgeber übertragen werden müsste, der Prousts Werk teils neu übersetzt, teils bestehende Übersetzungen überarbeitet. Noch im selben Jahr beauftragte der Suhrkamp Verlag den Schweizer Romanisten Luzius Keller mit dieser Aufgabe.⁵³³ Keller, der auf die Geschichte der französischen Literatur von der Renaissance bis zur Gegenwart spezialisiert und zudem ein ausgewiesener Proust-Kenner ist, arbeitete teilweise gemeinsam mit Sibylla Laemmel an der „Frankfurter Ausgabe.“ Beide zeichneten namentlich für die Revision. Im Editionsbericht bedankt sich Keller noch bei vielen anderen Mitarbeitern, die an anderer Stelle nicht namentlich als Verantwortliche genannt wurden.⁵³⁴

Die neue Bezeichnung für die von Keller verantwortete Ausgabe, der Entschluss für eine Revision von Rechel-Mertens' Arbeit und gegen eine Neuübersetzung sowie die namentliche Nennung der Verantwortlichen wirft die Frage nach Unselds Motivation für diese Schritte auf. Eine neue Proust-Ausgabe, die schon in der Bezeichnung als „Frankfurter Ausgabe“ ihre Neuartigkeit zu erkennen gab, die zugleich aber immer noch die alte, viel bewunderte und preisgekrönte von Rechel-Mertens war, konnte das Thema der Proust-Übersetzung sicher noch einmal ins Gespräch bringen und für neuen Absatz sorgen. Dass Keller und Laemmel für die Revision verantwortlich zeichneten, ist sicher auf die Tatsache zurückzuführen, dass Rechel-Mertens nicht mehr zur Verfügung stand und anders als unter dem Lektorat Walter Boehlichs die Veränderungsvorschläge von Keller und Laemmel nicht mehr autorisieren konnte. Dass Rechel-Mertens, die sich immer nur schwer für Revisionen und gegen ihre ursprünglichen

⁵³² Keller, Editionsbericht.

⁵³³ Ebd.

⁵³⁴ Ebd., 634.

Formulierungen entscheiden konnte, nicht mehr zur Verfügung stand, bedeutete für den Verlag und den Herausgeber der Frankfurter Ausgabe vielleicht auch eine gewisse Freiheit.

Öffentlich wird als Grund für Unselds Entscheidung neben der „Patina“,⁵³⁵ die Rechel-Mertens' Übersetzung angesetzt habe, immer wieder die veränderte Editionslage in Frankreich und der neue Forschungsstand herangezogen: „Dazu kommt, dass man heute mehr über die Entstehungsgeschichte des Werkes weiß und Details und Zusammenhänge, Anspielungen und Verweise besser versteht. Außerdem erwartet man heute von einer Übersetzung auch eine genauere Entsprechung im Klanglichen und Rhythmischen.“⁵³⁶ Den Vorschlag, in der Übersetzung die Gewebestruktur des Textes stärker zu verdeutlichen, unterbreitete auch Nathalie Mälzer.⁵³⁷ Anstatt jedes Mal nachzuschlagen, welche Bedeutungen „mémoire“ haben kann, wenn der Ausdruck im Text auftaucht, empfahl sie, das jeweilige Wortfeld zu analysieren, in dem solche Schlüsselbegriffe in der *Recherche* verwendet werden und auf dieser Grundlage die Vernetzung in der Motivstruktur in der Übersetzung zu verdeutlichen.⁵³⁸

Ließe sich gegen das Argument der Patina einwenden, dass alle Texte in ihrer Ausdrucksweise altern und oftmals trotzdem eine Leserschaft finden, so ist das Argument der veränderten Editionslage und das des weit fortgeschrittenen Forschungsstandes vollkommen überzeugend. Allein die 2009 von Keller herausgegebene *Marcel Proust Enzyklopädie* führt eindrücklich vor Augen, wie umfassend Prousts Werk und seine Voraussetzungen inzwischen erforscht sind. Die Ergebnisse jahrzehntelanger Begriffsarbeit und Proust-Interpretation standen Rechel-Mertens in den fünfziger Jahren, als sich das wissenschaftliche Interesse an Proust gerade erst zu intensivieren begann, noch nicht zur Verfügung. Sie arbeitete also weitestgehend auf sich

⁵³⁵ Mittelland Zeitung, „Die Lust der Übersetzer an Proust,“ 3. Mai 2003.

⁵³⁶ Ebd.

⁵³⁷ Mälzer, 149/150.

⁵³⁸ Ebd., 150.

gestellt, während Keller nicht nur eigenen Forschungsergebnissen entsprechend übersetzte, sondern auch auf umfängliche Erkenntnisse von Kollegen zurückgreifen konnte.

Die Proust-Interpretation war es auch, die für Keller bei seiner Herangehensweise an die Proust-Übersetzung im Mittelpunkt stand. Im Rahmen der von Volker Rohloff herausgegebenen Reihe *Werkstattberichte: Literarische Übersetzer bei der Arbeit* trug Keller 1991 einen Werkstattbericht mit dem Titel „Probleme der deutschen Proust-Übertragung“ bei, in dem er erklärte:

Meine übersetzerische Beschäftigung mit Proust war – und sie ist es heute noch – Teil meiner Beschäftigung mit Proust im Rahmen universitärer Forschung und Lehre. Wie der kritische Essay oder Kommentar, wie die Vorlesung oder Seminarübung ist die Übersetzung für mich eine Möglichkeit, mein Verständnis des Textes zum Ausdruck zu bringen. Heißt übersetzen also interpretieren? Gewiß, jedoch nicht im Sinn von „hineininterpretieren.“ Wie der (gute) Interpret einer Partitur oder eines Textes soll der Übersetzer nicht zu sagen versuchen, was der Autor vielleicht sagen wollte, sondern das sagen – allerdings in seiner eigenen Sprache, auf seinem eigenen Instrument -, was der Autor gesagt hat.⁵³⁹

In der Erklärung seines Übersetzungsverständnisses hebt Keller den Vorgang der Interpretation stark hervor; für ihn ist Übersetzung eine von vielen Formen der Interpretation, auf deren Spezifik er nicht eingeht. Der Anspruch, das, was der Autor gesagt hat, ohne Verluste in deutscher Sprache wiederzugeben, ist allerdings unerfüllbar; Unseld räumte das selbst in seinem Lob von Rechel-Mertens' Leistung ein: „Gewiß, jede Übersetzung ist nur eine Annäherung, sie kann nur ein Echo des Originals schaffen, und jeder Übersetzer kann nur das geben, was in ihm

⁵³⁹ Luzius Keller, „Probleme der deutschen Proust-Übertragung,“ in *Werkstattberichte: Literarische Übersetzer bei der Arbeit*, hrsg. Volker Roloff (Tübingen: Narr, 1991), I: 43.

steckt.“⁵⁴⁰ Unseld scheint Übersetzung stärker als Keller als eine Form der Aneignung zu verstehen und gibt sich nicht der Illusion hin, Proust gelesen zu haben, wenn er Rechel-Mertens' Übersetzung gelesen hat. Vielmehr hat er etwas von Proust gelesen, nämlich das, was Rechel-Mertens in ihrer Annäherung von der *Recherche* verstanden und vermittelt hat. Ansonsten hatte er die Übersetzung als Hilfe bei der Lektüre des Originals bezeichnet.⁵⁴¹

Die Frage, welche Prinzipien ihrer Annäherung an den Originaltext zugrundeliegen, beschäftigt professionelle Übersetzer, zu denen Keller sich aber nicht zählt: „Als mir das Romanische Seminar der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf [...] Gelegenheit gab, einige Probleme der deutschen Proust-Übersetzung darzulegen [...], tat ich es mit dem einschränkenden Hinweis, weder professioneller Übersetzer noch Schriftsteller noch Übersetzungswissenschaftler zu sein.“⁵⁴² Kellers Selbstverständnis als Universitätsprofessor, der in der Kunst der Interpretation zu Hause ist, sich vom Feld der Übersetzungswissenschaft aber abgrenzt, wirkt sich, wie in seinem *Werkstattbericht* deutlich wird, auf seine Arbeitsweise aus. Die Begründungen seiner übersetzerischen Entscheidungen heben in vielen Fällen auf eine Erläuterung seines Textverständnisses ab. Eine Einordnung und Interpretation der Episode, die Keller zur Illustration seiner Übersetzungsweise wählte, leitet seinem Ansatz entsprechend die Auseinandersetzung mit dem Übersetzungsbeispiel ein.

In der zur Diskussion stehenden Textpassage erhält das Kind Marcel, dessen Gedanken schon lange vorm Zubettgehen um die nächtliche Trennung von der Mutter und Großmutter kreisen, eine Laterna Magica, die ihn ablenken und beruhigen soll. Auf der Laterne, die über die Lampe des Zimmers gestülpt wird, ist in einzelnen Szenen die Geschichte der heiligen Genoveva von Brabant abgebildet, die Geschichte der Liebe Golos zu der Frau seines Lehnsherrn. Diese

⁵⁴⁰ Siegfried Unseld, Proust, 13.

⁵⁴¹ Unseld, Proust, 13.

⁵⁴² Keller, Probleme, 43.

unerlaubte Liebe findet, so Keller, ein Echo in der Liebe des Jungen Marcel für seine Mutter und nochmals, wie Keller an anderer Stelle erklärt, in dem Roman, aus dem die Mutter dem Sohn schließlich vorliest: Aus George Sands Roman *François le Champi*. Sands Roman endet mit der Eheschließung der Pflegemutter mit ihrem Stiefsohn.

Auf die Skizze solcher thematischer Zusammenhänge lässt Keller Überlegungen zum Stil der zu übersetzenden Episode folgen: „Wenn wir den Beginn der *Recherche* makroskopisch betrachten, stellen wir fest, daß in der Ouvertüre [...] Thematik und Sprache der zeitgenössischen Psychologie den Ton angeben.“⁵⁴³ Dieser Befund leuchtet nach den obigen Analysen ein. Das Original verdeutlicht, wie gut es sich für eine entsprechende Übersetzungsweise eignet: „À Combray, tous les jours dès la fin de l’après-midi, long-temps avant le moment où il faudrait me mettre au lit et rester, sans dormir, loin de ma mere et de ma grand-mère, ma chamber à coucher redevenait le point fixe et douloureux de mes préoccupations.“ Übersetzte Schottlaender „tous les jours“ mit „stets“ und Rechel-Mertens mit „täglich“ setzte Keller „Tag für Tag“: „In Combray wurde Tag für Tag mein Schlafzimmer, sobald der Abend näher rückte, doch lange bevor man mich ins Bett schicken würde und ich, ohne einschlafen zu können, von Mutter und Großmutter fernbleiben müßte, von neuem zum schmerzvollen Punkt, auf den sich meine Gedanken fixierten.“⁵⁴⁴ Keller begründete: „Außerdem versuche ich, den obsessionellen Charakter dieser Gedanken und gleichzeitig die repetitive Ordnung des Lebens in Combray dadurch auszudrücken, daß ich die erste Zeitangabe analytisch ausformuliere und ganz nach vorne rücke [...].“⁵⁴⁵ Den obsessionellen Charakter der Gedanken betont Keller in seiner Übersetzung auch mit dem Ausdruck „fixierten“,⁵⁴⁶ der zugleich, seiner

⁵⁴³ Keller, *Probleme*, 52.

⁵⁴⁴ Ebd., 58.

⁵⁴⁵ Ebd., 52.

⁵⁴⁶ Ebd., 60.

Textinterpretation entsprechend, den zeitgenössischen psychologischen Sprachgebrauch anklingen lässt. Bei Rechel-Mertens' „umkreisten“⁵⁴⁷ ist das weniger der Fall. Schottlaender verzichtete ebenfalls darauf, den psychologischen Sprachgebrauch einfließen zu lassen: „[...] wurde mein Combrayer Schlafzimmer stets von neuem das unverrückbare, schmerzvolle Ziel meiner Sorgen.“⁵⁴⁸ Obwohl Rechel-Mertens und Schottlaender die *Recherche* ebenfalls psychologisch lasen, schlägt sich diese Lektüre in ihren Übersetzungen nicht so sehr nieder wie in Kellers Revision der Laterna-magica-Szene.

Ein weiteres Beispiel für Kellers Übersetzungsweise findet sich in der deutschsprachigen Fassung für Prousts Wortschöpfung „transvertébration.“ Der Erzähler beschreibt in der betreffenden Passage Golos Ritt auf den Schlossgarten zu, in dem Genoveva schlummert:

Si on bougeait la lanterne, je distinguais le cheval de Golo qui continuait à s'avancer sur les rideaux de la fenêtre, se bombant de leurs plis, descendant dans leur fentes. Le corps de Golo lui-même, d'une essence aussi surnaturelle que celui de sa monture s'arrangeait de tout obstacle matériel, de tout objet gênant qu'il rencontrait en le prenant comme ossature et en se le rendant intérieur, fût-ce le bouton de la porte sur lequel s'adaptait aussitôt et surnageait invinciblement sa robe rouge ou sa figure pale toujours aussi noble et aussi mélancolique, mais qui ne laissait paraître aucun trouble de cette transvertébration.⁵⁴⁹

Rechel-Mertens übersetzte:

Wenn jemand an der Laterne rückte, sah ich deutlich, wie Golos Pferd sich auf den Fenstervorhängen weiterbewegte, sich mit den Falten wölbte und in ihren Schluchten verschwand. Aus ebenso unwirklichem Stoff gemacht wie sein Reittier, wußte sich Golos

⁵⁴⁷ Keller, *Probleme*, 57.

⁵⁴⁸ Ebd., 55.

⁵⁴⁹ Ebd.

Körper mit jedem materiellen Hindernis, jedem störenden Gegenstand abzufinden, indem er sie einfach als Knochengerüst in sich hineinschluckte, und wäre es der Knopf an der Tür; auf der Stelle ihrer Form sich fügend, schwamm in unzerstörter Deutlichkeit sein rotes Gewand oder sein blasses, immer gleich vornehmes und gleich melancholisches Gesicht, dem keinerlei Aufregung wegen dieser Rückratsvertauschung anzusehen war, über ihre Oberfläche hin.⁵⁵⁰

Rechel-Mertens entspricht in ihrer Übersetzung dem oberflächlichen Sinneseindruck, den der Erzähler Marcel beschreibt. Dabei fällt der Gegensatz zwischen dem immateriellen Charakter der sich über das Zimmer bewegendem Lichtprojektion und dem materiellen Charakter der Gegenstände auf, die sich das Lichtgebilde einzuverleiben scheint. Rechel-Mertens' Übersetzung von Prousts Wortschöpfung „transvertébration“ mit „Rückratsvertauschung“ wirkt dabei sperrig, doch entspricht sie Prousts Bild, in dem das Knochengerüst der vorübergleitenden Projektion durch die als Knochengerüst einverlebten Gegenstände ersetzt wird, selbst wenn es sich um den als Rückgrat umfunktionierten Türknopf handeln sollte.

Kellers Interpretation der vorliegenden Stelle veranlasste ihn jedoch zu einer anderen Übersetzung:

Wurde die Laterne verschoben, so gewahrte ich Golos Roß, wie es sich über die Vorhänge des Fensters hin weiterbewegte und sich in ihrem Faltenpiel hinaufwölbte und hinunterkrümmte. Selbst Golos Körper, von ebenso übernatürlichem Wesen wie der seines Reittiers, paßte sich jedem materiellen Hindernis an, jedem störenden Gegenstand auf seinem Weg, indem er ihn sich einverleibte und sich seiner wie eines Knochengerüsts bediente, bis hin zum Türknopf, um den sich plötzlich und

⁵⁵⁰ Keller, Probleme, 57/58.

unwiderstehlich Golos roter Mantel legte oder sein bleiches Gesicht, immer gleich edel, gleich melancholisch, doch scheinbar unbeeindruckt von dieser Entrückung.

Keller beschreibt die Wirkung von Prousts Wortschöpfung „transvertébration“ ebenfalls als sperrig: „Dank seines wissenschaftlichen Anstrichs hebt sich das Wortgebilde deutlich von der Erlebniswelt des Romanhelden ab.“⁵⁵¹ Keller beobachtet, dass die Wortbildung nach lateinischem Muster sich an medizinische Fachsprache anlehne. Diese Fachsprache war Proust aus seinem Elternhaus bekannt; sein Vater war ein angesehener Professor der Medizin, der sich vor allem auf dem Gebiet der Hygiene verdient gemacht hatte. Er scheint den Sohn u.a. zu der Figur des Doktor Cottard inspiriert, aber auch seinen Stil in verschiedenen Passagen der *Recherche* beeinflusst zu haben. Keller erklärt nun, dass im vorliegenden Übersetzungsbeispiel die Wortbildung nach lateinischem Muster auf Sphären weise, „in denen der Körper als vergeistigter oder als Objekt der Wissenschaft erscheint [...]“⁵⁵² Keller deutet Prousts Wortildung als eine Überhöhung des materiellen Körpers ins Geistige.

So übersetzt er auch „Le corps de Golo lui-même, d’une essence aussi surnaturelle que celui de sa monture“ nicht wie Rechel-Mertens mit „Aus ebenso unwirklichem Stoff gemacht wie sein Reittier“ sondern mit „Selbst Golos Körper, von ebenso übernatürlichem Wesen“ und lässt mit dieser Wortwahl die Sphäre des Geistigen oder sogar Mystischen anklingen, wie er weiter erklärt. „Transvertébration“ assoziiert Keller auf begrifflicher Ebene mit „Transverbération“; diese bezeichnet die ekstatische Verzückung der heiligen Theresa von Avila.⁵⁵³ Weitere Verweise, die Keller in Prousts Wortschöpfung liest, sind „Tabor,“ der auf die Verklärung (die Transfiguration) Christi, aber auch auf den Abendmahlstisch, „das heißt auf das

⁵⁵¹ Keller, Probleme, 62.

⁵⁵² Ebd., 63.

⁵⁵³ Ebd.

Mysterium der Wandlung (der Transsubstantiation)“ hindeute.⁵⁵⁴ Keller hält in der Laterna-magica-Szene die Überhöhung und Vergeistigung des Körperlichen für das zentrale Moment, das die Szene zugleich in die Sphäre des Mystischen hebe.⁵⁵⁵ Deswegen sprach er sich gegen Rechel-Mertens’ profane Übersetzung von „transvertébration“ mit „Rückratvertauschung“ aus und griff stattdessen auf einen Vorschlag zurück, den ihm ein Besucher seines Vortrags unterbreitete: Er übersetzte „transvertébration“ mit „Entrückung.“⁵⁵⁶ Zur Begründung gab er außerdem Notizen von Proust an, in denen der Autor statt „transvertébration“ zuerst „désossement“ erwogen hatte.⁵⁵⁷

Für Kellers Option spricht, dass die Sphäre des Religiösen schon in der Legende der heiligen Genoveva angelegt ist und das Übereinander von immaterieller Lichtprojektion und materiellen Gegenständen, die als Knochengerüst funktionieren, tatsächlich auf die Sphäre des Geistigen und des Materiellen oder des Körpers verweist. Trotzdem fragt sich, ob er mit seiner Assoziationsflut nicht doch die Grenze zum „Hineininterpretieren“ überschritten und entgegen seinem Anspruch mehr oder anderes gesagt hat, als der Autor.

Zunächst einmal hätte Proust für „Entrückung“ kein neues Wort erfinden müssen, denn es gibt dieses Wort auch im Französischen „enlèvement.“ Zudem hat sich der Autor schließlich gegen „désossement“ und für „transvertébration“ entschieden. „Entrückung“ entspricht eher Prousts erstem Entwurf aus dem Notizbuch, der sich auch nicht aus dem Lateinischen herleitet, sich nicht an die medizinische Wissenschaftssprache anlehnt und Kellers Lesart entsprechend eine Überhöhung des Körperlichen ins Geistige bezeichnet. „Transvertébration“ hingegen scheint auf die wechselseitige Durchdringung der immateriellen, geistigen Sphäre und der

⁵⁵⁴ Keller, Probleme, 63.

⁵⁵⁵ Ebd.

⁵⁵⁶ Ebd.

⁵⁵⁷ Ebd.

materiellen Sphäre zu zielen. Auf der bildlichen Ebene spielt sich diese Bedeutung in der Beschreibung der immateriellen Lichtprojektion aus, die sich in einer Art Wellenbewegung auf den Wölbungen der Gardine aufbläht, um dann in den Gardinenfalten zu verschwinden und sich materielle Hindernisse sowie störende Gegenstände als Knochengerüst einzuverleiben.

„Transvertébration“ bezeichnet eher eine „Rückentransplantation,“ – um in Prousts medizinischem Sprachgebrauch zu sprechen – als eine „Entrückung.“ So gelesen, kommt Rechel-Mertens’ Übersetzung, die an dieser Stelle wörtlicher ausfällt, dem von Proust angelegten Moment der Wechselseitigkeit näher. Kellers Begründungen für Entscheidungen wie die, „transvertébration“ mit „Entrückung“ zu übersetzen oder in der Übersetzung psychoanalytischen Sprachgebrauch anklingen zu lassen, verdeutlichen unabhängig vom Ergebnis noch einmal, dass für ihn bei der Übersetzung die Textinterpretation den Ausgangspunkt bildet.

EIN KOMPROMISS:

REVISION ZWISCHEN RECHEL-MERTENS UND IHREN KRITIKERN

Zu den Fragen, die Rechel-Mertens immer wieder in Konflikt mit ihren Kritikern brachte, erklärte sich Keller nicht. Die Frage nach dem Alter des Quelltextes, das eine aktualisierende Übersetzungsweise ermöglicht oder eine, die sich eher an den Sprachgebrauch aus der Epoche des Quelltextes anlehnt, die Frage nach den verschiedenen Registern, der kulturellen Differenz oder der Prioritäten zog er zur Begründung seiner Revisionen meistens nicht heran. Beispiele aus seiner Revision erwecken den Eindruck, dass Keller in diesen Streitpunkten einen Kompromiss anstrebte. Einerseits scheint auch der Herausgeber der Frankfurter Ausgabe auf den Erhalt des französischen Kolorits Wert gelegt zu haben, andererseits sollte die Leserschaft bei der Lektüre

ohne Nachschlagewerke auskommen; einerseits lässt Keller immer wieder einen älteren Sprachgebrauch anklingen, andererseits bringt er die verschiedenen Register der mündlichen Sprache stärker zum Ausdruck und argumentiert bei der Begründung etwa der übersetzten Satzstrukturen wie auch schon Schottlaender mit der Lesewirkung.

Erhalt des französischen Kolorits

Dass auch Keller den Erhalt des französischen Kolorits anstrebte, wird in den französischsprachigen Anreden und Buchtiteln deutlich, die Schottlaender in seinen Bemerkungen über Rechel-Mertens' Arbeit ebenfalls zu übersetzen empfahl. So wie auch Boehlich es sich schon vorgestellt hatte, übersetzte Keller jedoch die meisten der einzelnen französischsprachigen Einsprengsel inklusive Zutaten zu Speisen, ließ jedoch französische Gerichte wie etwa Françoises' „Boef mode“⁵⁵⁸ oder die „Petites Madeleines,“⁵⁵⁹ die Schottlaender noch durch „Krapfen“⁵⁶⁰ ersetzt hatte, in französischer Sprache stehen. Zitate und Verse erscheinen in Kellers Übersetzung zuerst kursiv gesetzt und in französischer Sprache, dann, darunter durch eine Leerzeile vom Textkörper abgesetzt, in deutscher Übersetzung. So werden Verständnisbarrieren dezent behoben, ohne dass der kulturelle Kontext Frankreichs verloren ginge. Auch das Bewusstsein für den vorliegenden Text als Übersetzung bleibt so erhalten – eine Wirkung, die einem Übersetzungsverständnis wie dem von Schottlaender, der nach Möglichkeit eine Wirkungsgleichheit von Original und Übersetzung anstrebte, zuwiderläuft.

⁵⁵⁸ Keller, Wiedergefundene, 508.

⁵⁵⁹ Keller, Swann, 71.

⁵⁶⁰ Mälzer, 119.

Varianten gesprochener Sprache

In anderen Aspekten scheint sich Keller aber Kritikpunkten wie sie Schottlaender und die anderen verlagsinternen Kritiker vorgebracht hatten, anzunähern. Dem Vorwurf der Blässe und mangelnden Plastizität etwa begegnete er mit einer stärkeren Berücksichtigung von Variationen der mündlichen Sprache, des Sprachrhythmus und der Bildlichkeit von Proust. Saint-Loup, der sich beim Militär angewöhnt hatte, den aktuellen „Sprachmoden“⁵⁶¹ zu folgen, lässt Keller über ein Hotel sagen: „Das macht ganz schön auf ‚historischen Herrensitz.‘“⁵⁶² Bei Rechel-Mertens lautete diese Stelle: „Das macht sich gut als ein ‚Beispiel des Wohnstils von ehemem.‘“⁵⁶³ Der mündliche und modische Charakter von Saint-Loups Äußerung wird in Kellers Übersetzung deutlicher betont, so dass der nachfolgende Kommentar des Erzählers mehr Sinn ergibt als in Rechel-Mertens’ Version: „Saint-Loup gebrauchte bei jeder Gelegenheit die Wendung ‚auf etwas machen‘ für ‚aussehen wie etwas,‘ weil die gesprochene Sprache so gut wie die geschriebene von Zeit zu Zeit das Bedürfnis nach solchen Abwandlungen des Wortsinns, solchen Verfeinerungen im Ausdruck hat.“⁵⁶⁴ Reflektionen wie diese rechtfertigen die Übersetzung in umgangssprachliche Ausdrucksweisen oder erfordern sie sogar, insbesondere, wenn die Übersetzung der *Recherche* als sprachtheoretischem Projekt gerecht werden soll. Wenn, wie im dritten Kapitel auseinandergesetzt, Françoise’ Dialekt das Relikt einer älteren Sprachform ist, wäre die Umgangssprache, die „Sprachmoden“ unterworfen ist, das Gegenstück dazu und also im Rahmen der *Recherche* ein bedeutsamer Sprachmodus.

⁵⁶¹ Keller, *Guermantes*, 95. Proust, *Guermantes*, 371: „modes de langage.“

⁵⁶² Ebd. Proust: „Ça ‚fait‘ assez ‚vieille demeure historique.‘“

⁵⁶³ Rechel-Mertens, *Guermantes*, 101.

⁵⁶⁴ Rechel-Mertens, *Guermantes*, 101. Proust, *Guermantes*, 371: „Saint-Loup employait à tout propos ce mot de ‚faire‘ pour ‚avoir l’air,‘ parce que la langue parlée, comme la langue écrite, éprouve de temps en temps le besoin de ces alterations du sens des mots, de ces raffinements d’expression.“

Keller bemüht sich um den Erhalt des umgangssprachlichen Modus, wenn er Saint-Loups Vermutung, dass der Erzähler sich nicht für das herrenhausartige Hotel interessieren werde, in die Worte kleidet: „Aber das schert Sie ja einen Dreck, ein hübsches Palais!“⁵⁶⁵ Der unsichere Lizentiat, der bei Benjamin und Hessel einen Vorgesetzten als den „ollen Korporal“ bezeichnet hatte, nennt denselben bei Rechel-Mertens „den Alten“ und bei Keller „den alten Schnäpser.“⁵⁶⁶ Bei Benjamin und Hessel vermutet ein Soldat, Saint-Loup mache „mehr Moos als ich!“ bei Rechel-Mertens „verdient“ er „mehr als ich!“ bei Keller „streicht“ er „mehr Kies ein als ich!“⁵⁶⁷ Kellers Optionen in dieser Passage entsprechen der Redeweise Saint-Loups und entfalten eine ähnliche Komik wie das Original, in dem der Erzähler die sprachlichen Marotten seines Freundes durchgehend sachlich und pointiert kommentiert.

Françoises' derber Spruch über das gerade niedergekommene Küchenmädchen, dem sie mitten in der Nacht zu Hilfe eilen musste, stellte jedoch auch Keller vor ein Dilemma. Françoise' Dialekt kommt als Sprechweise eine ebenso zentrale Bedeutung zu wie den anderen Sprachmodi in der *Recherche*. Schottlaender entschied sich für eine Übersetzung ins Plattdeutsche, eine Sprache, die wie Françoises Französisch auf einer älteren Sprachstufe des Deutschen basiert, doch klingt diese Äußerung aus dem Mund einer Französin nicht nur befremdend, sondern befremdlich. Keller scheint an dieser wie auch an anderen Stellen einen Kompromiss anvisiert zu haben, indem er in zwar in mündliche und umgangssprachliche Ausdrucksweisen, aber nicht in einen Dialekt übersetzte: „Tatsächlich! Es ist genau so, wie man in der Mundart meiner Mutter selig sagte: ‚Wer sich in' Hundearsch verknallt,/ der hält ihn für 'ne Rose.‘“⁵⁶⁸ Kellers Übersetzung bringt die Derbheit des Spruchs zum Ausdruck und versucht mit Françoise

⁵⁶⁵ Rechel-Mertens, *Guermantes*, 96. Proust, *Guermantes*, 371: „Mais vous vous en fichez bien, [...], de ce joli palais, [...]“

⁵⁶⁶ Keller, *Guermantes*, 127. Proust, *Guermantes*, 393: „sacré cabot“

⁵⁶⁷ Ebd. Proust: „Il a plus de braise que moi, [...]“

⁵⁶⁸ Keller, *Swann*, 181.

altmodischem Ausdruck „Mutter selig“ wohl den Verlust der alten Sprachvariante des Französischen zu kompensieren. Den Eindruck einer klassischen Sprache, den der Erzähler diesem Dialekt zuschreibt, entspricht Kellers umgangssprachliches Register jedoch nicht.

Der Vorwurf der „Blässe“

Keller stand während seiner Übersetzungsarbeit in Austausch mit Schottlaender und berücksichtigte manche seiner Vorschläge, etwa die Interpunktion betreffend. In der Episode über das Drama des Zubettgehens folgte Keller Schottlaender und änderte Rechel-Mertens' „Ich hätte eigentlich glücklich sein müssen, aber ich war es nicht“⁵⁶⁹ zu „Ich hätte glücklich sein sollen; ich war es nicht.“⁵⁷⁰ Wie von Schottlaender vorgeschlagen ließ Keller Swann senior, den tieftraurigen Witwer, sagen: „Komisch, ich denke sehr oft an meine liebe Frau, aber ich kann nicht lange auf einmal an sie denken.“⁵⁷¹ Keller nimmt auch die Analogie von dem Schenkel des träumenden Erzählers und der Rippe Adams wieder auf, aus der eine Frau entsteht: „Wie Eva aus einer Rippe Adams, so entstand manchmal, während ich schlief, aus einer falschen Lage meiner Schenkel eine Frau.“⁵⁷² Der Forderung, die Mundart etwa von Françoise in die Übersetzung hinüber zu transportieren und für das französische „pauvre“ oder „mon petit“ die deutschsprachigen Diminutivformen „-chen“ oder „-le“ wie in Schottlaenders „Dummerle“ oder „Mutterchen“ zu verwenden, folgte Keller jedoch nicht. Die Berücksichtigung von einzelnen Vorschlägen Schottlaenders wirkt belebend auf den Text und verleiht der Übersetzung mehr Plastizität, doch entscheidet sich auch Keller gegen zu spezifisch deutsche Ausdrucksweisen.

⁵⁶⁹ Rechel-Mertens, Swann, (1953): 61.

⁵⁷⁰ Schottlaender, Bemerkungen.

⁵⁷¹ Keller, Swann, 24.

⁵⁷² Ebd., 9.

In einzelnen Details stellt Kellers Revision eine etwas höhere Dosierung dessen dar, was Kleiner den „affektiven Ton“ genannt hatte. So etwa in der zur Diskussion gestellten *Laterna-magica*-Szene. Als der Junge zum Abendessen gerufen wird, kommt er schnell. Die sein vertrautes Zimmer verfremdende Lichtprojektion der Legende von der heiligen Genoveva war ihm unheimlich gewesen: „Et dès qu’ on sonnait le dîner, j’ avais hâte de courir à la sale à manger où la grosse lampe de la suspension, ignorante de Golo et de Barbe-Bleue, [...] donnait sa lumière de tous les soirs; et de tomber dans les bras de maman [...]”⁵⁷³ Schottlaender übersetzte dramatisch: „Kaum läutete es also zum Essen, so hielt mich nichts mehr: ich rannte ins Eßzimmer – wo die dicke Hängelampe, die nichts von Golo und Blaubart wußte, [...], ihren abendlichen Schein spendete – und stürzte in Mutters Arme.”⁵⁷⁴ Bei Rechel-Mertens heißt es etwas verhaltener: „Sobald zum Abendessen geläutet wurde, hatte ich es eilig, in das Eßzimmer zu gelangen, wo die große Hängelampe, die von Golo und Blaubart nichts wußte, [...], ihr Licht spendete wie an allen anderen Abenden auch, und Mama in die Arme zu sinken [...]”⁵⁷⁵ Schottlaenders Übersetzung mit „rannte“ und „stürzte“ betont im Gegensatz zu Rechel-Mertens’ Entscheidung für „Eile haben,“ „ins Esszimmer gelangen“ und „sinken“ die Bewegung in der Szene und unterstreicht den aktiven Charakter. Die Eile aus Prousts Formulierung lässt Schottlaender allerdings fallen und auch den allabendlichen Schein der Hängelampe, die im Gegensatz zu der *Laterna-magica* eine Atmosphäre der Vertrautheit erzeugt.

Keller mischt die beiden Übersetzungen und wählt so einen Mittelweg, der Rechel-Mertens’ Wörtlichkeit weitestgehend erhält und doch eine ähnliche Dramatik erzeugt wie Schottlaenders Version: „Und kaum wurde zum Abendessen geklingelt, rannte ich eiligst ins Eßzimmer, wo die schwerfällige Hängelampe nichts von Golo und Blaubart wußte, [...] und wie

⁵⁷³ Proust, *Swann*, zitiert in Keller, *Probleme*, 55.

⁵⁷⁴ Keller, *Probleme*, 56.

⁵⁷⁵ Ebd., 58.

jeden Abend ihr Licht spendete, um mich in die Arme Mamans zu werfen [...].”⁵⁷⁶ Keller greift Schottlaenders „rannte,” aber auch die Eile auf und wählt mit „sich in die Arme werfen” eine Formulierung im aktiv. Mit der Schwerfälligkeit der Hängelampe betont Keller noch einmal mehr den Gegensatz zur sich drehenden Laterna-magica und somit die Flucht aus der dem verfremdeten Zimmer und in das vertraute.

Wie Schottlaender in den Begründungen seiner Bemerkungen über Rechel-Mertens’ Übersetzung, so führt auch Keller neben seiner Interpretation immer wieder rhythmische und klangliche Eigenheiten von Prousts Text als Argument für Änderungen an. Das demonstrierte er anhand einer Passage, die vom Erwachen des Erzählers handelt:

Les premiers bruits de la rue me l’avaient appris, selon qu’ils me parvaient amortis et déviés par l’humidité ou vibrants comme des flèches dans l’aire résonnante et vide d’un matin spacieux, glacial et pur; dès le roulement du premier tramway, j’avais entendu s’il était morfondu dans la pluie ou en partance pour l’azur. Et peut-être ces bruits avaient-ils été devancés eux-mêmes par quelque emanation plus rapide et plus pénétrante qui, glisée au travers de mon sommeil, y répandait une tristesse annonciatrice de la neige, ou y faisait entonner, à certain petit personnage intermittent, de si nombreux cantiques à la gloire du soleil que ceux-ci finissaient par amener pour moi, qui encore endormi commençais à sourire et dont les paupières closes se préparaient à être éblouies, un étourdissant réveil en musique.⁵⁷⁷

Die Phase des Erwachens, wie sie Prousts Erzähler erfährt, setzt mit einer Serie von einander überlagernden und sich graduell intensivierenden Sinneseindrücken vor allem akustischer Natur ein, die von zunächst nur blitzartigen Momenten bewusster Wahrnehmung und Registrierung

⁵⁷⁶ Keller, Probleme, 59.

⁵⁷⁷ Mittelland.

punktiert werden. Diese Momente bewusster Wahrnehmung bilden bei Proust die Pointen „matin,” „azur” und schließlich „musique.” Da diese Pointen Prousts subordinierte Nebensätze abschließen, sind sie in dieser Form schwer in die deutsche Sprache zu übertragen. Bei Rechel-Mertens enden diese Nebensätze zwar korrekt, aber hinsichtlich der Pointen unbefriedigend mit den Funktionsverben „kamen,” „nahm” und „werden” und „wurden”:

Schon frühmorgens wußte ich, wie das Wetter war. Die ersten Geräusche der Straße hatten es mir gesagt, je nachdem ob Feuchtigkeit sie dämpfte und aus ihrer Richtung verschob, ehe sie zu mir drangen, oder ob sie federnd wie Pfeile aus dem hallenden leeren Raum eines weit offenen, eisigen, klaren Morgens kamen; beim Rollen der ersten Straßenbahn hatte ich schon gehört, ob sie regennass fröstelte oder ihren Weg durch azurne Bläue nahm. Vielleicht aber war vor diesen Geräuschen eine noch schnellere, wirksamere Ausstrahlung von Tönen durch meinen Schlaf geglitten und hatte ihn mit der Trauer getränkt, die den Schnee ankündigt oder nur einem in meinem Innern auftauchenden Dämon zahllose Hymnen zum Ruhme der Sonne entlockt, die schließlich für mich, der ich, noch schlafend, bereits zu lächeln begann, da meine geschlossenen Lider auf blendendes Licht gefasst waren, zu einer betäubenden Weckmusik wurden.⁵⁷⁸

Keller drehte die Sätze wieder so, dass sie mit bedeutungstragenden Elementen enden. So teilten die ersten Straßenbahngeräusche die Wetteraussichten mit, „je nachdem, ob sie von Feuchtigkeit gedämpft und gebrochen zu mir drangen oder wie schwirrende Pfeile im hallenden leeren Raum eines weiten, eisigen und klaren Morgens; schon beim Rollen der ersten Straßenbahn hatte ich gehört, ob sie vor Regen fröstelte oder aufbrach in azurne Bläue.”⁵⁷⁹ Diese Version hat nicht nur die gelungene Platzierung der Pointen für sich, sondern auch die deutlichere Parallelität der

⁵⁷⁸ Mittelland.

⁵⁷⁹ Ebd.

beiden Sätze. Der Schluss gipfelt in einer Art Erwachen im Crescendo: „dass diese mir [die Hymnen], der ich noch im Schlaf bereits zu lächeln begann und dessen Lider sich auf blendendes Licht gefasst machten, zuletzt ein ohrenbetäubendes Erwachen bescherten, ganz in Musik.“⁵⁸⁰ Kellers Pointen akzentuieren den Text und verleihen der Erfahrung des Erwachens Plastizität. Außer den bereits angeführten Gründen weist Keller in seiner Erklärung der Stelle noch darauf hin, dass sie aus einem Band stamme, in dem die Beschreibung von Musik zentral sei, und in dem Proust mehr als in anderen Bänden wohl musikalische Strukturen in seine Sprache zu übernehmen versucht, in dem er besonders stark mit Leitmotiven arbeitete. „Will man diese Seite gut übersetzen, muss alles klingen,“ lautet von daher Kellers Schluss.⁵⁸¹

In seinem Editionsbericht erklärte Keller grundsätzlich, dass er sich für die Pointen entschieden habe, wenn er zwischen der getreuen Wiedergabe der Satzstruktur und dem Erhalt der Pointen habe entscheiden müssen:

Trotz der viel gelobten Treue Rechel-Mertens' zur Proustschen Syntax wurden bei der Revision auch Sätze verändert, besonders wenn – im Französischen völlig ungezwungen, im Deutschen aber sehr holprig – mehrere Nebensätze ineinander verschachtelt werden. Während beim Satzanfang die Übersetzerin [...] die Proustsche Folge von temporalen, relativen und partizipialen Nebensätzen oft überdeutlich nachzeichnet, hält sie sich am Satzende an die Regeln der deutschen Grammatik und verpaßt so manche Proustsche Pointe.⁵⁸²

In Kellers Begründung fließt an dieser Stelle auch die von Schottlaender oft angeführte Lesewirkung ein, insofern er argumentiert, dass die französischen langen Sätze sich flüssiger lesen als die deutschen, d.h. eine andere Wirkung entfalten. Rechel-Mertens, die ihre

⁵⁸⁰ Mitelland.

⁵⁸¹ Ebd.

⁵⁸² Keller, Editionsbericht, 622.

Satzkonstruktionen schon Suhrkamp gegenüber gelegentlich verteidigen musste, behauptete, dass sie sich auch in der französischen Sprache nicht immer flüssig lesen, „hören Sie hierüber besonders Franzosen!“⁵⁸³ schrieb sie dem Verleger im August 1955. Die Lesewirkung variiert wohl sowohl in der französischen wie in der deutschen Leserschaft. An Rechel-Mertens' Übersetzung scheiden sich die Einschätzungen an Satzkonstruktionen wie an keinem anderen Punkt. Das Problem der Funktionsverben am Ende von untergeordneten Nebensätzen in deutscher Sprache hatte allerdings die Übersetzerin selbst schon erkannt. Anders als Keller hatte sie sich aber entschieden, im Zweifelsfall die Satzstruktur, die den meisten Proust-Lesern zuerst als stilistische Eigenheit auffallen, zu erhalten und Pointen fallen zu lassen.

Sprache um die Jahrhundertwende

Maß Keller ähnlich wie Schottlaender dem Rhythmus und der Bildlichkeit von Prousts Sprache mehr Bedeutung bei, als Rechel-Mertens das getan hatte, zeigt er sich im Gegensatz zu dieser mehr bemüht, die verschiedenen Register in der Sprache der Figuren zu berücksichtigen und den affektiven Ton an einzelnen Stellen stärker zu dosieren, so tendiert er anders als von den verlagsinternen Kritikern anvisiert dazu, wie Rechel-Mertens den Sprachgebrauch der Jahrhundertwende anklingen zu lassen. So auch in dem oben zitierten, umgangssprachlichen Begriff „Schnäpser,“ der inzwischen zwar noch erkannt aber nicht mehr gebräuchlich ist. Stellen wie diese rufen das Alter des Quelltextes ins Bewusstsein.

Etwas anders, aber ähnlich, verhält es sich mit Kellers Übersetzung der „poules,“ die Benjamin und Hessel „Nutten“⁵⁸⁴ genannt hatten: die selbe Bezeichnung, die später Boehlich

⁵⁸³ Eva Rechel-Mertens an Peter Suhrkamp. Heidelberg, den 30. August 1955.

⁵⁸⁴ Benjamin/Hessel, *Guermantes*, 156.

Rechel-Mertens erfolglos vorgeschlagen hatte. Keller griff nun auf den Ausdruck „Schnepfe“⁵⁸⁵ zurück, der zwar noch gebräuchlich ist, inzwischen aber einen Bedeutungswandel bzw. eine Bedeutungserweiterung erfahren hat und nicht mehr im engeren Sinn mit Prostitution assoziiert wird. Für Kellers Option spricht indessen, dass es sich bei der Schnepfe um ein Sumpfhuhn handelt; seine Übersetzung von „poules“ ist also fast wörtlich. Zudem zeichnet sich das Verhalten der Schnepfe dadurch aus, dass sie auf ihrer Nahrungssuche die feuchten Uferstreifen mooriger Gewässer auf- und abtrippelt. Wohl aufgrund dieses Verhaltens wurde der Ausdruck „Schnepfe“ ursprünglich im engen Sinn auf billige Prostituierte angewendet, so wie heute „Nutte.“ „Schnepfe“ passt sich stilistisch auch deutlich besser als „Nutte“ in den Rahmen von Rechel-Mertens’ Text, der schließlich Kellers Arbeitsgrundlage bildete. Doch auch diese Option, die inzwischen ungewöhnliche Verwendung eines gebräuchlichen Ausdrucks, ruft das Alter des Originals ins Bewusstsein.

Übersetzung von „Race“ auf historisch gerechtfertigter Grundlage

Auch in dem Streitpunkt, der unter Boehlich, Hirsch und Rechel-Mertens zu heftigen Auseinandersetzungen und Beschuldigungen geführt hatte, nämlich die Übersetzung des Wortes „race,“ scheint Keller sich an der historischen und biographischen Situation Prousts sowie an die Hinweise in Prousts Text zu halten, die für eine Übersetzung des Wortes „race“ mit „Rasse“ sprechen: Die Option, für die auch Rechel-Mertens sich in der Erstausgabe entschieden hatte. Die meisten Änderungen, die Boehlich, Hirschs Rat folgend, an Rechel-Mertens Arbeit vorgenommen hatte, machte Keller in dieser Hinsicht wieder rückgängig, und das mit guten Gründen. Hielten Boehlich und Hirsch in ihrer persönlichen Betroffenheit, in einer aufgeheizten,

⁵⁸⁵ Keller, Guermantes, 223.

sich politisierenden gesellschaftlichen Atmosphäre Rechel-Mertens' Übersetzung in punkto „Rasse“ für das Produkt einer unbewusst weiterwirkenden nationalsozialistischen Ideologie, für ein Beispiel kontaminierter Sprache, so spricht vieles dafür, dass ihre Übersetzung den historischen Gegebenheiten Prousts und seiner Auseinandersetzung mit dem Thema der Rasse entspricht.

So weist Léon Poliakov in seinem erstmals 1971 erschienen Buch *Der Arische Mythos: Zu den Quellen von Rassismus und Nationalsozialismus* darauf hin, dass mit der Gründung der ersten anthropologischen Gesellschaft in Paris (1860) die Anthropologie als wissenschaftliche Disziplin etabliert war, und dass laut der aktuellen und allgemein akzeptierten Forschungsmeinung nicht nur zwischen Rassen, sondern auch zwischen höher- und minderwertigen Rassen zu unterscheiden sei: „Um 1860 gehörte dieser Glaube zum geistigen Rüstzeug aller gebildeten Europäer.“⁵⁸⁶ Schon vor 1860 hatte sich dieser Glaube an den Wertunterschied von Menschen verschiedener Hauttönung zunehmend etabliert. Die intensivere Beschäftigung mit den „Menschenrassen“ datiert Poliakov auf den Beginn der Aufklärung, die mit einem gesteigerten Bedürfnis nach enzyklopädischer Klassifizierung einherging. Die Erscheinung der verschiedenen menschlichen Hauttönungen fand dabei grundsätzlich zwei Erklärungsmuster, ein monogenetisches, laut dem alle Menschen von Adam abstammen, und ein polygenetisches, in dem die verschiedenen Hauttönungen auf eine unterschiedliche Abstammung zurückgeführt wurden. Besonders unter den Vertretern der polygenetischen These gewann bald die Unterscheidung in höher- und minderwertige Rassen zunehmend an Raum.

Kant etwa, wie Poliakov herausstellt, hielt bereits 1798 in seiner *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* fest: „So viel ist wohl mit Wahrscheinlichkeit zu urtheilen: daß die

⁵⁸⁶ Léon Poliakov, *Der Arische Mythos: Zu den Quellen von Rassismus und Nationalsozialismus* (Hamburg: Junius, 1993), 288.

Vermischung der Stämme (bei großen Eroberungen), [...], dem Menschengeschlecht, alles vorgeblichen Philanthropismus ungeachtet nicht zuträglich sei.“⁵⁸⁷ Wie bei den Spaniern in ihrer Mischung von „europäische[m] mit arabischem (mohrischem) Blut“⁵⁸⁸ schon geschehen, verdürben solche Rassenmischungen den Charakter. Der Spanier, nunmehr unter dem arabischen Einfluss, sei „wie das Stiergefecht, grausam, wie das ehemalige Auto da Fé beweiset.“⁵⁸⁹ Herder, der in seinen *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* zwar aufrief: „Lasset uns also den Neger, da ihm in der Organisation seines Klimas kein edleres Geschenk werden konnte, bedauern, nicht verachten, [...],“⁵⁹⁰ ließ dennoch keinen Zweifel an seinem Werturteil aufkommen: „Der Neger hat für den Europäer nichts erfunden; er hat sich nie in den Sinn kommen lassen, Europa weder zu beglücken, noch zu bekriegen.“⁵⁹¹ Gobineau, dessen 1856 veröffentlichtes Werk *Von der Ungleichheit der Rassen* posthum die größte Wirkung entfaltete, war also durchaus nicht originell. Vielmehr führte der bereits existierende Theorien, auch über die angeblich verheerende Wirkung von Rassenmischungen, pointiert zusammen.

Nachdem durch Darwins Evolutionstheorie die polygenetische These zeitweise nicht mehr vertretbar schien, bemühte sich die Forschung umso hartnäckiger um Belege für die *Ungleichheit der Rassen* und nahm Gobineaus Werk posthum dankbar auf. Als Gobineau 1856 sein Werk auch an den nunmehr 88-jährigen Alexander von Humboldt sandte, bedankte sich dieser zwar höflich, ließ Gobineau aber wissen, dass sein Buch schon im Titel gegen seine „altmodische Überzeugung“⁵⁹² verstoße, dass es falsch sei zwischen höher- und minderwertigen Rassen zu unterscheiden. An Humboldts Beispiel verdeutlicht Poliakov noch einmal

⁵⁸⁷ Immanuel Kant, *Anthropologie in Pragmatischer Hinsicht*. Zitiert in Poliakov, 197.

⁵⁸⁸ Ebd.

⁵⁸⁹ Poliakov, 197

⁵⁹⁰ Johann Gottfried Herder, *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*. Zitiert in Poliakov, 200.

⁵⁹¹ Ebd.

⁵⁹² Ebd.

eindrücklich, dass etwa ab 1860 die These von der Ungleichheit der Rassen wieder aktuell war, die These von der Wertneutralität aber veraltet.

Im Paris der Jahrhundertwende war die These von der Ungleichheit der Rassen wieder ein viel diskutiertes Thema, das im Zuge der Dreyfus-Affäre (1896) noch einmal besonders intensives Interesse auf sich zog. Die gleichfalls in diesem Kontext neu entfesselte Welle des Antisemitismus verstärkte sich wechselweise mit dem Interesse an Rassetheorien.

Proust nahm in dieser Situation Partei für Dreyfus. In der *Marcel Proust Enzyklopädie* weist Edward Hughes in seinem Beitrag über den Einfluss der Dreyfus-Affäre auf Prousts Werk darauf hin, dass Proust öffentlich Picquart in Schutz nahm und Anatole France dazu bewegte, „die Petition für den anklagenden („J'accuse“) und angeklagten Zola zu unterschreiben.“⁵⁹³ Sein Engagement für Dreyfus hielt Proust jedoch nicht davon ab, in antisemitischen Kreisen zu verkehren. Mit Léon Daudet, der zu den wichtigsten Mitarbeitern der von Édouard Drumont gegründeten, antisemitischen, unabhängigen Tageszeitung *La Libre Parole* gehörte, – das Blatt warb mit der Devise „Frankreich den Franzosen“⁵⁹⁴ – war Proust befreundet.⁵⁹⁵ Trotz eklatantester politischer Meinungsverschiedenheiten verbrachten die beiden im Oktober 1896 zehn Tage in Fontainebleau, wo sie auf ausgedehnten Spaziergängen ihre Gedanken austauschten. Den Gesprächen mit Daudet glaubte Proust die Inspiration zu verdanken, die ihn befähigte, mit *À l'ombre des Jeunes Filles en Fleurs* einen preiswürdigen Romanteil zu schreiben. Den nachfolgenden, *Le Côté de Guermantes*, widmete er „Dem unvergleichlichen Freund als Zeichen der Dankbarkeit und Bewunderung.“⁵⁹⁶ Proust, der sich selbst nicht als Antisemit verstand – Alessandro Piperno attestierte ihm in seiner im Jahr 2000 erschienenen

⁵⁹³ Edward Houghes, „Dreyfus-Affäre II,“ in Keller, Ecyklopädie, 205.

⁵⁹⁴ Edward Houghes, „Drumont, Édouard,“ in Keller, Ecyklopädie, 206.

⁵⁹⁵ Luzius Keller, „Daudet, Léon,“ in Keller, Ecyklopädie, 184.

⁵⁹⁶ Keller, *Guermantes*, 6.

Proust, *Guermantes*, 307: „À l'incomparable ami, en témoignage de reconnaissance et d'admiration.“

Abhandlung *Proust Antibreo* gleichwohl einen gewissen Antisemitismus – unterhielt also mehr oder weniger intensive Beziehungen zu Antisemiten. Er hatte sich auch mit Gobineaus rassistischen Theorien auseinandergesetzt und Drumonts antisemitisches Werk *La France Juive* (1886) mit großem Interesse gelesen.⁵⁹⁷ Dieses Werk „fand bei den mittleren Klassen Frankreichs große Resonanz.“⁵⁹⁸ Sowohl bei Zustimmung wie bei Ablehnung empfahl sich die Lektüre also, wollte man informiert sein.

Wie Juliette Hassine in ihrem Artikel *L'écriture antisemite dans la „Recherche“ et ses sources biblique et gréco-romains* herausarbeitet, fand Prousts antisemitische Lektüre Niederschlag in der *Recherche*: „In sein letztes Werk hat Proust ganze Seiten antisemitischen Inhalts integriert, die aus den Büchern und der Tagespresse seiner Zeit stammten. Selbst im Zusammenhang mit diesem Thema kann man von dem Phänomen der Intertextualität sprechen.“⁵⁹⁹ Hassine isoliert in dem Artikel die einzelnen antisemitischen Anspielungen und führt sie von den aktuellen Veröffentlichungen bis auf ihre biblischen und griechisch-römischen Wurzeln zurück.

Hassinés Ergebnissen ist hinzuzufügen, dass sich diese Anspielungen in drei Gruppen unterteilen. Einerseits legt Proust verschiedenen Figuren antisemitische Äußerungen in den Mund, darunter besonders Bloch, der sich als assimilierter „Israélite“ von den verachteten, aus dem Osten eingewanderten „juives“ distanziert⁶⁰⁰: „Auf Schritt und Tritt hört man etwas wie: ‚Nu hör Apraham, hab ich den Jakop gesein.‘ Man denkt, man sei in der Rue d’Aboukir,“⁶⁰¹

⁵⁹⁷ Juliette Hassine, „Rasse,“ in Keller, Encyklopädie, 718-720.

⁵⁹⁸ Edward Houghes, Drumont, 206.

⁵⁹⁹ Juliette Hassine, „L'écriture antisemites dans la *Recherche* et ses sources biblique et gréco-romains,“ *Bulletin d'informations Proustiennes* 21 (1990), 83: „Dans son œuvre finale, Proust a intégré des pages entières de propos antisémites qui figuraient dans les livres et la presse de son temps, et ainsi même à ce sujet, on peut parler de phénomène d'intertextualité.“

⁶⁰⁰ Juliette Hassine, „Antisemitismus I,“ in Keller, Encyklopädie, 35.

⁶⁰¹ Keller, Im Schatten, 448. Proust, l'Ombre, 97: „On n'entend que: ‚Dis donc, Apraham, chai fu Chakop.‘ On se croirait rue d'Aboukir.“

ereifert er sich über die ostjüdischen Urlauber in Balbec. Antisemitisch äußert sich auch der exzentrische Baron de Charlus, der, wie Hassine argumentiert, in Anlehnung an Drumont die These vertritt, dass Dreyfus seine Heimat gar nicht verraten haben könne, da diese nicht Frankreich, sondern Judäa sei.⁶⁰² Antisemitische Äußerungen von Prousts Figuren sind wohl der genauen Beobachtung, Beschreibung und Analyse des Autors geschuldet, in dessen Gesellschaftsportrait zwangsläufig Antisemiten auftreten.

In die zweite Gruppe fallen Anspielungen in den Äußerungen des Erzählers, der gelegentlich mit einem Augenzwinkern platte, antisemitische Klischees in seine Schilderungen einbindet. So thematisiert der Erzähler Swanns gesundheitlichen Zustand im Zusammenhang mit einem Lebkuchenkauf seiner Tochter Gilberte und dem jugendlichen Erzähler: „Eines Tages, als wir mit Gilberte bis zu dem Stand unserer Händlerin gegangen waren, die besonders nett zu uns war – denn bei ihr ließ Swann seinen Lebkuchen kaufen, da er seiner Rasse entsprechend zu Hautausschlägen neigte und an der Hartleibigkeit der Propheten litt -, zeigte Gilberte mir lachend zwei kleine Jungen, [...]“⁶⁰³ Der Gedankensprung von der freundlichen Lebkuchenverkäuferin zu Swanns „rassisch bedingten Neigung zu Hautausschlägen“⁶⁰⁴ und seiner „Hartleibigkeit der Propheten“⁶⁰⁵ ist einerseits ein Beispiel für Prousts gelegentlich derben Humor, der an dieser Stelle, wie Hassine es sieht, andererseits „eine belustigte Komplizenschaft mit seinem Leser“ herstelle, „der die Bedeutungslosigkeit solcher antisemitischer Klischees kennt.“⁶⁰⁶ Ähnlich verhält es sich wohl auch bei der Erwähnung eines Nebenmotivs für Swanns Eheschließung mit

⁶⁰² Keller, *Guermantes*, 404.

⁶⁰³ Keller, Swann, 580. Proust, Swann, 395: „Un jour, nous étions allés avec Gilberte jusqu’à la baraque de notre marchande qui était particulièrement aimable pour nous – car c’était chez elle que M. Swann faisait acheter son pain d’épice, et par hygiène, il en consommait beaucoup, souffrant d’un eczéma ethnique et de la constipation des Prophètes -; Giberte me montrait en riant deux petits garçons [...]“

⁶⁰⁴ Keller, Swann, 580.

⁶⁰⁵ Ebd.

⁶⁰⁶ Hassine, *Antisemitismus I*, 35.

Odette, „einem Wesen von anderer Gattung,“⁶⁰⁷ die ihn auch im Sinne eines Experiments, „wie die Mendelianer sie so gern machen oder wie die, von denen die Mythologie zu berichten weiß,“⁶⁰⁸ mit neugierigem Interesse füllte.

Ein weiteres Beispiel von Prousts ironischen Anspielungen betrifft die Familienähnlichkeit der Guermites mit ihren Verwandten. Diese zeichnet sich durch blonde Locken, einen gold-rosigen Teint, und – eine prominente Nase aus: „Die ältesten Familien bilden schließlich in Gestalt einer roten, höckerigen Nase oder eines deformierten Kinns besondere Merkmale heraus, in denen die ‚Rasse‘ bewundert wird.“⁶⁰⁹ Schon an dieser Stelle wirkt es überraschend, dass Proust auch Adelige als „Rasse“ bezeichnet, und dass diese sich im Fall der Guermites ausgerechnet durch eine höckerige Nase auszeichnet.

Auf zeitgenössischen Abbildungen und Karikaturen von Juden fehlte eine äußerst markante Nase fast nie. 1893 etwa war auf der Titelseite von Édouard Drumonts antisemitischer Zeitschrift *La Libre Parole* eine Jude mit Geld gefüllten Händen und Füßen abgebildet, der sich um einen Globus klammerte. Die Bildunterschrift lautete „Ihr Vaterland“/„Leur Patrie.“ Auf der Titelseite der Zeitschrift *Le Rire* war am 16. April 1898 *Der König Rothschild* abgebildet, der mit klauenförmigen Händen ebenfalls einen Globus umklammert. In beiden Karikaturen bildet die Nase des Verunglimpften ein hervorstechendes Merkmal. Beispiele dieser Art ließen sich endlos aufzählen; man stellte sich offenbar jüdische Gesichter grundsätzlich mit einer prominenten Nase vor. Dass eine solche Nase die Familienähnlichkeit der adeligen Guermites ausmachen sollte, entbehrt nicht einer gewissen Komik.

⁶⁰⁷ Keller, Schatten, 63. Proust, *l’Ombre*, 461: „un être de rase différente [...]“

⁶⁰⁸ Keller, Schatten, 63. Proust, *l’Ombre*, 461: „comme en pratiquent les mendélistes ou comme en raconte la mythologie, [...]“

⁶⁰⁹ Keller, Gefangene, 61.

Proust, *Prisonnière*, 556: „Les plus vieilles familles finissent par avouer, dans un nez rouge et bossu, dans un menton déformé, des signes spécifiques où chacun admire la ‚rase.‘“

Die Bezeichnung von Adelligen als eine Rasse führt bereits zur dritten Gruppe von Anspielungen, die ohne Ironie verwendet werden. Den Begriff „race“ wendet Proust auf alle Personengruppen an, vornehmlich jedoch auf Juden und Homosexuelle, deren Situation als sozial Geächtete er miteinander engführt. Die Homosexuellen, schreibt Proust, seien „Eine Rasse, auf der ein Fluch liegt und die in Lüge und Meineid leben muß, da sie weiß, daß ihr Verlangen, [...] für sträflich und schmachvoll, für ganz uneingestehbar gilt; [...]“⁶¹⁰ und beschreibt die Schwierigkeit, in einem Lügengebäude leben zu müssen. Um ihre Homosexualität zu verbergen, mieden viele den öffentlichen Umgang mit ihresgleichen,

wie die Juden (abgesehen von einigen, die nur mit den Angehörigen ihrer eigenen Rasse verkehren wollen und stets rituelle Ausdrücke sowie altbekannte Witze auf der Zunge haben) auf der Flucht voreinander, doch hinter jenen her, die ihnen am meisten entgegengesetzt sind, die nichts von ihnen wissen wollen, bereit, deren Abfahren zu verzeihen und sich zu berauschen an deren Freundlichkeiten [...].⁶¹¹

Der Erzähler sieht Ähnlichkeiten in den Verhaltensmustern von Juden und Homosexuellen, die versuchen, der sozialen Ächtung zu entgehen, indem sie Anschluss an besser angesehene Persönlichkeiten und Gruppen suchen. Immer wieder zurückgewiesen, finden sie sich aber schließlich doch „versammelt mit ihresgleichen [...]“⁶¹² Die Vergleichbarkeit zwischen der Situation von Juden und Homosexuellen erstreckt sich über die Verhaltensmuster hinaus bis hin

⁶¹⁰ Keller, Sodom, 27.

Proust, Sodome, 16: „Race sur qui pèse une malédiction et qui doit vivre dans le mensonge et le perjure, puisqu'elle sait tenu pour punissable et honteux, pour inavouable son désir, [...]“

⁶¹¹ Keller, Sodom, 29.

Proust, Sodome, 18: „[...] comme les Juifs encore (sauf quelques-uns qui ne veulent fréquenter que ceux de leur race, ont toujours à la bouche les mots rituels et les plaisanteries consacrées), se fuyant les uns les autres, recherchant ceux qui leur sont le plus opposés, qui ne veulent pas d'eux, pardonnant leur rebuffades, s'enivrant de leur complaisances; [...]“

⁶¹² Ebd. Proust, Sodome: „[...] rassemblés à leur pareils [...]“

zu „psychischen Merkmalen“⁶¹³ und einem Erscheinungsbild, das sie als Juden bzw.

Homosexuelle kennzeichne; sie seien gezeichnet,

mit den physischen und psychischen Merkmalen einer Rasse; manchmal schön, oft Abscheu erregend, entspannt lediglich (trotz allen Spottes, mit dem derjenige, der sich der gegnerischen Rasse eher vermischt, sich ihr besser angepaßt hat und nach außen hin weniger homosexuell wirkt, den anderen überhäuft, der es mehr geblieben ist) im Umgang mit ihresgleichen, [...], so daß sie zwar leugnen, eine Rasse zu sein (deren Name als die größte Beleidigung gilt, aber denjenigen, denen es gelingt, zu verbergen, daß sie dazugehören, gern die Maske abreißen, [...] um sich selbst zu entschuldigen; [...]).⁶¹⁴

Das Wortfeld, in dem „race“ in diesen Passagen steht, das nicht nur bestimmte Verhaltensweisen sondern auch „Merkmale,“ „Vermischung“ und „Anpassung“ einbegreift, spricht dafür, dass Kellers Revision und die Übersetzung von „race“ mit „Rasse“ in diesem Zusammenhang begründet war.

Der Begriff „race“ scheint bei Proust Voraussetzungen zu bezeichnen, die sich den menschlichen Gestaltungsmöglichkeiten entziehen. Immer wieder stellt sich die Frage, wie weit der Einfluss dieser Voraussetzungen reicht und wo die menschliche Willensfreiheit beginnt. Letzterer räumt der Erzähler kein großes Gewicht ein. Vielmehr vertritt er die provokative These, dass sich die biologischen Voraussetzungen selbst in der Mentalität, wenn nicht sogar in der politischen Meinungsbildung auswirken:

⁶¹³ Keller, Sodom, 29. Proust, Sodome, 18: „moreaux d’une race [...]”

⁶¹⁴ Ebd. Proust, Sodome: „les caractères physique et moreaux d’une race, parfois beaux, souvent affreux, trouvant (malgré toutes les moqueries dont celui qui, plus mêlé, mieux assimilé à la race adverse, et relativement, en apparence, le moins inverti, accable celui qui l’est demeuré davantage) une détente dans la fréquentation de leurs semblables, [...], si bien que, tout en niant qu’ils soient une race (dont le nom est le plus grande injure), ceux qui parviennent à cacher qu’ils en sont, ils les démasquent volontiers, [...] pour s’excuser [...]”

[...] Ebenso tief eingewurzelt, ebenso unentrinnbar wie jüdischer Patriotismus oder christlicher Atavismus bei denen, die sich frei dünken von allen Banden ihrer Rasse, wohnten – ich wußte es – unter dem rosigen Blütenstand von Albertine, Rosemonde oder Andrée, ihnen selber noch unbekannt und für spätere Gelegenheiten in Reserve gehalten, eine dicke Nase, wulstige Lippen oder eine Körperfülle [...], die überraschen würden, [...] in Wirklichkeit aber schon in der Kulisse warteten, bereit, auf die Bühne zu treten: [...], unvorhergesehen, schicksalsmäßig, ganz wie etwa diese oder jene Art von Dreyfus-Anhängerschaft, von Klerikalismus, von nationalistischem oder feudalistischem Heldenmut, die der Appell der [...] Umstände aus einer dem Individuum selbst vorausgehenden Natur, dank der es denkt, lebt, sich entwickelt, stärker wird oder stirbt, ohne daß es sie von den speziellen Beweggründen, die es mit ihr verwechselt, unterscheiden könnte. Selbst in geistiger Beziehung hängen wir von den Naturgesetzten weit stärker ab, als wir denken, und unser Geist besitzt von vornherein wie gewisse Kryptogamen oder Grasarten Eigentümlichkeiten, für die wir uns frei zu entscheiden [...] meinen. Doch wir erfassen nur die sekundären Ideen, ohne die Grundursache zu bemerken (jüdische Rasse, französische Familie und andere), aus der sie notwendig hervorgegangen sind und [...] die sich zum gegebenen Zeitpunkt in uns manifestiert.⁶¹⁵

⁶¹⁵ Keller, Schatten, 670.

Proust, l'Ombre, 245/246: „Je savais que, aussi profond, aussi inéluctable que le patriotisme juif ou l'atavisme chrétien chez ceux qui se croient le plus libérés de leur race, habitait sous la rose inflorescence d'Albertine, de Rosemonde, d'Andrée, inconnu à elles-mêmes, tenu en réserve pour les circonstances, un gros nez, une bouche proéminente, un embonpoint qui étonnerait mais était en réalité dans la coulisse, prêt à entrer en scène, imprévu, fatal, tout comme tel dreyfusisme, tel cléricisme, tel héroïsme national et féodal, [...] à l'appel des circonstances, d'une nature antérieure à l'individu lui-même, par laquelle il pense, vit, évolue, se fortifie ou meurt, sans qu'il puisse la distinguer des mobiles particuliers qu'il prend pour elle. Même mentalement, nous dépendons des lois naturelles beaucoup plus que nous le croyons et notre esprit possède d'avance comme certain cryptogramme, comme tel graminée les particularités que nous croyons choisir. Mais nous ne saisissons que les idées seconds sans percevoir la cause première (race juive, famille française, etc.) qui les produisait nécessairement et que nous manifestons au moment voulu.”

Neben der Individualität, die wohl beeinflussbar ist, bestimmen, wie der Erzähler an dieser Stelle argumentiert, biologische Voraussetzungen weitestgehend über die Eigenheiten einer Persönlichkeit, und zwar unausweichlich, so überraschend die jeweilige Änderung in der Persönlichkeit und Erscheinung auch wirken mag. Auch Bloch meint „auf logischem Weg zu seiner Parteinahme für Dreyfus gekommen zu sein und wußte doch, daß seine Nase, sein Haar und seine Haut ihm durch seine Rasse auferlegt waren.“⁶¹⁶ Selbst zu seiner politischen Position ist Bloch nicht durch freien Entschluss gekommen.

Nicht ironisch gebraucht, verweist das Wort „race“ bei Proust auf Voraussetzungen, die sich der freien Entscheidung entziehen, und der Erzähler wirft immer wieder die Frage auf, wie weit der Einfluss dieser Voraussetzungen reicht. Fest scheint zu stehen, dass sich Judentum und Homosexualität auf Dauer kaum verbergen oder unterdrücken lassen. Sie ganz zum Verschwinden bringen zu wollen, ist vollkommen aussichtslos. In weiteren „Entschuldigungen“ von Juden und Homosexuellen wird jedoch deutlich, dass die Reaktionen auf diese Gruppen durchaus veränderlich sind. Sie führen Beispiele aus der Geschichte für das gesellschaftliche Verhältnis von jüdischer Minderheit und der Mehrheit bzw. homosexueller Minderheit und der Mehrheit an:

Sokrates, so heißt es gern, sei einer der Ihren gewesen, wie die Juden sagen, Jesus sei Jude gewesen, ohne zu bedenken, daß es keine abnorm Veranlagten gab, als Homosexualität die Norm war, und keine Christenfeinde vor Christus, daß allein die Schmach das Verbrechen ausmacht, denn sie hat einzig jene übriggelassen, die sich jeder

⁶¹⁶ Keller, Guermantes, 416.

Proust, Guermantes, 593: „Bloch croyait avoir logiquement choisi son dreyfusisme, et savait pourtant que son nez, sa peau et ses cheveux lui avaient été imposés par sa race.“

Belehrung, jedem Beispiel, jeder Züchtigung widersetzen, aufgrund einer derart speziellen angeborenen Veranlagung, [...] ⁶¹⁷

Homosexualität und Judentum, so argumentiert der Erzähler, wurden nicht immer als Krankheit oder Fehler gewertet. Das Verbrechen der Homosexualität entsteht dadurch, dass sie unter Strafe steht. In einer Gesellschaft, in der Homosexualität und Judentum keinen Verstoß gegen die Norm darstellen, verliert die Rasse ihre Bedeutung. Der Erzähler unterscheidet also zwischen Rassen, die bei ihm letztlich die angeborenen, unabänderlichen Voraussetzungen bezeichnen, die jeder Mensch mitbringt. In *Guermantes* plädiert er dafür, die Gruppen in ihrer Verschiedenheit in die Gesellschaft zu integrieren: „Im übrigen entspricht die Formulierung von der Permanenz der Rassen nur ungenau dem Eindruck, den wir von Juden, Griechen oder Persern erhalten, von allen jenen Völkern, denen man besser ihre Verschiedenheit beläßt.“ ⁶¹⁸ Anstatt die unabänderlichen Voraussetzungen als Makel zu betrachten, den es so weit wie möglich zu beheben gilt, schlägt der Erzähler vor, die Verschiedenheit hinzunehmen und ihr im gesellschaftlichen Zusammenleben nicht so viel Bedeutung beizumessen.

Hinsichtlich der Frage nach der richtigen Übersetzung von „race“ konnte Keller auf umfängliche Forschungen etwa von Juliette Hassine und Bernard Brun zurückgreifen. Zudem wird die zeitliche Distanz geholfen haben, sich für die historisch gerechtfertigte Übersetzung mit „Rasse“ zu entscheiden, die sich außerdem durch die Zusammenhänge in der *Recherche* rechtfertigt, in denen sich das im alten Kontext strittige Wort Verwendung findet. Rechel-Mertens, die sich zu diesem Punkt nicht äußerte, aber betonte, schon aufgrund ihres Alters mit

⁶¹⁷ Keller, *Sodom*, 30. Proust, *Sodome*, 19: „Socrate était l’un d’eux, comme les Israélites disent que Jésus était juif, sans songer qu’il n’y avait pas d’anormaux quand l’homosexualité était la norme, pas d’antichrétiens avant le Christ, que l’approuve seul fait le crime, parce qu’il n’a laissé subsister que ceux qui étaient réfractaires à toute predication, à tout exemple, à tout châtement, en vertu d’une disposition innée tellement special [...]“

⁶¹⁸ Keller, *Guermantes*, 264.

Proust, *Guermantes*, 488: „Maus, au reste, parler de permanence des races rend inexactement l’impression que nous recevons des Juifs, des Grecs, des Persans, de tous ces peuples auxquels il vaut mieux laisser leur variété.“

dem „gesellschaftlichen Klima“ der *Recherche* vertraut zu sein, gaben die anstößigen Redensarten wohl eine realistische Vorstellung von der geschilderten Situation, die sich Boehlich und Hirsch aus der Feder Prousts nicht denken konnten. Rechel-Mertens, die die Redensarten aufgrund ihrer Vertrautheit mit dem Milieu richtig einordnen konnte, übersetzte „race“ auf historisch und biographisch gerechtfertigter Grundlage richtig mit „Rasse“ und Keller griff bei seiner Revision auf diese Übersetzung zurück.

Wie die anderen Beispiele etwa zur Frage der französischsprachigen Einsprengsel, den Variationen gesprochener Sprache, Humor und Bildlichkeit verdeutlichen, konnte Keller inzwischen wohl weniger parteiisch auf die *Recherche* blicken und einige Kompromisse schließen. So blieb Rechel-Mertens' Text die Grundlage, doch tauschte sich Keller auch mit Schottlaender aus. Vieles, was Rechel-Mertens in ihrer Übersetzung angelegt hat, der Erhalt des französischen Kontexts um die Jahrhundertwende etwa, der sich auch durch die gelegentliche Orientierung an einem älteren Sprachgebrauch äußert, hat Keller beibehalten, aber insgesamt mehr übersetzt. In den Variationen des Mündlichen, der Bildlichkeit und dem „affektiven Ton“ aber näherte er sich der Vision der verlagsinternen Kritiker an. Stilbrüche, wie Rechel-Mertens sie befürchtete, treten zumindest in den hier vorgestellten Beispielen dennoch nicht auf. Tatsächlich fügen sich Kellers Änderungen nahtlos in Rechel-Mertens' Text ein.

KAPITEL V

SCHLUSS

Das Ziel dieser Arbeit war, Rechel-Mertens' Proust-Übersetzung in ihrem historischen und gesellschaftlichen Kontext zu verstehen und aufzuzeigen, wie die Übersetzerin und andere Mitwirkende ihre Perspektiven in die *Recherche* einschrieben. Die Übersetzung erscheint so als Fortsetzung von Prousts Schreiben und Überschreiben seines eigenen Texts.

Für Rechel-Mertens leiteten sich aus ihrem Herkommen und ihrem Studium Maßstäbe ab, die in der Übersetzung eine stärkere Orientierung an der historischen und gesellschaftlichen Situation des Originals sowie der Kultur des Herkunftslandes erforderte als die Annäherung an die gegenwärtige gesellschaftliche Situation und Kultur des Zielpublikums. So behielt sie französischsprachige Einsprengsel in ihrer Übersetzung bei, die sich abgesehen von Versen, Speisen und Anreden allerdings vielfach auf Ausdrücke aus dem Bereich Prostitution, Homosexualität und Intimität erstrecken; sie verwendete teilweise Ausdrücke, die in Deutschland um die Jahrhundertwende geläufig waren und stellte sich für die Figuren Prousts österreichische Modelle aus dem Adel und Großbürgertum vor, um das französischsprachige *Fin de Siècle* an den Kontext der k. u. k. Monarchie anzulehnen. Der Kontext der k. u. k. Monarchie entsprach nach Rechel-Mertens' Meinung im deutschsprachigen Raum den von Prousts gezeichneten Szenarien im Frankreich der Jahrhundertwende am besten. Weiterhin versuchte Rechel-Mertens ihrer Übersetzung durch eine Orientierung am Schriftdeutschen, von der sie nur andeutungsweise abweicht, möglichst dauerhafte Lesbarkeit zu verleihen.

Suhrkamp überzeugte Rechel-Mertens' Versuch, den kulturellen und historischen Kontext in der Übersetzung zu erhalten und er verteidigte ihn in diesem Sinn gegenüber der verlagsintern geäußerten Kritik von Rudolf Schottlaender, Walter Boehlich und Wolfgang Hirsch. Diese Kritiker hielten, als Verfolgte der Nationalsozialisten aus einer gewissen Außenseiterposition heraus, in der Übersetzung eine stärkere Annäherung an den gegenwärtigen, deutschsprachigen Kontext für förderlich. Sie wollten auch die Ausdrücke im Kontext von Prostitution, Homosexualität und Intimität übersetzt sehen. Boehlich nahm dabei weniger Anstoß als Hirsch und Schottlaender an Rechel-Mertens' schriftdeutscher Orientierung und dem Erhalt des kulturellen Kontexts Frankreichs, plädierte aber dafür, die französischsprachigen Einsprengsel auf Anreden und Speisen einzugrenzen.

Der deutschen Leserschaft in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts sagte Rechel-Mertens' Übersetzung jedoch außerordentlich zu. Aus den Feuilleton-Kritiken spricht die Hoffnung, dass das Erscheinen von Prousts *Recherche* in Deutschland als Anzeichen für die Rückkehr der Bundesrepublik in den Kreis europäischer Nationen zu werten sei, während andererseits im Szenario der Belle Epoque eine Gesellschaft begegnete, die zwar vom Untergang gezeichnet aber doch noch in Takt war. Die Leserschaft war Rechel-Mertens dankbar dafür, dass sie ihnen die von Proust dargestellte Welt des französischen Adels aufschloss.

Die dauerhafte Lesbarkeit von Rechel-Mertens' Übersetzung blieb öffentlich etwa dreißig Jahre lang weitestgehend unhinterfragt. Viele Leserinnen und Leser entwickelten eine besondere Beziehung zu Rechel-Mertens' Text, dessen Lektüre je nach täglichem Lesesumme Monate und Jahre in Anspruch nehmen kann und die Lesenden also ein Stück auf ihrem Lebensweg begleitet. Nachdem man so eine Zeit lang durch Rechel-Mertens' Vermittlung in Prousts Welt gelebt hat, wohlmöglich auch besonderen Gefallen an bestimmten Formulierungen

gefunden hat, fällt es schwer, eine neue Version zu akzeptieren. Mälzer nennt den entsprechenden Effekt „Fetisch-Funktion.“⁶¹⁹ Dieser Effekt tritt in der Auseinandersetzung mit Proust fast notwendigerweise ein, schon allein wegen der Intensität, der Mühe und der zeitlichen Investition, die dieses Unterfangen erfordert.

Im Lauf der achtziger Jahre wurde trotzdem der Wunsch nach einer Überarbeitung oder Neuübersetzung laut, war in Rechel-Mertens' Text die Entstehung in den fünfziger Jahren inzwischen doch allzudeutlich spürbar. Zudem hatte sich inzwischen die Editionsfrage geändert und die Proust-Forschung war weiter fortgeschritten. Das umfangreichere Hintergrundwissen eröffnete ganz neue Möglichkeiten in der Proust-Übersetzung. Luzius Keller, den der Suhrkamp Verlag für eine Revision gewann, ließ Verse und Zitate in französischer Sprache stehen, setzte sie aber in Übersetzung darunter, Anreden und französische Speisen blieben französisch, ansonsten aber erschien alles in Übersetzung. Dabei versuchte Keller Varianten gesprochener Sprache stärker zu berücksichtigen, griff wie Rechel-Mertens in einzelnen Ausdrücken aber auf den Sprachgebrauch des 19. Jahrhunderts zurück. Darüber hinaus berücksichtigte Keller in seiner Übersetzung stärker Prousts Pointen, auch wenn dieses Vorgehen sich nicht mit dem Erhalt von Prousts Satzstruktur vereinbaren ließ.

Die Entscheidung, Rechel-Mertens' Übersetzung zu überarbeiten und nicht neu zu übersetzen fand in den Feuilleton-Kritiken ebenso Zuspruch wie das letztliche Ergebnis, die von Luzius Keller verantwortete Frankfurter Ausgabe, die einen Kompromiss zwischen Rechel-Mertens und ihren Kritikern darstellt. Martin Ebel lobte in der *Welt* vom Juni 2002: „die burgunderroten Bände von Suhrkamp sind mit Nachworten und kundigen Kommentaren

⁶¹⁹ Mälzer, 99.

versehen und auf dem neuesten Stand der Forschung.“⁶²⁰ Ebel zeigt sich dankbar für die Informationen zum Kontext und den Interpretationsansätzen, die Keller auf der Grundlage der aktuellen Forschung anbieten konnte. Helge Schmid beobachtete im März 2002 im Online-Magazin *Literaturkritik*: „Der Anteil des revidierten Texts ist erstaunlich groß; gleichwohl zeigt es sich, dass die Entscheidung richtig war, die *Recherche* nicht völlig neu zu übertragen zu lassen, sondern mit Textkritik und Sprachgefühl Fehler abzubauen und die häufig allzu große Nähe zum Französischen in der deutschen Version abzumildern.“⁶²¹ Schmid's Beobachtung über den Anteil des revidierten Texts stimmt mit Blick auf den vollständigen Roman nicht ganz; tatsächlich schwankt der Anteil der Revisionen stark und bewegt sich zwischen unveränderten Passagen, Umstellung oder Umformulierung einzelner Ausdrücke und vollkommen neu übersetzten Passagen. Trotzdem trägt nach Schmid's Einschätzung Rechel-Mertens' Textgerüst, wengleich er Kellers „Auffrischung“ begrüßt sowie die Behebung von Druck- und Einzelfehlern.

Was die Berechtigung von Kellers Eingriffen betrifft, urteilte der Kritiker Michael Maar, der sich seinerseits mit einem schmalen, viel gelobten Bändchen, *Proust Pharao*, hervorgetan hatte, im November 1994 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*: „Die Eingriffe von Keller sind in neun von zehn Fällen berechtigt.“⁶²² Als geglückte Eingriffe wertete Maar wie Schmid die Behebung von Druckfehlern, von Einzelfehlern und Kellers stärkere Berücksichtigung von Proust's Satzrhythmus. Für bedauerlich hielt er teilweise Kellers Umgang mit Proust's Humor, für

⁶²⁰ Martin Ebel, „Die längste Sinfonie der Literaturgeschichte: Lindenblütentee, frisch abgeschmeckt; *Combray*, der erste Teil von Marcel Proust's *Recherche* in neuer Übersetzung.“ *Die Welt*, 22. Juni 2002.

⁶²¹ Helge Schmid, „Marcel Proust oder vom Glück des Lesens: Luzius Keller und Sibylle Laemmel vollenden ihre Proust-Revision.“ *Literaturkritik* Nr. 3 (März 2002): <http://www.literaturkritik.de>, zuletzt aufgerufen am 12. Juni 2015.

⁶²² Michael Maar, „Weltgebäude, renoviert: Eva Rechel-Mertens Proust-Übersetzung nach der Überarbeitung.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 223, 24. September 1994.

den Rechel-Mertens laut anderen Kritikern kein Gespür hatte. Maar aber meinte, dass in Rechel-Mertens' Übersetzung beispielsweise die Komik in Tante Léonies Verhalten deutlicher werde.

Diese Tante, die von ihrem Bett aus die Vorkommnisse im ländlichen Combray scharf überwacht, kann z.B. in ihrer Aufregung über die Frage, ob Madame Groupil zu spät zur Messe erschienen sei, nicht beruhigt werden. Obwohl sie ihr Bett nicht mehr verlässt, habe sie sich, so gibt Maar Proust wieder, hartnäckig zwischen Leben und Tod installiert und höre es nicht gern, wenn ihr jemand sage, sie werde hundert Jahre alt. Rechel-Mertens übersetzte: „da es ihr lieber war, ihre Tage nicht so fest limitiert zu sehen.“⁶²³ Keller charakterisierte in einem Relativsatz Tante Léonie, „die es vorzog, das Ende ihrer Tage nicht so genau festzulegen.“⁶²⁴ Maar hielt die Verkehrung in den aktiven Modus, der auch bei Proust nicht gegeben ist, für unnötig und Kellers Formulierung für matter als Rechel-Mertens.' Zudem beklagte er Kellers plumpe Übersetzung von Dr. Cottards und Legradins in der Tat plumpen Witzen, die ohne Kellers Anmerkungen gar nicht zu verstehen seien, „Legradins und Cottards Scherze, das sind so Momente, in denen man sich nach Rechel-Mertens zurücksehnt.“⁶²⁵ Allerdings ist es wohl tatsächlich ein Charakteristikum dieser beiden Figuren, dass sie auch bei Proust Witze erzählen, die erklärungsbedürftig, d.h. nicht witzig sind und ständig mehr oder weniger peinliche Situationen kreieren. Trotz solcher Momente, in denen Maar die unüberarbeitete Version vorzieht, begrüßt er Kellers Arbeit letztendlich. Wie er in seiner Überschrift schreibt, wirkt die neue Version auf ihn wie ein renoviertes Weltgebäude, d.h. er erkennt den alten Text noch, der in seiner Wahrnehmung aber frischer wirkt und erneut lesbar gemacht wurde.

So ist eine Version der Übersetzung von Eva Rechel-Mertens' Proust-Übersetzung noch immer erhältlich. Ihr Ziel möglichst dauerhafter Lesbarkeit hat sie also erreicht. Die neueren

⁶²³ Rechel-Mertens, zitiert in Maar.

⁶²⁴ Keller, zitiert in Maar.

⁶²⁵ Maar.

Übersetzungen von Michael Kleeberg (zwei Bände, 2002 und 2004) sowie von Bernd-Jürgen Fischer, von dessen geplanter Gesamtausgabe seit 2013 vier Bände erschienen sind, streben eine Version von größerer Gegenwärtigkeit in der Wirkung an, die vor allem die verschiedenen Register der gesprochenen Sprache, die eigenwillige Bildlichkeit Prousts und die Stilbrüche stärker berücksichtigt und den Avantgardisten Proust ernster nimmt. Rachel-Mertens' Verdienst bleibt indessen, in ihrer ersten vollständigen Übersetzung der *Recherche* einen Klassiker geschaffen zu haben.

QUELLEN

Proust, Marcel. *À la Recherche du Temps Perdu*. 4 Bde. Herausgeber: Jean-Yves Tadié. Paris: Gallimard, 1987-1989.

Bd. I, 1987:

Du Côté de chez Swann.

À l'Ombre des Jeunes Filles en Fleurs, Autour de Mme Swann.

Bd. II., 1988:

À l'Ombre des Jeunes Filles en Fleurs, Noms de Pays: Le Pays.

Le Côté de Guermantes.

Bd. III, 1988:

Sodome et Gomorrhe.

La Prisonnière.

Bd. VI, 1989:

Albertine Disparue.

Le Temps Retrouvé.

ÜBERSETZUNGEN UND AUSGABEN

Vollständige Übersetzungen und Ausgaben

Rechel-Mertens, Eva, Übers. *Auf der Suche nach der Verlorenen Zeit*. 7 Bde. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1953-1957.

Bd. I, 1953: *In Swanns Welt*.

Bd. II, 1954: *Im Schatten Junger Mädchenblüte*.

Bd. III, 1955: *Die Welt der Guermantes*.

Bd. IV, 1955: *Sodom und Gomorra*.

Bd. V, 1956: *Die Gefangene*.

Bd. VI, 1957: *Die Entflohene*.

Bd. VII, 1957: *Die Wiedergefundene Zeit*.

Rechel-Mertens, Eva, Übers. *Auf der Suche nach der Verlorenen Zeit*. 3 Bde. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1967.

Bd. I: *In Swanns Welt*.

Im Schatten Junger Mädchenblüte.

Bd. II: *Die Welt der Guermantes*.

Sodom und Gomorra.

Bd. III: *Die Gefangene*.

Die Entflohene.

Die Wiedergefundene Zeit.

Keller, Luzius, Rev., ab Bd. II zusammen mit Sibylla Laemmel. *Auf der Suche nach der Verlorenen Zeit*. Übersetzung: Eva Rechel-Mertens. 7 Bde. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1994-2002.

Bd. I, 1994: *Unterwegs zu Swann*.

Bd. II, 1995: *Im Schatten Junger Mädchenblüte*.

Bd. III, 1996: *Guermantes*.

Bd. IV, 1999: *Sodom und Gomorrha*.

Bd. V, 2000: *Die Gefangene*.

Bd. VI, 2001: *Die Flüchtige*.

Bd. VII, 2002: *Die Wiedergefundene Zeit*.

Unvollständige und Teilausgaben

Schottlaender, Rudolf, Übers. *Der Weg zu Swann*. Berlin: Die Schmiede, 1926.

Benjamin, Walter, und Franz Hessel, Übers. *Im Schatten der Jungen Mädchen*. Berlin: Die Schmiede, 1927.

—, *Die Herzogin von Guermantes*. München: Piper, 1930.

Kleeberg, Michael, Übers. *Combray*. München: Liebeskind, 2002.

—, *Eine Liebe Swanns*. München: Liebeskind, 2004.

Fischer, Bernd-Jürgen, Übers. *Auf dem Weg zu Swann*. Ditzingen: Reclam, 2013.

—, *Im Schatten Junger Mädchenblüte*. Ditzingen: Reclam, 2014.

—, *Der Weg nach Guermantes*. Ditzingen: Reclam, 2014.

UNVERÖFFENTLICHTE QUELLEN

Adorno, Theodor W., an Rudolf Schottlaender. Frankfurt/M., den 4. Januar 1954.

Staatsbibliothek zu Berlin, Nachlass 359 (Rudolf Schottlaender), Mappe 551 (Theodor W. Adorno).

Boehlich, Walter, an Eva Rechel-Mertens. Aarhus, Madrid und Frankfurt/M., 1955-1967. DLA, A: Rechel-Mertens. Korrespondenz zwischen dem Suhrkamp Verlag und Eva Rechel-Mertens, Kasten 240.

—, an Joachim Moras. Bonn, Madrid und Hamburg, 1954-1956. DLA, D: Merkur. Briefe von Walter Boehlich an *Merkur: Zeitschrift für Europäisches Denken*. Zugangsnummer: HS.NZ80.0003, Mediennummer: HS001925021.

- , an Hans Paeschke. Hamburg, Bonn und Aarhus, 1948-1953. DLA, D: Merkur. Briefe von Walter Boehlich an *Merkur: Zeitschrift für Europäisches Denken*. Zugangsnummer: HS.NZ80.0003, Mediennummer: HS001925012.
- , an Hans Paeschke. Bonn, Madrid und Hamburg, 1954-1956. DLA, D: Merkur. Briefe von Walter Boehlich an *Merkur: Zeitschrift für Europäisches Denken*. Zugangsnummer: HS.NZ80.0003, Mediennummer: HS001925021.
- Bornhäuser, Karl, Rektor und Oskar Weigel, Dekan (Unterzeichnende). Urkunde über die Promotion von Eva Rechel-Mertens, Marburg/Lahn, den 20. April 1925. Archiv der Philipps-Universität, Marburg/Lahn.
- Curtius, Ernst Robert, an Eva Rechel-Mertens. Heidelberg und Bonn, 1923-1956. DLA, A: Rechel-Mertens. Briefe von Personen an Eva Rechel-Mertens, Kasten 238.
- , an Hans Paeschke. Bonn, 1946-1948. DLA, D: Merkur. Briefe von Ernst Robert Curtius an *Merkur: Zeitschrift für Europäisches Denken*. Zugangsnummer: HS.NZ80.0003, Mediennummer: HS001996337.
- , an Hans Paeschke. Bonn: 1949-1955. DLA, D: Merkur. Briefe von Ernst Robert Curtius an *Merkur: Zeitschrift für Europäisches Denken*. Zugangsnummer: HS.NZ80.0003, Mediennummer: HS001996391.
- , an Rudolf Alexander Schröder. Bonn, 1935-1956. DLA, A: Rychner. Briefe von Ernst Robert Curtius an Rudolf Alexander Schröder. Zugangsnummer: HS.2004.0008, Mediennummer: HS001789313.
- . Gutachten über Eva Rechel-Mertens' Dissertation. *Balzac und die Bildende Kunst*. Marburg/Lahn, den 21. November 1922. Archiv der Philipps Universität, Marburg/Lahn.
- Frank-Severin, Auguste, an Eva Rechel-Mertens. Berlin, den 4. Oktober 1957. DLA, A: Rechel-Mertens. Briefe von Personen an Eva Rechel-Mertens. Kasten 225, Mappe 9.
- Gard, Roger Martin du, an Eva Rechel-Mertens. O.O., 1928-1948. DLA, A: Rechel-Mertens. Briefe von Personen an Eva Rechel-Mertens, Kasten 138a.
- Heilbrunn, Robert, an Eva Rechel-Mertens. Bad Godesberg, den 30. September 1953. DLA, A: Rechel-Mertens. Briefe von Personen an Eva Rechel-Mertens. Kasten 225, Mappe 9.
- Hirsch, Wolfgang, an Walter Boehlich und Siegfried Unseld. Briefe von Wolfgang Hirsch an den Suhrkamp Verlag. Aachen, 1960-1968. DLA, SUA: Suhrkamp/03 Lektorate. Zugangsnummer: SU.2010.0002, Mediennummer: HS008011341.
- , an Peter Suhrkamp. Amsterdam und Aachen, 1952-1959. DLA, SUA: Suhrkamp, Peter Suhrkamp Archiv. Korr. zu Proust, 1950-1959 II, A-Z.

- , an Walter Boehlich. Aachen, 1960-1968. DLA, SUA: Suhrkamp/03 Lektorate.
Zugangsnummer: SU.2010.0002, Mediennummer: HS008011341.
- Lippe, Rudolf zur, an Nora Brüggemann. Berlin, den 24. Juli 2014. Privatbesitz.
- (Eva Rechel-Mertens' Erbe), im Gespräch mit Nora Brüggemann, 26. Mai 2015.
- Mönich an das Ministerium für Kultus und Unterricht. Heidelberg, 6. Februar 1939.
Universitätsarchiv Heidelberg, Akte Personalsachen 1938.
- , an unleserlich. Heidelberg, den 6. September 1938. Universitätsarchiv Heidelberg, Akte Personalsachen 1938.
- Paeschke, Hans, an Eva Rechel-Mertens. Baden-Baden und München, 1948-1964. DLA, D:
Merkur. Briefe von *Merkur: Zeitschrift für Europäisches Denken* an Eva Rechel-Mertens.
Zugangsnummer: HS.NZ80.0003, Mediennummer: HS004760328.
- , an Kurt Wolf. Baden-Baden, den 5. März 1949, 11. Juni 1949 und den 20. Mai
1950. DLA, D: Merkur. Briefe von *Merkur: Zeitschrift für Europäisches Denken* an Kurt
Wolf. Zugangsnummer: HS.NZ80.003, Mediennummer: HS004781050.
- , an Peter Suhrkamp. Baden-Baden und München, 1948-1978. DLA, D: Merkur. Briefe von
Merkur: Zeitschrift für Europäisches Denken an den Suhrkamp Verlag. Zugangsnummer:
HS.NZ80.0003, Mediennummer: HS004771715.
- Podszus, Friedrich, an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt/M., den 18. Dezember 1952. DLA, A:
Rechel-Mertens. Korrespondenz zwischen Eva Rechel-Mertens und dem Suhrkamp
Verlag, Kasten 240.
- Rechel-Mertens, Eva, an Joachim Moras. Heidelberg, 1948-1964. DLA, D: Merkur. Briefe von
Eva Rechel-Mertens an *Merkur: Zeitschrift für Europäisches Denken*. Zugangsnummer:
HS.NZ80.0003, Mediennummer: HS00226565X.
- , an Direktor Mönich. Heidelberg, den 10. August 1938. Universitätsarchiv
Heidelberg, Akte Personalsachen 1938.
- , an Elisabeth Borchers. Heidelberg, den 22. Juni 1978. DLA, A: Rechel-Mertens.
Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.
- , an Ernst Robert Curtius. Ohne Angaben. DLA, A: Rechel-Mertens. Briefe von Eva Rechel-
Mertens an Personen, Kasten 237.
- , an Peter Suhrkamp. Heidelberg, 1952-1959. DLA, A: Rechel-Mertens. Korrespondenz
zwischen Eva Rechel-Mertens und dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

- , an Siegfried Unseld. Heidelberg, 1953-1978. DLA, A: Rechel-Mertens. Korrespondenz zwischen Eva Rechel-Mertens und dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.
- , an Walter Boehlich. Heidelberg, 1955-1967. DLA, A: Rechel-Mertens. Korrespondenz zwischen Eva Rechel-Mertens und dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.
- . „Kulturkunde.“ Unterrichtsmaterial. DLA, A: Rechel-Mertens. Kasten 234, Mappe 8.
- . „Mein Weg zu Proust.“ Vortrag, gehalten in der Goethesellschaft Wiesbaden, Oktober 1976. DLA, A: Rechel-Mertens, Teilnachlass, Kasten 234, Mappe 2.
- . „Proust – deutsch.“ Radiovortrag, gehalten am 4. Juni 1958. *Westdeutscher* und *Norddeutscher Rundfunk*. DLA, A: Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.
- . Lebensbeschreibung vom 27. Juli 1945. DLA, A: Rechel-Mertens. Kasten 234, Mappe 4.
- . Lebenslauf, o.D., eingereicht zur Promotion im November 1922. Archiv der Philipps Universität, Marburg/Lahn.
- . Vermerk auf Boehlichs undatierter Liste. DLA, A: Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.
- Ritzerfeld, Helene, an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt/M., 1953-1978. DLA, A: Rechel-Mertens. Korrespondenz zwischen Eva Rechel-Mertens und dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.
- Rychner, Max, an Eva Rechel-Mertens. O.O., den 24. Februar 1931. DLA, A: Rechel-Mertens. Briefe von Personen an Eva Rechel-Mertens, Kasten 239.
- Schottlaender, Rudolf. „Bemerkungen zu Problemen der Proustübersetzung an Hand des 1. Bandes der Gesamtausgabe im Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/M.“ Unveröffentlichtes Manuskript. DLA, SUA: Suhrkamp, Peter Suhrkamp Archiv, Korr. zu Proust 1952-1959 II A-Z.
- Suhrkamp, Peter an Rudolf Schottlaender. Frankfurt/M., den 11. Januar 1954. DLA, SUA: Suhrkamp, Peter Suhrkamp Archiv, Korr. zu Proust 1952-1959 II A-Z.
- , an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt/M., 1953-1959. DLA, A: Rechel-Mertens. Korrespondenz zwischen dem Suhrkamp Verlag und Eva Rechel-Mertens, Kasten 240.
- , an Josef Pieper. Berlin und Frankfurt/M., 1942-1956. DLA, A: Pieper. Briefe von Peter Suhrkamp an Josef Pieper. Zugangsnummer: HS.1991.0003.02217, Mediennummer: HS005471099.
- , an Wolfgang Hirsch. Briefe von Peter Suhrkamp an Wolfgang Hirsch, 1952-1959. DLA,

SUA: Suhrkamp, Peter Suhrkamp Archiv. Korr. zu Proust, 1950-1959 II, A-Z.

— „Was Kann uns Proust Bedeuten?“ Vortrag, gehalten am 6. Dezember 1954 in Berlin, am 15. Dezember 1954 in Bremen. DLA, A: Ansorge, Manuskripte anderer. Zugangsnummer: HS.2008.0002.00021, Mediennummer: HS005413809.

— „Der Schriftsteller in der Gesellschaft.“ Vortrag, gehalten am 17. September 1947, ohne Ort. DLA, SUA: Suhrkamp/01.

Unsel, Siegfried, an Eva Rechel-Mertens. Frankfurt/M., 1953-1978. DLA, A: Rechel-Mertens. Korrespondenz zwischen Eva Rechel-Mertens und dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

Wedekind, Rudolf. Protokoll der mündlichen Prüfung in Englisch, Deutsch und Französisch zur Promotion von Eva Rechel-Mertens, 31. Januar 1923. Archiv der Philipps-Universität, Marburg/Lahn.

— Verzeichnis der Rückmeldungen auf Ernst Robert Curtius' Gutachten über Eva Rechel-Mertens' Dissertation Balzac und die Bildende Kunst, 19. Januar 1923. Archiv der Philipps Universität, Marburg/Lahn.

Wolf, Kurt, Auszug seiner Kritik zum ersten Band von Eva Rechel-Mertens' Proust-Übersetzung. An Rechel-Mertens versendet von Helene Ritzerfeld. Frankfurt/M., den 28. Oktober 1953. DLA, A: Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

VERÖFFENTLICHUNGEN ZUM KONTEXT

Aly, Götz. „Schottlaender, da war doch was! Er suchte die ‚Doppelrepublik Deutschland (DRD)‘ und wurde zum gesamtdeutschen Staatsfeind.“ *Berliner Zeitung*, 3. November 2000.

Basler National Zeitung. „Berühmte französische Romane in deutscher Übersetzung.“ 6. Februar 1954: DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

Benjamin, Walter. „Zum Bilde Prousts.“ In *Walter Benjamin: Gesammelte Schriften; Aufsätze, Essays, Vorträge*, Bd. II.I. Herausgeber: Hermann Schweppenhäuser und Rolf Tiedemann, 310-324. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1991.

Boehlich, Walter. „Marcel Proust in Frankreich, Deutschland und anderswo.“ In *Walter*

- Boehlich: Die Antwort ist das Unglück der Frage.* Herausgeber: Helmut Peitsch und Helen Thein, 159-185. Frankfurt/M.: S. Fischer, 2011.—. „Thomas Manns ‚Doktor Faustus.‘“ *Merkur: Zeitschrift für Europäisches Denken* Nr. 2 (1948): 588-603.
- . „Walter Boehlich.“ Ansprache, gehalten vor der Akademie für Sprache und Dichtung, 1996. In *Walter Boehlich: Die Antwort ist das Unglück der Frage; Ausgewählte Schriften.* Herausgeber: Helmut Peitsch und Helen Thein, 64/65. Frankfurt/M.: S. Fischer, 2011.
- Curtius, Ernst Robert.
- . „Die Deutsche Marcel-Proust-Ausgabe: Eine Umfrage.“ *Literarische Welt* Nr. 2 (8. Januar 1926): 4.
- . *Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter.* Bern: Francke, 1948.
- . *Französischer Geist im Neuen Europa.* Berlin: Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1925.
- . „Zivilisation und Germanismus.“ In *Französischer Geist im Neuen Europa*, 217-287. Berlin: Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1925.
- Deutsche Studentenzeitung. „Verlorene Zeit?“ 6. Juli 1955: DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.
- Dieterle, Regine, Hrsg. *Theodor Fontane und Martha Fontane: Ein Familienbriefnetz.* Berlin: de Gruyter, 2002.
- Düsseldorfer Nachrichten. „Die endgültig verlorene Zeit.“ 16. August 1955: DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.
- Ebel, Martin. „Die längste Sinfonie der Literaturgeschichte: Lindenblütentee, frisch abgeschmeckt; *Combray*, der erste Teil von Marcel Prousts *Recherche* in neuer Übersetzung.“ *Die Welt*, 22. Juni 2002.
- Ferré, André. Editorische Notiz zu *À la Recherche du Temps Perdu* von Marcel Proust. In *À la Recherche du Temps Perdu*, Bd. I. Herausgeber: Pierre Clarac und André Ferré, XXIV-XXXVII. Paris: Gallimard, 1954.
- Gide, André. *Morgenblatt für Freunde der Literatur* Nr. 4 (24. September 1953): 5.
- Hartung, Rudolf. „Marcel Proust erscheint wieder in Deutschland.“ *Süddeutsche Zeitung*, 7. November, 1953: DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.
- Hartwig, Ina. „Die chemische Reaktion des Leidens.“ *Süddeutsche Zeitung* Nr. 263 (14. November 2013): 14.

- Hassine, Juliette. „Antisemitismus I.“ In *Marcel Proust Encyklopädie*. Herausgeber: Luzius Keller, 34-35. Hamburg: Hoffmann und Campe, 2009.
- . „L' écriture antisemite dans la Recherche et ses sources biblique et gréco-romains.“ *Bulletin d'Informations Proustiennes* Nr. 21 (1990): 83-100.
- . „Rasse.“ In *Marcel Proust Encyklopädie*. Herausgeber: Luzius Keller, 718-720. Hamburg: Hoffmann und Campe, 2009.
- Hayman, Ronald. *Marcel Proust: Die Geschichte seines Lebens*. Übersetzung: Max Looser. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2000.
- Hermann, Frank und Heinke Schmitz. „Avantgarde und Kommerz: Der Verlag Die Schmiede 1921-1929.“ *Buchhandelsgeschichte: Aufsätze, Rezensionen und Berichte zur Geschichte des Buchwesens*, 1991: 129-150.
- Hesse, Hermann. „Der Büchertisch.“ *Berliner Tageblatt*, 29. April 1926.
- Heuerkamp, Claudia. *Bildungsbürgerinnen: Frauen im Studium und in Akademischen Berufen 1900-1945*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1996.
- Hirsch, Wolfgang. „Marcel Proust und sein Oeuvre: Zum Erscheinen des ersten Bandes der Gesamtausgabe bei Suhrkamp.“ *Neue Zeitung*, 22. November 1953: DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.
- Hobsbawn, Eric. *Das Zeitalter der Extreme: Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*. Übersetzung: Yvonne Badal. München: Hanser, 1995.
- Hoeges, Dirk. *Kontroverse am Abgrund: Ernst Robert Curtius und Karl Mannheim; Intellektuelle und ‚freischwebende Intellegenz‘ in der Weimarer Republik*. Frankfurt/M.: Fischer, 1994.
- Hölter, Achim. *Marcel Proust: Leseerfahrungen Deutschsprachiger Schriftsteller von Theodor W. Adorno bis Stefan Zweig*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1998.
- Houghes, Edward. „Dreyfus-Affäre II.“ In *Marcel Proust Encyklopädie*. Herausgeber: Luzius Keller, 205. Hamburg: Hoffmann und Campe, 2009.
- . „Drumont, Édouard.“ In *Marcel Proust Encyklopädie*. Herausgeber: Luzius Keller, 206/207. Hamburg: Hoffmann und Campe, 2009.
- Kapp, Christoph. „... und die Tore entthronte ich mit den Jahren‘: Walter Boehlichs frühe Jahre – eine biographische Skizze.“ In *Walter Boehlich: Kritiker*. Herausgeber: Helmut Peitsch und Helen Thein, 17-40. Berlin: Akademie Verlag, 2011.

- Keller, Luzius. „Daudet, Léon.” In *Marcel Proust Encyklopädie*. Herausgeber: Luzius Keller, 184. Hamburg: Hoffmann und Campe, 2009.
- . Editionsbericht zu *Auf der Suche nach der Verlorenen Zeit* von Marcel Proust. In *Auf der Suche nach der Verlorenen Zeit*, Bd. VII. Herausgeber: Luzius Keller, 613-634. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2002.
- . *Marcel Proust Encyklopädie*. Hamburg: Hoffmann und Campe, 2009.
- . „Probleme der deutschen Proust-Übertragung.” In *Werkstattberichte: Literarische Übersetzer bei der Arbeit*, Bd. I. Herausgeber: Volker Roloff, 43-64. Tübingen: G. Narr, 1991.
- Kleiner, Barbara. *Sprache und Entfremdung: Die Proust-Übersetzungen Walter Benjamins Innerhalb seiner Sprach- und Übersetzungstheorie*. Bonn: Bouvier, 1980.
- Koch, Thilo. „Marcel Proust ‚Auf der Suche nach der verlorenen Zeit,‘ Band III., ‚Die Welt der Guermantes.‘” Radiovortrag, gehalten am 4. Dezember 1955. *Hessischer Rundfunk*. DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.
- Kord, Susanne. „Adaption/Translation.” In *The Feminist Encyclopedia of Feminist Literature*. Herausgeber: Friederike Eigler und Susanne Kord, 6-7. Santa Barbara: Greenwood, 1997.
- Kunz, Erwin. „Der Übersetzerin gewidmet.” *Rhein-Neckar-Zeitung* Nr. 116 (26. Mai 1978): 2.
- Lothes, Helga. „Bereitschaftsdienst: Fräulein Doktor.” *Oderzeitung*, 26. Oktober o.J. DLA, H: Rechel-Mertens. Geschlossener Bestand der Mediendokumentation, Mediennummer: 000003568.
- Maar, Michael. „Weltgebäude, renoviert: Eva Rechel-Mertens Proust-Übersetzung nach der Überarbeitung.” *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 223, 24. September 1994.
- Mälzer, Nathalie. *Proust oder Ähnlich: ProustÜbersetzen in Deutschland*. Berlin: Das Arsenal, 1996.
- Mauriac Dyer, Nathalie. Vorwort zu *Robert Proust et la Nouvelle Revue Française: Les Années Perdues de la Recherche*. Herausgeber: Nathalie Mauriac Dyer, 7-21. Paris: Gallimard, 1999.
- Mittelland Zeitung. „Die Lust der Übersetzer an Proust.” 3. Mai 2003.
- Müller-Doohm, Stefan. *Adorno: Eine Biographie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2003.
- Naumann, Hans. „Prousts Sodom und Gomorra.” *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 31 (Dezember 1955): DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp

Verlag, Kasten 240.

Nigel, Walter. „Meisterwerke, im Bett geschrieben: Zur deutschen Proustausgabe.“ *Der Tagesspiegel* Nr. 248 (26. November 1953): DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

Peitsch, Helmut und Helen Thein, Hrsg. *Walter Boehlich: Die Antwort ist das Unglück der Frage; Ausgewählte Schriften*. Frankfurt/M.: S. Fischer, 2011.

—, Hrsg. *Walter Boehlich: Kritiker*. Berlin: Akademie Verlag, 2011.

Pfuehl, Barbara. „Marcel Proust: Frühe Rezeption in Deutschland; literarisches Echo, Übersetzung, Kritik.“ Magisterarbeit, Università degli Studi di Verona, 1994/1995.

Poliakov, Léon. *Der Arische Mythos: Zu den Quellen von Rassismus und Nationalsozialismus*. Hamburg: Junius, 1993.

Presse-Nachrichten. „Die Welt der Guermantes von Marcel Proust.“ 20. Juni 1955: DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

Rasche, Friedrich. „Großer Marcel Proust.“ *Hannoversche Allgemeine Zeitung*, 19. Dezember 1953: DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

Rechel-Mertens, Eva. „André Gide als sein Biograph: Stirb und Werde.“ *Hannoverscher Kurier*, 1930: DLA, H: Rechel-Mertens. Geschlossener Bestand der Mediendokumentation, Mediennummer: 000003568.

—, „An der Sperre.“ *Schleswiger Nachrichten*, 1934: DLA, H: Rechel-Mertens. Geschlossener Bestand der Mediendokumentation, Mediennummer 000003568.

—, „Charlotte von Stein: Zu ihrem 100. Todestage.“ *Hannoverscher Kurier* Nr. 8/9 (7. Januar 1927): DLA, H: Rechel-Mertens. Geschlossener Bestand der Mediendokumentation, Mediennummer: 000003568.

—, „Edschmids Byron-Roman: Roman einer Leidenschaft.“ *Hannoverscher Kurier*, 1929: DLA, H: Rechel-Mertens. Geschlossener Bestand der Mediendokumentation, Mediennummer: 000003568.

—, „Friedrich Gundolf: Einige Striche zu einem Portrait.“ *Frankfurter Zeitung* Nr. 22 (12. Januar 1936): DLA, H: Rechel-Mertens. Geschlossener Bestand der Mediendokumentation, Mediennummer: 000003568.

—, „Jean-Jaques Rousseau zu seinem 150. Todestag am 2. Juli.“ *o.T.*, 1928: DLA, H: Rechel-

- Mertens. Geschlossener Bestand der Mediendokumentation, Mediennummer: 000003568.
- . „Margarete Susman: ‚Frauen der Romantik.‘” *Hannoverscher Kurier*, 1929: DLA, H: Rechel-Mertens. Geschlossener Bestand der Mediendokumentation, Mediennummer: 000003568.
- . „Neue Französische Bücher über den Krieg.” *Die Hilfe* Nr. 17 (O.J.): 361-363. DLA, H: Rechel-Mertens. Geschlossener Bestand der Mediendokumentation, Mediennummer: 000003568.
- . Interview, geführt von *Die Welt*. „Proust-Jahre zählen Doppelt: Eva Rechel-Mertens’ Erfahrungen mit der ‚Suche nach der Verlorenen Zeit;’ Gespräch mit der Übersetzerin.” *Die Welt* Nr. 167 (21. Juli 1969): DLA, Z: Rechel-Mertens. Zeitungsausschnittsammlung der Mediendokumentation. Mediennummer: BF000112929.
- . „Schwierigkeiten und Probleme der Proust-Übertragung.” *Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt*, Jahrbuch 1966 (Heidelberg, 1967): 74-82.
- . „Sonderbare Verwechslungen.” *Schleswiger Nachrichten*, 21. April 1934: DLA, H: Rechel-Mertens. Geschlossener Bestand der Mediendokumentation, Mediennummer 000003568.
- Reimertz, Stefan. *Proust in Berlin: Unterhaltungen mit Rudolf Schottlaender*. Paris: Éditions de la Vièrge, 2014.
- Rilke, Rainer Maria, an Prinz Alexander von Hohenlohe. Muzot, den 23. Dezember 1922. *Morgenblatt für Freunde der Literatur* Nr. 4, 24. September 1953.
- Rothe, Arnold. „Curtius in Heidelberg: Versuch einer Spurensicherung.” In *Ernst Robert Curtius: Werk, Wirkung, Zukunftsperspektiven; Heidelberger Symposion zum Hundertsten Geburtstag 1986*. Herausgeber: Walter Berschin und Arnold Rothe, 57-102. Heidelberg: C. Winter, 1989.
- Sabais, Winfried. „In Prousts verlorener Zeit.” *Darmstädter Echo*, 6. Februar 1954: DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.
- Schmid, Helge. „Marcel Proust oder vom Glück des Lesens: Luzius Keller und Sibylle Laemmel vollenden ihre Proust-Revision.” *Literaturkritik* Nr. 3 (März 2002): <http://www.literaturkritik.de>, zuletzt aufgerufen am 12. Juni 2015.
- Schmid, Werner. „Begegnung mit Marcel Proust.” *Freies Volk: Wochenzeitung für das Schweizervolk*, 5. Februar 1954: DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

- Schottlaender, Rudolf. *Trotz allem ein Deutscher: Mein Lebensweg seit Jahrhundertbeginn*. Freiburg/Br.: Herder, 1986.
- Schüddekopf, Grete. „In den Salons des Pariser Adels.“ *Hessische Nachrichten*, 27. August 1955: DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.
- Serça, Isabelle. „Portrait du Narrateur en Sociolinguiste.“ In *Marcel Proust au Début du Troisième Millenaire*. Herausgeber: Yvonne Goga und Corina Moldovan, 209-227. Cluj-Napoca: Editura Limes, 2002.
- Speck, Rainer, Hrsg. *Marcel Proust und Deutschland: Eine Internationale Bibliographie*. Heidelberg: C. Winter, 2002.
- Stern, Alfred. *Sartre: His Philosophy and Existential Psychoanalysis*. New York: Delacorte, 1967.
- Suhrkamp, Peter. „Mein Weg zu Proust.“ *Morgenblatt für Freunde der Literatur* Nr. 4 (24. September 1953): 1-6.
- Tadié, Jean-Yves. Editorische Notiz zu *À la Recherche du Temps Perdu* von Marcel Proust. In *À la Recherche du Temps Perdu*, Bd. I. Herausgeber: Jean-Yves Tadié, CLXXI-CLXXVII. Paris: Gallimard, 1987.
- Tuchman, Barbara. *August 1914*. Übersetzung: Grete und Karl-Eberhardt Felten. Frankfurt/M.: S. Fischer, 2013.
- Unsold, Siegfried. Interview, geführt von Hermann Borfeld. *Marcel Proust in Deutschland: Interview mit Proust-Verleger Siegfried Unsold; zum 100. Geburtstag des französischen Romancier am 10. Juli*. DLA, H: Rechel-Mertens. Mediendokumentation, Mediennummer: BF000003585.—. „Proust in Deutschland verlegen.“ Vortrag, gehalten am 17. November 1982 vor der Marcel Proust Gesellschaft in Köln. *Proustiana* Nr. 1 (1983): 5-15.
- Vaget, Hans Rudolf. „Fünfzig Jahre Leiden an Deutschland: Thomas Manns ‚Doktor Faustus‘ im Lichte unserer Erfahrung.“ In *Thomas Mann: ‚Doktor Faustus‘; 1947-199*. Herausgeber: Werner Röcke, 11-34. Bern: Peter Lang, 2004.
- Weser Kurier. „Marcel Proust: Die Welt der Guermantes.“ 28. Juni 1955: DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.
- . „Proust IV.“ 26. November 1955.: DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

Westecker, Wilhelm. „Das Epos des Individualismus.“ *Christ und Welt* , 29. Juli 1954: DLA, A: Eva Rechel-Mertens. Korrespondenz mit dem Suhrkamp Verlag, Kasten 240.

Wroblewsky, Vincent. „Sartre Übersetzen.“ In *Halbe Sachen – Wolfenbüttler Übersetzergespräche IV-VI; Erlanger Übersetzerwerkstatt I-II. Wolfenbüttler Akademie Texte*, Bd. 24. Herausgeber: Olaf und Adrian La Salvia Kutzmutz, 275-288.
Wolfenbüttel: Bundesakademie für kulturelle Bildung Wolfenbüttel, 2006.

Zweig, Stefan. „Marcel Prousts tragischer Lebenslauf.“ *Morgenblatt für Freunde der Literatur* Nr. 4 (24. September 1953): 1-6.

Anonym

„Heidelberger Übersetzerin geehrt: Eva Rechel-Mertens erhielt den Literaturpreis des Kritikerverbandes.“ 14./15. September 1957: DLA, A: Rechel-Mertens. Kasten 225, Mappe 9.